



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

24. JAHRGANG, DEZEMBER 1988, HEFT 4

MATHILDE JACOB:

Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden in
Krieg und Revolution 1914-1919.

Hrsg. und eingeleitet von Sibylle Quack und
Rüdiger Zimmermann

HANS MANFRED BOCK:

Neuere Forschungen zur Holländischen
Marxistischen Schule

BEATE FIESELER:

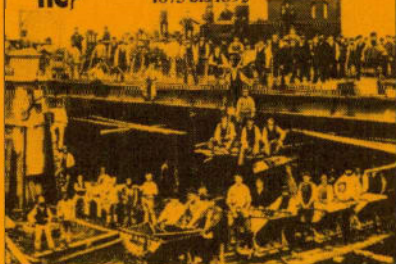
In a Female Voice: Good Morning Russia !
Eindrücke und Einsichten vom Kongreß:
„Women in the History of the Russian Empire“,
University of Akron und Kent State University,
USA

**FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONS-
VORHABEN • NEUE LITERATUR**

Helga Kutz-Bauer

Arbeiterschaft, Arbeiterbewegung und bürgerlicher Staat in der Zeit der Großen Depression

Eine regional- und sozialgeschichtliche
Studie zur Geschichte der Arbeiterbewegung
im Großraum Hamburg
1873 bis 1899



464 Seiten, 86,— DM

Dieses Buch räumt mit dem Vorurteil auf, die Ärmsten der Armen hätten sich in Gewerkschaften und Sozialdemokratie organisiert, um ihre verzweifelte Lage zu verbessern.

Claus Ellrich / Hans Otto Hemmer (Hg.)

Die neue Mehrheit

Bilder-Lesebuch

Angestellte



192 Seiten, 38,— DM

Das „Bilder-Lesebuch Angestellte“ blickt zurück auf die Lage der Angestellten in Kaiserreich, Weimarer Republik und Nachkriegszeit und fragt auch nach ihrer Rolle in der Dienstleistungsgesellschaft von morgen.



Wer sich einen Überblick über mehr als 100 Jahre deutsche Arbeiterliteratur verschaffen will, findet auf dem Buchmarkt kaum etwas Besseres als die von Friedrich G. Kürbisch herausgegebenen Bände mit Sozialreportagen.

3 Bände im Schuber,
660 Seiten, 28,— DM

Verlag Neue Gesellschaft Verlag J.H.W. Dietz Nachf.



Internationale wissenschaftliche Korrespondenz zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef
Steinberg und Hermann Weber

Inhalt	MATHILDE JACOB: Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden in Krieg und Revolution 1914-1919. Hrsg. und eingeleitet von Sibylle Quack und Rüdiger Zimmermann	S. 435
	HANS MANFRED BOCK: Neuere Forschungen zur Holländischen Marxistischen Schule	S. 516
	BEATE FIESELER: In a Female Voice: Good Morning Russia ! Eindrücke und Einsichten vom Kongreß „Women in the History of the Russian Empire“, University of Akron und Kent State University, U.S.A., August 1988	S. 539
	FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete (77). Bearbeitet von Franz Jean Frohn	S. 552
	NEUE LITERATUR Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung in Daten. Hrsg. vom IML beim ZK der SED, Berlin/DDR (<i>Holger Gallrein</i>)	S. 559
	Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789-1945). Hrsg. von Dieter Fricke. 4 Bde, Leipzig 1983-1986 (<i>Ossip K. Flechtheim</i>)	S. 560
	Arno Herzig und Rainer Sachs, Der Breslauer Gesellenaufstand von 1793. Die Aufzeichnungen des Schneidermeisters Johann Gottlieb Klose, Göttingen 1987 (<i>Martin Henkel</i>)	S. 560
	Die Regierung Eisner 1918/1919. Ministerratsprotokolle und Dokumente. Eingel. und bearb. von Franz J. Bauer, Düsseldorf 1987 (<i>Walter Tormin</i>)	S. 562
	Proletarische Sozialpolitik. Organ der Arbeitsgemeinschaft sozialpolitischer Organisationen, ARSO. 1928-1933. Reprint. Hrsg. von Clemens Klockner, Darmstadt 1987 (<i>Arne Andersen</i>)	S. 563
	Robert Michels, Masse, Führer, Intellektuelle. Politisch-soziologische Aufsätze 1906-1933, Frankfurt/M. und New York 1987 (<i>Peter Lösche</i>)	S. 564
	Helga Grebing, Arbeiterbewegung und politische Moral. Aufsätze, Kommentare und Berichte zur Geschichte und Theorie der deutschen Arbeiterbewegung, Göttingen 1985 (<i>Arno Klönne</i>)	S. 565
	Chrysoula Kambas, Die Werkstatt als Utopie. Lu Märten literarische Arbeit und Formästhetik seit 1900, Tübingen 1988 (<i>Claudia Albert</i>)	S. 566
	Grenzgängerinnen. Revolutionäre Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Hrsg. von Helga Grubitzsch u.a., Düsseldorf 1985 (<i>Heinz Niggemann</i>)	S. 567

Arbeiter und Arbeiterbewegung in Schleswig-Holstein im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Rainer Paetau und Holger Rüdel, Neumünster 1987 (<i>Nils Hansen</i>).....	S. 568
Die Minderheit als Mitte. Die Deutsche Zentrumsparlei in der Innenpolitik des Reiches 1871-1933. Hrsg. von Winfried Becker, Paderborn u.a. 1986 (<i>Georg Kotowski</i>).....	S. 569
Christoph Sachße, Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871-1929, Frankfurt/M. 1986 (<i>Heinz Niggemann</i>)	S. 570
Deutsche Arbeiterjugendbewegung 1904 bis 1945. Illustrierte Geschichte. Autorenkollektiv: Heinz Jahnke u.a., Köln 1987 (<i>Kurt Schilde</i>)	S. 571
Jürgen Bergmann, Wirtschaftskrise und Revolution. Handwerker und Arbeiter 1848/49, Stuttgart 1986 (<i>Hermann-Josef Rupieper</i>)	S. 571
Peter Kuckuk, Bremen in der Deutschen Revolution 1918-1919, Bremen 1986; Peter Kuckuk, Die A.G. „Weser“, T. 1: Bis 1914, Bremen 1987; Peter Kuckuk, Die A.G. „Weser“, T. 2: 1914 bis 1933, Bremen 1987; Hartmut Roder, Der Bremer Vulkan, T. 1: 1893 bis 1914, Bremen 1988; Hartmut Roder, Der Bremer Vulkan, T. 2: 1914 bis 1933, Bremen 1987, (<i>Berthold Grzywatz</i>)	S. 572
Michael Ruck, Bollwerk gegen Hitler ? Arbeitschaft, Arbeiterbewegung und die Anfänge des Nationalsozialismus, Köln 1988 (<i>Thomas Kurz</i>)	S. 574
Heinrich August Winkler, Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933, Berlin und Bonn 1987 (<i>Helmut Konrad</i>).....	S. 576
Volker Franke, Der Aufstieg der NSDAP in Düsseldorf, Essen 1987 (<i>Doris Kaufmann</i>)	S. 577
Hans-Jürgen Smula, Milieus und Parteien. Eine regionale Analyse der Interdependenz von politisch-sozialen Milieus, Parteiensystem und Wahlverhalten am Beispiel des Landkreises Lüdighausen 1919 bis 1933, Münster 1987 (<i>Stefan Immerfall</i>)	S. 577
Carola Sachße u.a., Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung. Herrschaftsmechanismen im Nationalsozialismus, Opladen 1982 (<i>Arno Klönne</i>)	S. 578
Richard Osswald, Lebendige Arbeitswelt. Die Sozialgeschichte der Daimler-Benz AG von 1945 bis 1985, Stuttgart 1986; Die Daimler-Benz AG 1916-1948. Schlüsseldokumente zur Konzerngeschichte. Bearb. von Karl Heinz Roth und Michael Schmid, Nördlingen 1987 (<i>Ulrich Heinemann</i>)	S. 579
Gerhard Botz, Krisenzonen einer Demokratie. Gewalt, Streik und Konfliktunterdrückung in Österreich seit 1918, Frankfurt/M. und New York 1987 (<i>Detlef Lehnert</i>)	S. 581
Kurt Seliger, Basel — Badischer Bahnhof. In der Schweizer Emigration 1938-1945, Wien 1987 (<i>Hermann Wichers</i>)	S. 582
Stefan Loibl, Kollektiv oder kooperativ ? Genossenschaften und Kollektive in Katalonien, Berlin 1988 (<i>Monika Lübcke</i>).....	S. 582

Die Geschichte der Zweiten Internationale.	
Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR.	
2 Bde, Moskau und Berlin/DDR 1983;	
The Communist International in Lenin's Time.	
Lenin's Struggle for a Revolutionary International.	
Documents: 1907-1916. Ed. by John Riddel,	
New York 1984 (<i>Agnes Blänsdorf</i>).....	S. 583
MITTEILUNGEN, ERGÄNZUNGEN UND BRIEFE	
AN DIE REDAKTION.....	S. 585
JAHRESREGISTER JAHRGANG 24 (1988)	S. I
PROJEKTFRAGEBOGEN	S. XIII

Autorinnen und Autoren dieses Heftes:

Hans Manfred Bock, Dr. phil., Professor am FB 5,
Gesellschaftswissenschaften, der Gesamthochschule Kassel,
Oderweg 7, D-3501 Zierenberg.

Beate Fieseler, M.A., Wissenschaftliche Mitarbeiterin am
Lehrstuhl für osteuropäische Geschichte der Ruhr-Universität Bochum,
Heimatweg 21, D-4630 Bochum 1.

Sibylle Quack, Dr. phil., z.Z. Habilitations-Stipendiatin der
Deutschen Forschungsgemeinschaft, Kiefernweg 37, D-5300 Bonn 1.

Rüdiger Zimmermann, Dr. phil., Referent in der Bibliothek der
sozialen Demokratie/Bibliothek der Friedrich-Ebert Stiftung,
Godesberger Allee 149, D-5300 Bonn 2.

ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE DER
DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin e.V.,
Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38.

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Peter Lösche,
Walter Momper, Dirk H. Müller.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet.

Anschrift der Redaktion: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion,
Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38, Tel.: 0 30 / 816 001 41 (Direktwahl) 816 001-0 (Zentrale)

Vertrieb: Verlag Berliner Vereinszeitungen, Dudenstr. 22, D-1000 Berlin 61.

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS“ des
Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, D-5300 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfassernamen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der
Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der
in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe, sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin (West)

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise ab 1.1.1983: Einzelheft DM 20,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich einer Pauschale für Versandkosten von DM 1,50. Jahresabonnement DM 67,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich DM 5,— für Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postgirokonto Historische Kommission — Sonderkonto L, Nr. 21 55 15-105, beim Postgiroamt Berlin (West). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).

Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 13-19/20, und Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H.1 und 4 und Jg. 15 (1979)ff.

Redaktionsschluß: 15.7.1988

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 4 vom 1.5.1985.

Gedruckt mit Unterstützung des Senators für Wissenschaft und Forschung, Berlin.

Gesamtherstellung: Offsetdruckerei Martin Niehuus, Jugendweg 7, D-1000 Berlin 13.

VON ROSA LUXEMBURG UND IHREN FREUNDEN IN KRIEG UND REVOLUTION 1914-1919

Von Mathilde Jacob. Hrsg. und eingeleitet von Sibylle Quack und
Rüdiger Zimmermann

Vorbemerkung

Dank des guten Buches von Heinz Knobloch¹ ist es nicht mehr nötig, Mathilde Jacob (1873-1943) der Vergessenheit zu entreißen: Sie war die Sekretärin Rosa Luxemburgs und später Paul Levis, aber sie war noch viel mehr als das: treue, verlässliche, immer hilfsbereite Freundin, zuverlässige und tapfere Widerstandskämpferin und Genossin. Sie war zu Lebzeiten einem größeren Kreis von Sozialisten und Sozialistinnen bekannt und sie wurde es später wieder durch die Briefe, die Rosa Luxemburg aus dem Gefängnis an sie schrieb und die Mathilde Jacob, als Jüdin und Sozialistin von den Nationalsozialisten verfolgt und nach Theresienstadt verschleppt, für die Nachwelt hat retten können.

Mathilde Jacobs Name wird immer im Zusammenhang mit anderen, „berühmteren“ Personen genannt, ihre „dienende“ Funktion hervorgehoben. Ein typisches Frauenschicksal, scheint es. Um so wichtiger, daß jetzt über sie berichtet wurde und zwar als Hauptperson. Natürlich hat auch ihr Biograph Heinz Knobloch sie entdeckt, weil sie die Sekretärin Rosa Luxemburgs war; doch zeigt sein Buch, wie lohnenswert es ist, ihre Lebensgeschichte zu würdigen. Die helfende, dienende, unverheiratet gebliebene Mathilde, die sich aufopferte für ihre Freundinnen und Freunde, für ihre Mutter, ihre Verwandten — war sie nicht auch eine ungeheuer selbständige, mutige, konspirative Persönlichkeit, zunächst während des Ersten Weltkrieges, dann in der Illegalität in der KPD 1919, später in der Hitlerzeit?

Der hier folgende Bericht Mathilde Jacobs, der von Rosa Luxemburg und ihren Freunden in Krieg und Revolution handelt, gibt Auskunft über ihr Leben, das sie in der Zeit während des Ersten Weltkrieges und bis in das Jahr 1919 hinein geführt hat. Er zeigt eine hochinteressante Beziehung zu Rosa Luxemburg und gleichzeitig eine Vertrautheit mit Leo Jogiches, die vielleicht nur wenige Menschen im Umkreis von beiden hatten. Elżbieta Ettinger hat in ihrer Luxemburg-Biographie darauf hingewiesen, daß Mathilde Jacob eine ganz besondere Rolle spielte im Verhältnis zwischen Jogiches und Luxemburg, daß sie eine Art Vermittlerfunktion zwischen den verhärteten Fronten wahrnahm, aber auch, daß Jogiches ihr von privaten Dingen erzählte, sich Mathilde Jacob gegenüber auf ganz ungewohnte Weise öffnete.² Der Bericht Mathilde Jacobs zeigt auch, wie stark sie in das politische Geschehen von Spartakus und später KPD involviert war.

Für die darauf folgenden Jahre kennen wir keine vergleichbaren autobiographischen Zeugnisse mehr von ihr. Aber wir wissen, daß sie eng mit Paul Levi zusammenarbeitete, zuerst in der KPD, dann wieder in der SPD; daß sie als verantwortliche Redakteurin von Paul Levis Zeitschrift „Unser Weg“ und später seiner „Sozialistischen Politik und Wirtschaft“ zeichnete. Auf keinen Fall ist richtig, was Peter Nettel in seiner Luxemburg-Biographie über Mathilde Jacob schrieb. Er sah sie — da er die Materialien bei der Hoover Institution on War, Revolution, and Peace nicht kannte — lediglich als unbedarfte, nur durch Rosa Luxemburgs Einfluß zur Politik gekommene Frau an, die schon bald nach Rosa Luxemburgs Tod ins unpo-

1 Heinz Knobloch, *Meine liebste Mathilde. Das unauffällige Leben der Mathilde Jacob*, Berlin [West] 1986.

2 Elżbieta Ettinger, *Rosa Luxemburg. A Life*, Boston, Mass. 1986, S.200-202.

litische Leben zurückkehrte.³ Agnes Peterson konnte mit ihrer 1973 in der IWK erschienenen biographischen Studie über Mathilde Jacob deren Person sehr viel kenntnisreicher würdigen.⁴ Leider scheint auch Heinz Knobloch bisweilen ihre Rolle eher zu unterschätzen, wenn er schreibt, Mathilde Jacob sei wahrscheinlich nur wegen ihrer Arbeit als Sekretärin von Paul Levi 1921 aus der KPD ausgetreten.⁵ Das klingt, bei allem ernsthaften Bemühen, ihr als Hauptperson gerecht zu werden, doch wieder so, als handele es sich um eine Person, die keine eigenen Entscheidungen treffen kann.

Es ist nicht allzu viel, was wir über Mathilde in den dreißiger Jahren wissen. Heinz Knobloch meint, daß sie nach Levis Tod (1930) wahrscheinlich keine organisatorischen Bindungen zu Gruppen oder Parteien gehabt hätte.⁶ Leider konnten wir nicht feststellen, ob Mathilde Jacob in der SPD geblieben ist, weil die Mitgliederkarteien nicht mehr existieren. Was wir wissen, ist, daß sie weiterhin Kontakt zu einem Kreis von sozialistischen Freunden und Freundinnen hatte. In Kurt Großmanns Buch über die Emigration wird sie erwähnt als weitsichtige Person, die in Berlin 1939 ihre Umgebung vor einem unzuverlässigen Genossen warnte.⁷ Knobloch fand heraus, daß sie recht zurückgezogen lebte, ihre Wohnung in der Altonaer Straße 11 in Berlin-Tiergarten untervermietet hatte und Schreibarbeiten übernahm.

Aus einer Reihe von Briefen Mathilde Jacobs aus den Jahren 1933 bis 1941, die wir mit dem Manuskript von den Levi-Neffen aus den USA bekamen, wissen wir jetzt Näheres über ihre verzweifelten Versuche, aus Nazi-Deutschland herauszukommen.⁸ Es waren vergebliche Versuche. Die Briefe, allesamt an die nach USA emigrierte Schwester Paul Levis gerichtet, zeigen auf erschütternde Weise, wie sich Mathilde Jacobs Lage verschlechterte, welche Schritte sie unternahm, um gemeinsam mit der Familie ihres Bruders auszuwandern, wie diese Versuche immer wieder mißlangen, und wie sie Hilferufe an verschiedene Personen in den USA richtete. Zusammen mit der eindringlichen Schilderung Heinz Knoblochs über die menschenfeindlichen Bedingungen, unter denen Mathilde Jacob und die übrige jüdische Bevölkerung zu leben hatten, geben diese Briefe eine Ahnung von der Realität Mathilde Jacobs in den letzten Jahren in Berlin, bevor sie nach Theresienstadt kam und dort am 14.4.1943, wir wissen nicht wie, ums Leben gekommen ist.

Ein Schreiben des „International Rescue and Relief Committees“ in New York, datiert vom 9. Juni 1943, das bei den Briefen Mathilde Jacobs lag, zeigt die ungeheure Tragik der Situation: Mathilde Jacob war schon tot, als ihr schließlich von einem Hilfskomitee die Summe von 500 Dollar bereitgestellt werden konnte. Es zeigt auch, unter welch entsetzlichem Druck die in die Emigration Entkommenen standen, die ihre Familien, ihre Freunde, ihre Genossinnen und Genossen in Hitler-Deutschland zurücklassen mußten und denen es oft nicht gelungen ist, sie zu retten.

Wir wollen mit der Veröffentlichung des Berichts von Mathilde Jacob, den uns die Neffen von Paul Levi, Kurt und Frank Herz übergeben haben, dazu beitragen, ihr Andenken zu würdigen und wir sind sicher, daß ihre Aufzeichnungen auch heute, nach fast 60 Jahren, nichts an Bedeutung verloren haben.

3 Peter Nettel, Rosa Luxemburg, Köln und Berlin 1967, S.42.

4 Agnes F. Peterson, *A Working Woman: Mathilde Jacob, 1873-1942*, in: IWK, Nr.18 (April 1973), S.51-55.

5 Siehe Heinz Knobloch, „Meine liebste Mathilde“, a.a.O., S.164.

6 A.a.O., S.166.

7 Kurt Großmann, *Emigration 1933-1945. Geschichte der Hitler-Flüchtlinge*, Frankfurt/M. 1969, S.334.

8 Die Briefe befinden sich zur Zeit noch im Besitz von Sibylle Quack und sollen demnächst dem Archiv der sozialen Demokratie in Bonn übergeben werden.

Entstehung und Überlieferung des Manuskriptes „Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden in Krieg und Revolution 1914-1919“ von Mathilde Jacob

Wann Mathilde Jacob zuerst den Gedanken faßte, ihre Erinnerungen an Rosa Luxemburg aufzuschreiben, wissen wir nicht. Vorarbeiten lassen sich bis in die Zwanziger Jahre verfolgen. Zum zehnten Todestag von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht veröffentlichte sie in der „Leipziger Volkszeitung“⁹ kurze Erinnerungen, die bereits Formulierungen enthalten, die mit den späteren Ausarbeitungen identisch sind. Auch der von Peter Nettel¹⁰ zitierte Auszug aus einer Korrespondenz Mathilde Jacobs mit Alvariez del Vayo vom März 1928 belegt, daß ganze Textpassagen Ende der Zwanziger Jahre bereits ausformuliert waren. Die erste vollständige Version des Manuskriptes muß indes erst nach dem Tod von Paul Levi (1930) fertiggestellt worden sein und nicht, wie in der Literatur angegeben wurde, im Jahre 1929,¹¹ da Mathilde Jacob auf das tragische Ende Levis Bezug nimmt. Die erste Manuskriptversion, die Mathilde Jacob nach Levis Tod fertigstellte, umfaßte 110 Schreibmaschinenseiten und trug einen deutlich provisorischen Charakter. Raum für Namen, Daten und Sachverhalte ist in diesem Manuskript freigelassen, einige Fußnoten sind unvollständig, stilistische Unebenheiten fallen ins Auge. Dennoch zeichnet sich gerade diese (wir nennen sie die ursprüngliche) Version durch eine Fülle biographischer Details aus. Gefühle werden zugelassen und ausgesprochen: Zuneigung, Abneigung, Eifersucht auf andere Freundinnen Rosa Luxemburgs, Kränkungen, Schuldgefühle — alles das findet sich in der ursprünglichen Textfassung. Vor allem auch kritische Untertöne gegen Karl Liebknecht sind nicht zu überhören.

Nach der Fertigstellung des Manuskriptes scheint der Text durch „kundige“ Hände gegangen zu sein. Über die Person des literarischen Beraters oder der Beraterin lassen sich nur Spekulationen anstellen. Wir wissen es nicht genau. Jedenfalls trägt die nachfolgend überlieferte Textversion einen völlig anderen Charakter. Die Sprache ist geglättet, persönliche Details sind weggelassen oder abgeschwächt. Manch pointiertes Urteil über handelnde Personen liest sich milder. Auch die Sozialdemokratische Partei Deutschlands erscheint bisweilen in einem besseren Licht. Qualitativ neu — aus der Sicht der frühen dreißiger Jahre — ist die reiche Beigabe von Dokumenten. Teilweise handelt es sich um Quellen, die der interessierten Öffentlichkeit der Weimarer Republik bekannt waren (Spartakusbriefe, Rosa Luxemburgs Parteitagrede, Paul Levis Grabrede), teilweise um Briefe Rosa Luxemburgs, die seinerzeit völlig unbekannt waren. Mathilde Jacob hoffte sicherlich, mit dem Teilabdruck erhaltener Briefe ihren Text authentischer zu gestalten. Für die Luxemburg-Forschung, zunehmend von sozialistischen Dissidenten betrieben, wäre der Abdruck der Quellen von großem Gewinn gewesen. Gleichwohl trägt auch das zweite überlieferte, 133 Seiten starke Manuskript noch provisorische Züge. Es hat nicht die äußere Form, die die gewiefte Inhaberin eines Schreibbüros einem Verlag angeboten hätte. Mathilde Jacobs hat auch dieses Manuskript nochmals in mehreren Schritten überarbeitet und in eine Form gebracht, die mit großer Wahrscheinlichkeit für eine Veröffentlichung bestimmt war.

Welchen Weg sind diese verschiedenen Fassungen des Manuskriptes nach 1933 gegangen? Die Rettungsaktion der Papiere Mathilde Jacobs, darunter viele persönliche Dokumente aus der Feder Rosa Luxemburgs, hat Heinz Knobloch anschaulich beschrieben.¹² Kurz vor Ausbruch

9 Mathilde Jacob, Aus dem Gefängnis in den Kampf, in: Leipziger Volkszeitung, Jg. 36 (1929), Nr. 12 vom 15. Januar.

10 Peter Nettel, Rosa Luxemburg, a.a.O., S. 721.

11 So Narihiko Ito im Vorwort zu Rosa Luxemburg, Ich umarme Sie in großer Sehnsucht. Briefe aus dem Gefängnis 1915-1918, Berlin und Bonn 1980, S. 4.

12 Heinz Knobloch, Meine liebste Mathilde, a.a.O., S. 168f.

des Zweiten Weltkrieges suchte der Direktor der Hoover Institution on War, Revolution, and Peace, Ralph H. Lutz, Mathilde Jacob in Berlin auf. Mathilde Jacob hatte unter Freunden die Nachricht verbreiten lassen, sie wolle ihr reiches Quellenmaterial über Leben und Werk Rosa Luxemburgs in sicheren Händen wissen. Durch Vermittlung von Angelica Balabanoff wurde in den Vereinigten Staaten eine Verbindung zur konservativen Hoover Institution in Stanford (Kalifornien) hergestellt, die damit begonnen hatte, eine einmalige Sammlung von grauer Literatur, Plakaten, Flugblättern, Bildern und Archivalien über die unterschiedlichsten sozialen Bewegungen Europas aufzubauen. Ralph H. Lutz traf Mathilde Jacob konspirativ am 28. Juni 1939 in Berlin. Er nahm Rosa Luxemburgs Gefängnis-Kalender, ca. 200 Briefe, Bilder, Korrespondenz und Mathilde Jacobs Erinnerungen an Rosa Luxemburg mit. Seit dieser Zeit wird die ursprüngliche Fassung des Manuskripts von Mathilde Jacob in Kalifornien verwahrt. Archivintern trägt das Manuskript die Bezeichnung „Copy 4“. Es hat sich vollständig erhalten. Die erste überarbeitete Fassung findet sich im selben Archiv unter dem Namen „Copy 1“ und bis auf drei Seiten ist sie vollständig. Schließlich gibt es bei der Hoover Institution noch zwei fragmentarische Fassungen einer dritten, wiederum überarbeiteten Version, die „Copy 2“ und „Copy 3“ genannt werden. Diese letztgenannten Varianten sind indessen nur höchst lückenhaft erhalten.

Ein vollständiges Exemplar dieser dritten und letzten Fassung ging einen ganz anderen Weg. Es gelangte zwar auch in die Vereinigten Staaten, kam aber nicht zur Hoover Institution. Mathilde Jacob hatte die dritte Fassung ihrer Luxemburg-Erinnerungen nochmals gründlich überarbeitet. Auf der Basis des Manuskripts, das heute in Stanford fragmentarisch als „Copy 2“ und „Copy 3“ archiviert ist, hatte sie kleine Streichungen vorgenommen, neue Manuskriptteile angeklebt und den Text einer endgültigen redaktionellen Überarbeitung unterzogen. Alles spricht dafür, daß dieser letzte Text für eine Veröffentlichung bestimmt war. Die zeitliche „Reihenfolge“ aller Manuskripte läßt sich deshalb relativ einfach ermitteln, weil handschriftliche Überarbeitungen, Anstreichungen mit Bemerkungen über einzuarbeitende Passagen, Überklebungen etc. die Entwicklung der Fassungen deutlich machen. — Der Faschismus zerschlug die Pläne für eine Veröffentlichung. Mathilde Jacob übergab die wahrscheinlich letzte Fassung an Jenny Herz, die Schwester Paul Levis. Im schwäbischen Heilbronn wurde die Abschrift zusammen mit dem politischen und literarischen Nachlaß Paul Levis verwahrt. Mathilde Jacob war Jenny Herz persönlich verbunden. Wir wissen, daß sie ihre knappe Urlaubszeit damit verbrachte, nach Paul Levis Tod dessen Nachlaß in Heilbronn zu ordnen.¹³

Mathilde Jacob pflegte wichtige Dokumente und Texte gezielt unter Freunden und Freundinnen zu verteilen. Dieser Vorsicht, die man auch Weitsicht nennen kann, verdanken wir einige kostbare Quellen. Warum sie Ralph H. Lutz keine Endfassung ihrer Erinnerungen an Rosa Luxemburg mitgegeben hat, bleibt unklar. Hatte sie die Textdurchschläge an andere Vertraute bereits restlos verteilt? Vieles spricht für diese Vermutung. Eine letzte Fassung des Manuskriptes jedenfalls teilte künftig das Schicksal des Levi-Nachlasses.

Ostern 1933 beschloß die Familie Herz auszuwandern. Obgleich Nationalsozialisten in Heilbronn über den Levi-Nachlaß Bescheid wußten, gelang es der Familie, die Papiere unbeschädigt zu retten. Paul Levis Bibliothek und ein Teil seiner Akten wurden mit Hilfe einer Spedi-

13 Wie Paul Levis Nachlaß gerettet wurde. Erzählt von seinem Neffen Kurt Herz, Memphis/Tenn. [Mai 1988]. Manuskript im Besitz von Rüdiger Zimmermann und Sibylle Quack.

tion in die Schweiz geschafft. Die persönlichen Briefe Rosa Luxemburgs an Paul Levi aus dem Jahre 1914 und andere wichtige Dokumente aus dem Nachlaß lagerten in einem Safe in Heilbronn, bis sie Kurt Herz, einer der beiden Neffen Paul Levis, mit dem Zug nach Basel brachte. Über Straßburg, wo die Familie Herz bis 1935 wohnte, gingen alle Materialien mit der Familie in die Vereinigten Staaten. 1946 verkaufte die Schwester Paul Levis einen Großteil des Nachlasses an den österreichischen Sozialisten und Bibliothekar Joseph Buttinger, der ihn 1972 an die Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn gab. In ihrem privaten Besitz behielt die Familie Herz die Briefe Rosa Luxemburgs an Paul Levi und andere Dokumente, darunter auch die Endfassung der Erinnerungen Mathilde Jacobs an Rosa Luxemburg. Vor einiger Zeit übergaben Frank und Kurt Herz diese Materialien an Sibylle Quack mit der Erlaubnis zur Veröffentlichung und der Auflage, sie zum Levi-Nachlaß im Archiv der sozialen Demokratie in Bonn zu bringen.

Die verschiedenen Fassungen des Manuskriptes von Mathilde Jacob, die in Stanford liegen, sind von der Wissenschaft vielfältig genutzt worden.¹⁴ Die erste auszugsweise Veröffentlichung unternahm Charlotte Beradt mit einem 1973 publizierten Quellenband „Rosa Luxemburg im Gefängnis“.¹⁵ Dabei stützte sie sich wahlweise auf die beiden ersten erhaltenen Textversionen des Jacob-Manuskripts. Den ersten Versuch einer Gesamtedition unternahm Anfang der siebziger Jahre Narihiko Ito. Er war im April 1971, als er die Hoover Institution besuchte, auf Mathilde Jacobs Manuskript gestoßen. Bei einem erneuten Besuch 1974 erstellte er ein Gesamtmanuskript aus den beiden in hoher Vollständigkeit überlieferten Textvarianten. Ito erkannte die „Copy 1“ als späteren Text und baute Passagen aus dem ursprünglichen Text in sein Manuskript ein, die er teilweise mit der Bezeichnung „aus dem ersten Manuskript“ kennzeichnete. Die Dokumente in Mathilde Jacobs Manuskript, die bekannt waren, nahm er nicht in den zu veröffentlichenden Text auf. Ito hatte geplant, das Manuskript, so wie er es in Stanford zusammengestellt hatte, als Anhang zu seiner deutschen Luxemburg-Briefausgabe im Verlag J.H.W. Dietz Nachf. zu veröffentlichen. Statt dessen erschien eine „Verarbeitung“ seines Textes in Form eines fiktiven Interviews mit Mathilde Jacob, das der damalige Verlagslektor, Charles Schüddekopf, unter dem Titel „Versuch eines Dialogs: Mathilde Jacob im Gespräch“ den Luxemburg-Briefen voranstellte. Das gewählte Genre — fiktives Interview — war gewiß originell. Wissenschaftlich war es unbrauchbar. Der Zusammenhang des Textes wurde willkürlich demontiert, die Auswahlkriterien für die abgedruckten Textpassagen blieben im Dunkeln, die Überlieferungsgeschichte des Manuskriptes wurde ignoriert und vollständig verwischt.

Die Idee liegt nahe, zum 70. Todestag Rosa Luxemburgs das Manuskript in vollständiger Form zu veröffentlichen. Es erschien uns am sinnvollsten, die Fassung zu edieren, die Mathilde Jacob selbst zur Veröffentlichung vorbereitet hatte. In Absprache mit der IWK-Redaktion wurde Einverständnis erzielt, eine völlig ungekürzte Fassung des Manuskripts zu dokumentieren. Es werden somit auch die Dokumente abgedruckt, die durch andere Quelleneditionen längst bekannt sind. Unser Editionsprojekt wurde auch von Rolf Jacob, dem Neffen von Mathilde Jacob, wohlwollend unterstützt. Er besitzt als engster Verwandter alle Urheberrechte an dem Manuskript seiner Tante. Für seine Zustimmung zur Veröffentlichung der

14 Exemplarisch sei genannt: Thomas Huonker, *Revolution, Moral und Kunst*. Eduard Fuchs: Leben und Werk, Zürich 1985.

15 Rosa Luxemburg im Gefängnis. Briefe und Dokumente aus den Jahren 1915-1918. Hrsg. und eingel. von Charlotte Beradt, Frankfurt/M. 1973.

überlieferten Endfassung „Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden in Krieg und Revolution“ in der IWK sind wir Rolf Jacob sehr dankbar.

Da die unterschiedlichen Fassungen des Manuskripts von Mathilde Jacob teilweise erheblich im Inhalt differieren, versuchten wir eine Präsentationsform zu finden, die auch die anderen Fassungen mitberücksichtigt. Eine kritisch-philologische Edition indes war aus Platzgründen nicht möglich. Wir haben uns deshalb für einen Mittelweg entschieden. Auf der Basis der Endfassung wurden alle Textabweichungen und Ergänzungen im Anmerkungsapparat verzeichnet, die neue Fakten vermitteln, eine andere Interpretation nahelegen oder auch nur eine andere Stimmung malen. Die signifikantesten Textabweichungen bestehen zwischen dem Ursprungsmanuskript und der von uns abgedruckten Endfassung. Deshalb haben wir im Fußnotenapparat nahezu durchgängig auf Textvarianten aus dem ursprünglichen Manuskript verwiesen. Nur in Ausnahmefällen sind Texte aus späteren Fassungen berücksichtigt. Die übrige Kommentierung wurde bewußt knapp gehalten. Annotiert wurden nur Namen und Zitate. Bei den Briefen Rosa Luxemburgs an Mathilde Jacob wird durchgängig auf die DDR-Briefausgabe verwiesen. Mit näheren Erläuterungen haben wir lediglich zwei von Mathilde Jacob in den Text aufgenommene Kassiber von Leo Jogiches und Paul Levi versehen. Beide Texte wären sonst nur schwer einzuordnen. Die Originalanmerkungen von Mathilde Jacob sind in den laufenden Anmerkungsapparat eingeordnet worden, allerdings mit besonderer Kennzeichnung.

Zum Schluß möchten wir vor allem Frank und Kurt Herz danken für die großzügige Überlassung des Manuskripts. Ohne die freundliche Unterstützung der Hoover Institution, die einen Mikrofilm aller in Stanford erhaltenen Textvarianten¹⁶ zur Verfügung stellte, hätten wir die vorliegende Edition nicht realisieren können. Agnes Peterson, Leiterin der Central and Western European Collection, sei an dieser Stelle für ihre engagierte Kooperation — „transatlantic communication“, wie sie es nannte — sehr herzlich gedankt. Narihiko Ito half, das Rätsel der Überlieferungsgeschichte des Manuskripts zu entwirren. Feliks Tych, Annelies Laschitzka und Heinz Knobloch gaben uns wichtige Hinweise. Ihnen allen sind wir sehr verbunden. Dank sagen wir auch dem Herausgeber und der Redaktion der für IWK für ihre Entscheidung, Mathilde Jacobs Text erstmals ungekürzt einer interessierten Öffentlichkeit zu präsentieren.

16 Der Mikrofilm befindet sich jetzt im Archiv der sozialen Demokratie in Bonn.

VON ROSA LUXEMBURG UND IHREN FREUNDEN IN KRIEG UND REVOLUTION 1914-1919.

Von Mathilde Jacob

Zu Rosa Luxemburg trat ich in persönliche Beziehung, als mir Arbeiten für die „Sozialdemokratische Korrespondenz“¹ übertragen wurden.² Gemeinsam mit J. Karski³ und Franz Mehring⁴ hatte Rosa Luxemburg diese „Korrespondenz“ ins Leben gerufen mit dem Ziel, anzukämpfen gegen den sich in der alten Sozialdemokratischen Partei immer mehr ausbreitenden Revisionismus. Karski und Mehring diktieren ihre Artikel bei mir. Rosa Luxemburg sollten Weg und Mühe erspart werden, und so wurden auch ihre Manuskripte von den beiden diktiert. Dabei hatten sich manchmal kleine Irrtümer eingeschlichen, und Rosa Luxemburg, die Druckfehler in ihren Arbeiten haßte, kam schließlich selbst zu mir.

„Auf Ihrer Maschine sind Sie aber Meister“, sagte sie nach kurzer Zusammenarbeit beim ersten Besuch. — Es war sogleich ein Kontakt zwischen uns hergestellt, und nach beendetem Diktat bat sie, beim Vervielfältigen helfen zu dürfen. Es sei zwar nicht schwierig, meinte ich, aber man müsse Übung darin haben. — Sie sei geschickt, erwiderte sie, ich möge ihr getrost eine Arbeit übertragen. — So zeigte ich, wie man auf der Matrize die nötigen Verbesserungen vornehmen müsse. Die von Rosa Luxemburg gemachten Korrekturen kamen aber beim Vervielfältigen nicht deutlich heraus. — „Ach“, meinte sie, „nicht einmal dazu bin ich zu gebrauchen!“

Die für die sozialdemokratischen Zeitungen bestimmten Artikel dieser „Korrespondenz“ überragten durch das umfassende Wissen ihrer Autoren und ihren fesselnden Stil die übrigen sozialdemokratischen Publikationen. Die „Korrespondenz“ wurde von den Redakteuren eifrig gelesen, doch nur wenige marxistisch redigierte Blätter druckten die Artikel nach. Im Kriege unterlag die „Korrespondenz“, wie alle Veröffentlichungen der Linksradiكالen, der Zensur, die jede Kritik an den herrschenden Zuständen unterband. Ein Weitererscheinen war somit unmöglich gemacht, der Kampf mußte illegal geführt werden.

Zwei Gruppen innerhalb der deutschen Sozialdemokratie kämpften gegen die Kriegspolitik:

1 Erschien in Schreibmaschinenschrift vervielfältigt vom 27. Dezember 1913 bis zum 21. Dezember 1914. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

2 Das ursprüngliche Manuskript beginnt folgendermaßen: „Ich hatte das Glück, im Jahre 1913 zu Rosa Luxemburg in persönliche Beziehungen zu treten. Niemals vorher hatte eine Frau einen so tiefen Eindruck auf mich gemacht. Ihre großen leuchtenden Augen, die alles zu verstehen schienen, ihre Bescheidenheit und Güte, ihre fast kindliche Freude an allem Schönen, ließen mein Herz für sie höher schlagen. Bewundernd blickte ich zu dieser Geistesgröße auf, die beinahe dürftig gekleidet war.“

So oft ich auch später Rosa Luxemburg zu Versammlungen, Konferenzen oder Demonstrationen begleitete, der erste Eindruck blieb bestehen: sie sah so bescheiden und anspruchslos aus, daß Menschen, die sie noch nicht gesehen hatten, verwundert ausriefen: „Das ist Rosa Luxemburg?!“ Sprach sie dann in ihrer temperamentvollen Art, so wuchs sie über ihr zartes Figürchen hinaus und faszinierte die Hörer.“

3 Schriftstellernamen Dr. Julius Marchlewski, Wirtschaftspolitiker, geb. 17.5.1866, gest. 22.3.1925. Gehörte zu den engsten Kampfgenossen Rosa Luxemburgs. Ihre Freundschaft rührte aus gemeinsamer Studienzeit in Zürich her. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

Nach seiner Emigration 1893 in die Schweiz gab Marchlewski dort u.a. mit Rosa Luxemburg die Zeitung „Sprawa Robotnicza“ heraus; ab 1896 war er in Deutschland Mitarbeiter an zahlreichen linkssozialdemokratischen Zeitschriften und Zeitungen, Verleger in München, Mitbegründer der Spartakusgruppe. In der wissenschaftlichen Literatur wird Marchlewskis Vorname durchweg mit Julian übersetzt.

4 Dr. Franz Mehring, geb. 22.2.1846, gest. 29.1.1919, Historiker und Literaturforscher, kam nach gründlichem Studium der Marxschen Lehre zur Sozialdemokratie, die er vorher vom bürgerlichen Lager aus in Wort und Schrift bekämpft hatte. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

die Richtung Haase-Ledebour⁵ und die Richtung Luxemburg-Mehring. Beide Gruppen standen sich keinesfalls feindlich gegenüber; zwar marschierten sie getrennt, doch kämpften und schlugen sie meist zusammen. Sie hielten gemeinsame Besprechungen ab, und die persönlichen Beziehungen Rosa Luxemburgs, Franz Mehrings und ihrer Anhänger zu diesen Kampfgenossen waren, trotz aller politischen Gegensätze, freundschaftlicher Natur.

Die Gruppe um Haase-Ledebour, deren Abgeordnete am 21. Dezember 1915, nach 18 Kriegsmonaten, dem Reichstag die Kredite verweigerten, und die sich alsdann „Arbeitsgemeinschaft“ nannte, bildete den Kern der späteren „Unabhängigen Partei“. Sie erhob ihre Stimme stets zögernd und war zu Kompromissen immer bereit. [sic den sogenannten politischen Sumpf.]⁶ Die zweite bei weitem kleinere aber konsequent revolutionär-marxistische Gruppe, der spätere „Spartakus-Bund“, folgte der genialen Leitung Rosa Luxemburgs. Ihr zur Seite stand als gleichwertiger Kampfgenosse Franz Mehring. Nach Kriegsausbruch gesellte sich ihnen Karl Liebknecht⁷ zu, der gemeinsam mit Otto Rühle⁸ in der Reichstagssitzung vom 2. Dezember 1914 erstmalig die Kriegskredite verweigerte. Kühn und unerschrocken erhob er von da ab seine Stimme gegen den Weltkrieg und machte dem Reichstag mit seinem „Kleinen Anfragen“ viel zu schaffen. Als einzige Möglichkeit, öffentlich zu den Massen zu sprechen, stellte er sie wieder und immer wieder, bei jedem Anlaß, den die unheilvolle Kriegführung in reichem Maße bot.

Diese im Anfang so kleine Gruppe — Franz Mehring sagte einmal scherzend zu mir: „Bestellen Sie Rosa, sie dürfe mich als ihren einzigen Anhänger nicht verärgern,“ — wuchs schnell und gewann Einfluß. Tapfere opferbereite Kämpfer schlossen sich in Berlin und im Reich zusammen. Hier wie dort, um gegen den Krieg zu protestieren. — Auch wissenschaftliche Vorträge wurden in den Dienst dieses Kampfes gestellt. So veranstaltete Rosa Luxemburg für die Sozialdemokratische Partei im Herbst 1914 einen öffentlichen Kursus über „Entstehung und Entwicklung des Kapitalismus“.⁹ Sie ging aus von der Entwicklung des Städtewesens, von der einsetzenden Geldwirtschaft, dem Zunft Handwerk, der Entdeckung Amerikas und den damit verbundenen Kolonialgreueln, um dann zur modernen Industrie und dem durch sie erzeugten Industrieproletariat überzugehen. Die Aufzeigung der Krisen, die der moderne Kapitalismus hervorruft, bot der Dozentin zu Erklärungen Gelegenheit, wie alle Versuche, die Krisen zu überwinden, zum Weltkrieg führen mußten.

Konnte auch ein Teil der zahlreichen Hörer, die an den Sonntagvormittagen in Bartschs Festsälen in Neukölln sich einfanden, den Schlußfolgerungen nicht immer zustimmen, den dialekt-

5 Hugo Haase (1863-1919), Rechtsanwalt, Mitvorsitzender der SPD, seit 1917 der USPD, 1897-1907 und 1912-1919 MdR (SPD/USPD). 1918 Mitglied des Rates der Volksbeauftragten.

Georg Ledebour (1850-1947), Journalist, 1900-1914 Mitarbeiter am „Vorwärts“ und anderen sozialdemokratischen Zeitungen. 1900 bis 1918 MdR (SPD/USPD), 1920-1922 einer der beiden Vorsitzenden der Partei, 1922 Rest-USPD, 1923-1931 Vorsitzender des Sozialistischen Bundes, 1931 SAPD.

6 Hier liegt ein offensichtlicher Schreibfehler von Mathilde Jacob vor. In einer der Versionen, die als Vorarbeiten zu dem von uns veröffentlichten Manuskript dienten, fanden wir den Satz folgendermaßen:

„Sie erhob ihre Stimme stets zögernd; immer zu Kompromissen bereit, bildete sie den sogenannten politischen Sumpf.“ (Siehe „Copy 2“ in: Hoover Institution on War, Revolution, and Peace, Stanford, Cal.)

7 Karl Liebknecht (1871-1919), Rechtsanwalt, 1902-1913 sozialdemokratischer Stadtverordneter in Berlin, 1906 Mitbegründer der proletarischen Jugendbewegung in Deutschland, 1908-1916 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, 1912-1916 MdR, Mitbegründer des Spartakusbundes; zusammen mit Rosa Luxemburg am 15. Januar 1919 ermordet.

8 Otto Rühle (1874-1943), Lehrer, Redakteur an sozialdemokratischen Zeitungen, 1907-1913 Wanderlehrer des Zentralbildungsausschusses der SPD, 1912-1918 führendes Mitglied der „Internationalen Kommunisten Deutschlands“, 1919 Eintritt in die KPD, 1920 Mitbegründer der KAPD, nach 1923 Wiedereintritt in die SPD.

9 Zu dem auf vier Vorträge berechneten Kurs siehe Wilhelm Pieck, *Gesammelte Reden und Schriften*, Bd. I, Berlin [DDR], 1959, S. 330-331.

tisch meisterlichen Ausführungen folgten alle mit regem Interesse. In der letzten Vortragsstunde dankte der Leiter des Kursus für die reiche Belehrung. Goethes Worte variierend, sagte er am Schluß seiner Rede:

Mit euch, Frau Doktor, zu spazieren,
ist ehrenvoll und bringt Gewinn. —

Ja, es war immer ein Gewinn, mit Rosa Luxemburg zu spazieren. Ihr reiches Wissen anderen zugänglich zu machen, gehörte zu ihrem Wesen.

„Sie müssen mich einmal besuchen,“ sagte sie während der Neuköllner Vorträge zu mir, „erstens Mimis wegen, zweitens meiner Bilder wegen und drittens, um mir eine Freude zu machen.“ — Mimi war die Katze Rosa Luxemburgs. Eines Morgens, als Rosa Luxemburg verfrüht ins Klassenzimmer der Parteischule gekommen war, wo sie vor dem Kriege Vorlesungen über Nationalökonomie hielt, fand sie das hilflose kleine Wesen, verletzt durch den umgefallenen Besen einer Scheuerfrau. Rosa Luxemburg nahm sich des Tierchens an, behielt es und zog es auf. Ihre Vertrautheit mit dem Kätzchen nahm ständig zu; sie pflegte ihm schließlich von ihren Freuden und Leiden zu erzählen. Zu welcher Tages- oder Nachtzeit sie auch heimkam, Mimi umschmeichelte sie, beschnupperte die Handtasche oder mitgebrachte Pakete und fand stets einen Leckerbissen für sich. — Selbstverständlich überlegte Rosa Luxemburg sorgfältig, wohin sie Mimi während ihrer Gefängniszeit bringen konnte. Die war für den 31. März festgesetzt, erfolgte aber durch plötzliche Verhaftung bereits am 18. Februar. Der nachstehende, kurz vor der Gefängennahme geschriebene Brief legt Zeugnis von der Sorge um Mimi ab:

Sonntag

Liebes Fräulein Jacob!

Vielen Dank für den reizenden Blumengruß, und dann meine Lieblingsblume: die zarten Anemonen! Sie haben mir wirklich eine große Freude gemacht. Aber die Norddeutsche Allgemeine hat doch recht: das deutsche Volk ist so verschwenderisch, wie wenn das Vaterland nicht in Gefahr und Not wäre. Wie sollen wir „durchhalten“, wenn das Volk nicht sparsamer wird? [. . .] Die Idee mit der Mimi zeigt mir, daß auch gute Geister, ja namentlich diese, die Schwäche und Gebrechlichkeit der irdischen Dinge nicht zu erfassen vermögen. Die Mimi im Korb getragen, für einen Tag mitgenommen und dann wieder abgeliefert! Wie wenn es sich um eine gewöhnliche Kreatur aus der Gattung *felis domestica* handelte! Nun, wissen Sie, guter Geist, daß Mimi eine kleine Mimose, ein hypernervöses Prinzeßchen im Katzenfell ist, das schon, als ich, ihre eigene Mutter, sie einmal mit Gewalt aus dem Haus heraustragen wollte, Krämpfe gekriegt hat vor Aufregung und mir in den Armen steif geworden ist, mit brechenden Äuglein wieder in die Wohnung getragen werden mußte und erst nach Stunden zu sich kam. Ja, ja, Sie haben keine Ahnung, was mein Mutterherz schon durchgemacht hat. Also lassen wir Mimichen in der Wohnung. Mir graut schon, wenn ich an den bevorstehenden und doch unvermeidlichen Transport denke, — vor dem 31. III., wo ich sie in die Villa im Grunewald schaffen muß [. . .].

Aber wenn Sie allein kommen, wird mir sehr wohl sein. Nur muß ich morgen und übermorgen schon zwei „unaufschiebbare“ geschäftliche Besuche erledigen, dann hoffe ich Sie am Mittwoch — wenn Sie Ihre Zeit ebenso verschwenden wollen, wie den schnöden Mammon — bei mir zu sehen.

Inzwischen mit herzlichsten Grüßen
Ihre R.L.¹⁰

Rosa Luxemburg besaß viele kostbare Kunstmappen. Den englischen Maler Turner liebte sie besonders. Sie konnte sich an den zarten Farben seiner Landschaften nicht „satt sehen“. Sie selbst zeichnete und malte mit vieler Freude und ausgesprochenem Talent. Einige ihrer Zeich-

10 Siehe Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe. Hrsg. vom IML beim ZK der SED. 5 Bde., Berlin [DDR], 1982-1984, Bd. 5, S. 36. Der von Mathilde Jacob zitierte Brief enthält einige — geringfügige — Abweichungen gegenüber der Berliner Ausgabe.

nungen und gemalten Porträts sind erhalten geblieben, darunter ein Selbstbildnis. — Ich glaube, Rosa Luxemburg oft eine Freude mit meinem Besuch bereitet zu haben. Wenn es sich darum handelte, für sie etwas zu tun, so galt für mich das Wort „Genug ist nicht genug!“ Und doch war sie stets der gebende Teil. Eine Unterhaltung mit ihr, ein Blick aus ihren verstehenden Augen, von einem warmen Händedruck begleitet, ließ viele den Lebenskampf mit neuen Hoffnungen aufnehmen.

Gegen Ende der Neuköllner Vorträge fühlte sich Rosa Luxemburg leidend. Der weite Weg von Südende nach dem Berliner Osten strengte sie jetzt an. Trotzdem unterbrach sie den Kursus nicht. Aber nach seiner Beendigung ging sie auf ärztlichen Rat ins Schöneberger Krankenhaus.¹¹ Hier lernte ich Leo Jogiches¹² kennen, den eine fünfundzwanzigjährige Freundschaft mit Rosa Luxemburg verband. Ich bin dem Schicksal dankbar, Zeuge dieser Freundschaft geworden zu sein, die während gemeinsamer Universitätsstudien in Zürich entstanden war.

Leo Jogiches besaß scharfen Verstand, reiches Wissen, und ein ausgezeichnetes Gedächtnis. Er war der Voranstürmende und oft auch der Herrschende. Zu Zeiten hat sich Rosa Luxemburg seiner Eigenart völlig angepaßt. Dann aber brach ihr Feuergeist sich wieder Bahn, ging eigene Wege, und nicht selten entstand zwischen ihr und dem Freunde ein temperamentvoll geführter Meinungsstreit. — Niemand außer einigen Intimen ahnte, mit welcher Hingebung Rosa Luxemburg dem Freunde zugetan war. Diese zwei Menschen hatten sich so völlig in der Gewalt, daß sie mit keinem Blick oder Lächeln ihre Gefühle vor anderen verrieten. Sie sorgten umeinander, und ihre Freundschaft wurde immer klarer und fester. Aber diese Freundschaft hinderte Leo Jogiches nicht, auch gegen Rosa Luxemburg unerbittlich zu sein, wenn es galt, politische Arbeit zu leisten.

Gelegentlich sagte Rosa Luxemburg zu mir: „Leo läßt keine Gründe zu, die jemanden hindern könnten, seine Pflicht zu tun. Ich sollte einmal als Studentin einen Vortrag halten, fühlte mich aber körperlich so elend, daß ich fürchten mußte, nicht reden zu können. Ich schlug ihm vor, jemand anders mit dem Referat zu betrauen. „Übernehmen Sie nur den Vortrag“, sagte er darauf, „Sie werden sich bis zum Schluß halten können.“ — „Und wirklich“, erzählte Rosa Luxemburg weiter, „ich brach erst zusammen, nachdem ich meinen Vortrag beendet hatte.“¹³ — Die hohe Auffassung Rosa Luxemburgs von Liebe und Freundschaft spricht aus der sich auf Frau von Stein beziehenden Briefstelle eines später einmal an mich gerichteten Schreibens, das ich in seinem Gesamtwortlaut hier einfüge:

11 An dieser Stelle ist im ursprünglichen Manuskript eingefügt: „Ich sehe sie hier noch geduldig ihre Schmerzen ertragen, die sich in heftigen Magenbeschwerden äußerten. Sie pflegte mich auf den Rand ihres Bettes zu ziehen, wenn ich bei der Begrüßung ihre kleinen weißen Hände zu küssen versuchte. Das litt sie durchaus nicht, lachte über den Unfug, wie sie es nannte und zog mich herzlich an sich. Meist aber war sie für Zärtlichkeiten nicht zu haben.“

12 Leo Jogiches [Pseudonym Tyska] (1867-1919), persönlicher Freund Rosa Luxemburgs und engster politischer Mitarbeiter, 1894 Mitbegründer der Sozialdemokratie des Königreiches Polen, radikaler revolutionärer Marxist, 1900 Übersiedlung vom Schweizer Exil nach Deutschland. Organisierte im Ersten Weltkrieg die Herausgabe der „Spartakusbriefe“ und sorgte nach der Verhaftung Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts für den Kontakt zwischen der Spartakusgruppe und den Inhaftierten.

13 An dieser Stelle heißt es im ursprünglichen Manuskript: „Leo Jogiches seinerseits wollte mir einmal Rosa Luxemburgs Güte schildern. „Ich hatte sie unlängst kennengelernt“, sagte er, „ich klagte ihr, daß ich keinen Tee hätte, der für mich schon damals zu den Unentbehrlichkeiten des Lebens gehörte. Rosa hatte gerade aus Polen von ihren Angehörigen Tee bekommen, reichte mir sofort ein Päckchen davon und sagte, bitte, hier ist Tee für Sie. — Ich habe ihn natürlich nicht genommen“, fügte Leo Jogiches hinzu. Und diese Handlungsweise wiederum ist für ihn kennzeichnend. Es war kaum jemals möglich, ihn zu bewegen, etwas anzunehmen.“

Freitag, 9.4.15.

Mein liebes Fräulein Jacob!

Hoffentlich kriegen Sie diese Zeilen noch zum Sonntagsgruß, was mein Wunsch ist. Vielen herzlichen Dank für Ihre Briefe, die ich mehrmals lese und die mir viel Heiterkeit bringen. Heute kam der zweite (aus Jena, wo mir Ihr Hotel unbekannt ist) mit den schönen Einlagen. Mimis Bild hat mich schrecklich gefreut, ich muß immer lachen, wenn ich es anschau; diese Szenen ihrer Wildheit, wenn jemand einen „Annäherungsversuch“ unternimmt, habe ich so oft erlebt, daß ich sie fast knurren höre bei dem Anblick des Bildchens. Es ist vorzüglich gelungen; und auch für den jungen Arzt, der soviel Interesse meiner Mimi erweist, hab ich von vornherein die lebhafteste Sympathie. Für die Blumen einen ganz besonderen Dank, Sie wissen gar nicht, welche Wohltat sie mir damit erweisen. Ich kann nämlich wieder botanisieren, was meine Leidenschaft und beste Erholung nach der Arbeit ist. Ich weiß nicht, ob ich Ihnen meine Botanisierhefte schon gezeigt habe, in denen ich vom Mai 1913 ab etwa 250 Pflanzen eingetragen habe, — alle prächtig erhalten. Ich habe sie alle hier, ebenso wie meine verschiedenen Atlanten, und nun kann ich ein neues Heft anlegen, speziell für die „Barnimstraße“. Gerade alle die Blümchen, die Sie mir geschickt haben, hatte ich noch nicht, und nun habe ich sie ins Heft gebracht; besonders freut mich der Goldstern (das gelbe Blümchen im ersten Brief) und die Kuhschelle, da man dergleichen hier bei Berlin nicht findet. Auch die 2 Epheublätter der Frau von Stein sind verewigt, — richtig hatte ich Epheu noch nicht drin (*hedera helix* auf Latein); ihre Abstammung freut mich doppelt. Außer dem Leberblümchen waren alle Blumen sehr ordentlich gepreßt, was beim Botanisieren wichtig ist.

Ich freue mich für Sie, daß Sie soviel sehen; für mich wäre das eine Strafe, wenn ich Museen und dergl. besuchen müßte. Ich kriege dabei gleich Migräne und bin wie gerädert. Für mich besteht die einzige Erholung im Schlendern oder Liegen im Grase, in der Sonne, wobei ich die winzigsten Käfer beobachte oder auf die Wolken gaffe. Dies ad notam für den Fall unserer künftigen gemeinsamen Reise. Ich würde Sie nicht im geringsten stören, alles zu besuchen, was Sie interessiert, aber mich müßten Sie entschuldigen. Sie vereinigen freilich beides, was ja am richtigsten ist.

Ein Bild der Lady Hamilton habe ich gesehen in der Ausstellung der Franzosen des XVIII. J.; ich weiß nicht mehr, wie der Maler hieß, habe nur die Erinnerung einer kräftigen und grellen Mache, einer robusten, herausfordernden Schönheit, die mich kalt ließ. Mein Geschmack sind etwas feinere Frauentypen. Ich sehe noch lebhaft in derselben Ausstellung das Bild der Madame de Lavalère von der Lebrun gemalt, in silbergrauem Ton, was zu dem durchsichtigen Gesicht, den blauen Augen und dem hellen Kleid wunderbar stand. Ich konnte mich kaum trennen von dem Bilde, in dem das ganze Raffinement des vorrevolutionären Frankreichs, eine echte aristokratische Kultur mit einem leichten Anflug von Verwesung verkörpert war.

Fein, daß Sie Engels' Bauernkrieg lesen. Haben Sie den Zimmermannschen schon durch? Engels gibt eigentlich keine Geschichte, sondern bloß eine kritische Philosophie des Bauernkrieges; das nahrhafte Fleisch der Tatsachen gibt Zimmermann. Wenn ich in Württemberg durch die schläfrigen Dörfer zwischen den duftenden Misthaufen fahre und die zischenden Gänse mit langen Hälsen unwillig dem Auto weichen, während die hoffnungsvolle Dorfjugend einem Schimpfwort nachruft, kann ich mir nie vorstellen, daß einmal in denselben Dörfern Weltgeschichte mit dröhnendem Schritt ging und dramatische Gestalten sich tummelten. Ich lese zur Erholung die geologische Geschichte Deutschlands. Denken Sie, daß man in Tonplatten aus der algonkischen Periode, d.h. aus der ältesten Zeit der Erdgeschichte, bevor noch jegliche Spur organischen Lebens war, also vor ungezählten Jahrmillionen, daß man in solchen Platten in Schweden Abdrücke von Tropfen eines kurzen Platzregens findet! Wie auf mich dieser ferne Gruß der Urzeiten magisch wirkt, ich kann Ihnen nicht sagen. Nichts lese ich mit solcher Spannung, wie Geologie.

Zur Frau von Stein übrigens, bei aller Pietät für Ihre Epheublätter: Gott straf mich, aber sie war eine Kuh. Sie hat sich nämlich, als Goethe ihr den Laufpaß gab, wie eine keifende Waschfrau benommen, und ich bleibe dabei, daß der Charakter einer Frau sich zeigt nicht, wo die Liebe beginnt, sondern wo sie endet. Von allen Dulcineen Goethes gefällt mir auch nur die feine, zurückhaltende Marianne von Willemer, die „Suleika“ des westöstlichen Divans. — Ich bin heilfroh, daß Sie sich erholen, Sie hatten es nötig! Mir geht es sehr gut.

Herzliche Grüße
Ihre R.L.¹⁴

14 Siehe Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe, a.a.O., Bd.5, S.52-54. In Mathilde Jacobs Manuskripten befinden sich orthographische Abweichungen, außerdem hat sie einen Nachsatz zu dem Brief weggelassen.

Die Behandlung im Schöneberger Krankenhaus war noch nicht beendet, doch sobald die eigentliche Gefahr behoben war, ging Rosa Luxemburg wieder nach Haus. Mutig und unermüdlich kämpfte sie gegen die verderbliche Kriegspolitik. Sie fühlte sich durch das völlige Versagen, das sich dem Kriege Zur-Verfügung-Stellen der deutschen Sozialdemokratie persönlich gedemütigt.¹⁵

Führende deutsche Parteigenossen mit gleich scharfer Erkenntnis gab es bei Kriegsausbruch nur wenige. Rosa Luxemburg, Franz Mehring und Clara Zetkin¹⁶ hatten an die Arbeiter der Welt einen Aufruf gerichtet, den diejenigen sozialdemokratischen Führer des linken Flügels mitunterzeichnen sollten, die sich zu seinem Inhalt bekannten: Verurteilung des völligen Versagens der deutschen Sozialdemokratie, Verweigerung der Kriegskredite, Verständigung und fester Zusammenschluß der sozialistischen Internationale. Es fand sich für die Mitunterzeichnung dieses Protestes nur ein einziger: Karl Liebknecht.¹⁷

Außer diesem Aufruf hatte Rosa Luxemburg noch einen zweiten geschrieben, der gegen Parteivorstand und Reichstagsfraktion ergehen sollte. Auch hierfür hatte sie um Unterschriften bei der Parteiopposition geworben. Aber alle Anhänger derselben machten Bedenken geltend oder verschanzten sich hinter Ausflüchten. Rosa Luxemburg faßte den Protest immer kürzer, es lag ihr daran, die Stimmen festzulegen, die sich gegen die Kriegspolitik einsetzten. Doch wie sie ihn auch faßte, niemand außer Karl Liebknecht setzte seinen Namen neben die der drei Aufrechten: Luxemburg, Mehring, Zetkin. Den Protest gegen Parteivorstand und Reichstagsfraktion in Deutschland zu veröffentlichen, erwies sich als eine Unmöglichkeit, die Presse verweigerte die Aufnahme.

Der Parteivorstand schickte Richard Fischer¹⁸ in die Schweiz, um seine Haltung und die der

15 Im ursprünglichen Manuskript findet sich an dieser Stelle eine noch pointiertere Darstellung: „Rosa Luxemburgs Kur im Schöneberger Krankenhaus war noch nicht beendet, die völlige Wiederherstellung ihrer Gesundheit wäre dringend nötig gewesen. Aber die Pflicht rief, und sobald die eigentliche Gefahr behoben war, geleitete ich unsere Patientin in ihr Heim nach Südde, wo Leo Jogiches uns empfing. Mit ihren schwachen körperlichen Kräften kämpfte Rosa Luxemburg unermüdlich und mutig gegen die verderbliche Kriegspolitik. Mit todestraurigem Herzen hatte sie im August 1914 den Zusammenbruch der deutschen Sozialdemokratie erlebt. Sie fühlte sich persönlich gedemütigt durch diese Niederlage. Sie einzugestehen und neue Eroberungsfeldzüge für den Sozialismus zu unternehmen, war ihr oberste Pflicht. Zwar fehlten die Kämpferscharen, Rosa Luxemburg zweifelte nicht, sie zu gewinnen.“

16 Clara Zetkin, geb. Eissner (1857-1933), gelernte Lehrerin, Schriftstellerin in Stuttgart, war eine enge Freundin und Kampfgefährtin Rosa Luxemburgs. Von 1892 bis 1917 leitende Redakteurin der sozialdemokratischen Frauenzeitschrift „Die Gleichheit“; 1895-1917 Mitglied der Kontrollkommission und 1906-1917 des Bildungsausschusses der SPD. Mitbegründerin des Spartakusbundes und der USPD; seit 1919 KPD-Mitglied, 1920-1930 MdR.

17 Im ursprünglichen Manuskript finden sich weitere Ausführungen über Karl Liebknecht: „Mit diesem Einzigem hieß es jetzt für Rosa Luxemburg gemeinsame Arbeit zu leisten, um die Massen durch Wort und Schrift aufzuklären und aufzurütteln. Laut und vernehmlich rief Karl Liebknecht von der Reichstagstribüne seine Anklagen in die Welt hinaus. Es schien eine Sisyphusarbeit zu sein bei dem nationalen Taumel, der Massen und Führer ergriffen hatte. Es waren nicht die schlechtesten Genossen, die sich damals voller Abscheu von der Sozialdemokratie lossagten. Die Deutsche Regierung wußte nur zu gut, daß Rosa Luxemburg, die todesmutige Kämpferin, aus dem politischen Kampf ausgeschaltet werden mußte, damit die Militärkamarilla ihre verbrecherische und verlogene Politik fortführen konnte. Rosa Luxemburgs in Neukölln gehaltene Vorträge, einige Flugblätter, als deren Verfasserin man sie verdächtigte, boten hinreichend Grund für ihre Einkerkung. Hatte sie doch bei keinem Vortrag versäumt, die politisch-ökonomischen Verhältnisse der Vergangenheit auf die Gegenwart zu beziehen, um darzulegen, wie gewissenlos die Politik der Herrschenden jederzeit gewesen. Am 18. Februar 1915 wurde Rosa Luxemburg, leidend wie sie war, verhaftet, um das Jahr Gefängnisstrafe abzubüßen, das über sie im Februar 1914 von der Frankfurter Strafkammer verhängt worden war.“

18 Richard Fischer (1855-1926), Schriftsetzer, 1893-1919 MdR, 1893-1902 Geschäftsführer der Parteibuchhandlung Vorwärts, 1902-1922 Geschäftsführer der Verlagsanstalt und Buchdruckerei Paul Singer & Co. und des „Vorwärts“, 1920-1926 Beisitzer im Parteivorstand.

Deutschen Reichstagsfraktion vor der Internationale zu rechtfertigen. Um dem entgegenzutreten, sandte Rosa Luxemburg den Protest gegen Parteivorstand und Reichstagsfraktion in die Schweiz, um ihre gegensätzliche Stellung zu bekunden. Der Aufruf an die Arbeiter der Welt wurde ebenfalls ins Ausland geschmuggelt und dort publiziert.¹⁹ Jetzt hieß es mit dem Einzigen, mit Karl Liebknecht, gemeinsame Arbeit zu leisten, um die Massen wachzurütteln und aufzuklären. Bereits am 18. Februar wurde Rosa Luxemburg dieser Tätigkeit entrissen und ins Gefängnis gesteckt. Hiervon unterrichtete Karl Liebknecht die sozialdemokratische Presse durch den nachstehenden Text:

„Von den Quertreibern“.

Donnerstag Mittag ist die Genossin Rosa Luxemburg in ihrer Wohnung durch zwei Kriminalbeamte plötzlich verhaftet worden. Sie wurde zunächst im Automobil nach dem Berliner Polizeipräsidium Abteilung VII (politische Polizei) und von dort im grünen Wagen nach dem Weibergefängnis in der Barnimstraße transportiert. Es handelt sich um die Verbüßung der einjährigen Gefängnisstrafe, die der Genossin Luxemburg im vergangenen Jahre in Frankfurt a. M. zudiktiert wurde; auf höheren Befehl ist jetzt die bis zum 31. März erteilt gewesene Strafaufschubbewilligung aufgehoben und die sofortige Strafvollstreckung telegraphisch angeordnet. Einer Notiz der Deutschen Tageszeitung, die über den Vorgang erstaunlich rasch und sicherlich gut informiert ist und durch hämische Glossierung unsere tapfere Genossin ehrt, entnehmen wir, daß dieses behördliche Eingreifen durch die bei gewissen Stellen sehr mißliebige politische Tätigkeit der Genossin Luxemburg unmittelbar veranlaßt ist. Alle Anzeichen deuten darauf hin, daß unsaubere Spitzelhände am Werk waren.²⁰

Ich hatte Rosa Luxemburg einige Zeilen ins Gefängnis geschickt und erhielt die gefaßte, ruhige Antwort:

Dienstag (Februar 1915)

Mein liebes Fräulein Jacob!

Ihr Brief am Sonntag war der erste schriftliche Gruß, den ich aus der Außenwelt bekam und er hat mir viel Freude gemacht. Soeben erhalte ich den zweiten, wofür ich Ihnen herzlich danke. Seien Sie um mich ganz ruhig: es geht mir gesundheitlich und „gemütlich“ ganz gut. Auch der Transport im „grünen Wagen“ hat mir keinen Schock verursacht: hab ich doch schon genau die gleiche Fahrt in Warschau durchgemacht. Ach, es war so frappant ähnlich, daß ich auf verschiedene heitere Gedanken kam. Freilich war auch ein Unterschied dabei: Die russischen Gendarmen haben mich als „Politische“ mit großem Respekt eskortiert, die Berliner Schutzleute hingegen erklärten mir, es sei „schnuppe“, wer ich sei, und steckten mich mit 9 „Kolleginnen“ in einen Wagen. Na, das alles sind Lappalien schließlich und vergessen Sie nie, daß das Leben, was auch kommen mag, mit Gemütsruhe und Heiterkeit zu nehmen ist. Diese besitze ich nun auch hier in dem nötigen Maße. Damit Sie übrigens keine übertriebene Vorstellung von meinem Heldentum bekommen, will ich reumütig bekennen, daß ich in dem Augenblick, wo ich zum zweitenmal an jenem Tage mich aufs Hemd ausziehen und betasten lassen mußte, mit knapper Not die Tränen zurückhalten konnte. Natürlich war ich innerlich wütend über mich ob solcher Schwachheit und bin es jetzt noch. Auch entsetzte mich am ersten Abend nicht etwa die Gefängniszelle und mein so plötzliches Ausscheiden aus den Lebenden, sondern — raten Sie! — die Tatsache, daß ich ohne mein Nachthemd, ohne mir das Haar gekämmt zu haben, aufs Lager mußte. Damit ein klassisches Zitat nicht fehlt: Erinnern Sie sich an die erste Szene in Maria Stuart, als dieser die Schmucksachen weggenommen werden: „Des Lebens kleine Zierden zu entbehren“, sagt Marias Amme, die Lady Kennedy, sei härter, als große Prüfungen zu ertragen. (Sehen Sie mal nach, Schiller

19 Karl Liebknecht, Rosa Luxemburg, Franz Mehring, Clara Zetkin, „Erklärung“, in: Berner Tagwacht, Nr. 254 vom 30. Oktober 1914.

20 Eine entsprechende Pressenotiz von Karl Liebknecht konnte in der sozialdemokratischen Tagespresse nicht nachgewiesen werden. Die oppositionellen sozialdemokratischen Organe brachten nur eine knappe Meldung über Rosa Luxemburgs Verhaftung. Siehe etwa: Volksfreund. Sozialdemokratisches Organ für das Herzogtum Braunschweig, Jg. 45, (1915), Nr. 34, vom 20. Februar. Die Pressenotiz ist erstmals veröffentlicht in: Rosa Luxemburg (u. a.), Briefe an Mathilde Jacob (1913-1918). Hrsg. und mit einem Vorwort von Narihiko Ito, Tokio 1972, S. 9.

hat es etwas schöner gesagt, als ich hier.) Doch wohin verirre ich mich? Gott strafe England und verzeihe mir, daß ich mich mit einer englischen Königin vergleiche! Übrigens besitze ich „des Lebens kleine Zierden“ in Gestalt von Nachthemden, Kämmen und Seifen alle hier — dank der engelhaften Güte und Geduld Karls — und so kann das Leben nun seinen geregelten Lauf fließen. Ich freue mich sehr, daß ich so früh aufstehe (5.40) und warte nur darauf, daß auch die Frau Sonne gefälligst meinem Beispiel folgt, damit ich von dem frühen Aufstehen auch was habe. Am schönsten ist, daß ich beim Spaziergang im Hof Vögel sehe und höre: ein ganzes Rudel frecher Spatzen, die manchmal einen solchen Krach machen, daß ich mich wundere, weshalb kein strammer Schutzmann da „mang“ fährt; dann ein paar Amseln, wovon der gelbschnabelige Herr aber ganz anders singt, als meine Amseln in Südende. Er quatscht und kreischt nämlich ein Zeug zusammen, daß man lachen muß; vielleicht wird (er) im März-April Scham annehmen und anständig flöten. (Jetzt muß ich übrigens an meine armen Spatzen denken, die nicht mehr auf dem Balkon ihr gedecktes Tischlein finden und wohl verwundert auf der Brüstung sitzen. — (Hier müssen Sie unbedingt ein paar Tränen vergießen, es ist gar zu rührend!) . . .

Liebes Fräulein Jacob, ich erweise Ihnen die höchste Ehre, die ich einem Sterblichen antun kann: Ich werde Ihnen meine Mimi anvertrauen! Sie müssen aber noch auf bestimmte Nachricht warten, die Sie von meinem Rechtsanwalt bekommen. Dann werden Sie sie in Ihren Armen (nicht etwa im Körbchen oder Sack!!!) im Auto entführen müssen, mit Hilfe meiner Wirtschafterin, die Sie mitnehmen am besten (ich meine nur für die Fahrt, nicht fürs Leben) und die alle sieben Sachen der Mimi (ihr Kistchen, Torfmüll, Schlüsselchen, Unterlagen und — bitte, bitte! — einen roten Plüschsessel, an den sie gewöhnt ist) mit verpacken wird. Das alles kann doch im Auto verstaut werden. Doch, wie gesagt, warten wir damit noch einige Tage.

Was treiben Sie nun? Lesen Sie viel? Ich hoffe es. Ich lese eigentlich den ganzen Tag, sofern ich nicht esse, spaziere und die Zelle aufwische. Am schönsten ist die Krone des Tages: die zwei ruhigen Stunden abends von 7 bis 9 bei Licht, wo ich für mich denken und arbeiten kann. —

Frau Z[etkin] war leider so aufgeregt, daß ich um sie sehr unruhig bin.

Seien Sie mir nun vielmals herzlich begrüßt, leben Sie wohl und seien Sie heiter.

Ihre R.L.

Selbstverständlich würde ich mich herzlich freuen, Sie zu sehen, aber damit müssen wir leider warten. Ich darf nur selten Besuche empfangen und vorläufig beanspruchen meine Rechtsanwälte den Zutritt. Holen Sie doch auch Ihre Vase aus meiner Wohnung ab!²¹

Clara Zetkin, die eine langjährige Freundschaft mit Rosa Luxemburg verband, war von Stuttgart nach Berlin geeilt, als sie von der Verhaftung Kenntnis erhalten. Sie ordnete die in Rosa Luxemburgs Wohnung zurückgebliebenen Schriftstücke und erlistete sich Zutritt zu ihr, indem sie angab, eine Schwägerin der Gefangenen zu sein. Daraufhin wurde der aufgeregten Clara Zetkin eine Unterredung gestattet. — Die kleine List wurde schnell entdeckt. Eine der Beamtinnen erkannte Clara Zetkin und teilte der Gefängnisvorsteherin nach dem Besuch mit, wer die „Schwägerin“ gewesen sei. Die Vorsteherin, die für ihre neue Gefangene bereits Sympathie gefaßt hatte, war großzügig genug, die Sache nicht zu beachten.

Nach wenigen Tagen reiste Clara Zetkin wieder ab, und außer Leo Jogiches sorgte jetzt niemand für Rosa Luxemburg. Ich bat, ihm helfen zu dürfen. Er lehnte ab und versuchte mit Hilfe der Wäscherin Rosa Luxemburgs, sie mit dem Nötigen zu versehen. Das stellte sich als zu beschwerlich, meist als unmöglich heraus, so daß Leo Jogiches meine Hilfe erbat.

Rosa Luxemburg selbst erteilte mir Vollmacht, — die Assistenz von Leo Jogiches war selbstverständlich — mich um ihre Wohnung zu kümmern und alle sonstigen Angelegenheiten zu ordnen, als sie „zu Besuch“ kam. „Das war der schöne Tag zu Hause,“ hat sie am 12. März auf ihrem Kalender in der Zelle vermerkt, und „Das war der zweite schöne Tag“ steht auf dem nächsten Kalenderblatt.²² Das Gericht hatte Rosa Luxemburg zwei Tage aus dem

21 Siehe Rosa Luxemburg, *Gesammelte Briefe*, a.a.O., Bd.5, S.47-48.

22 Siehe Rosa Luxemburg im Gefängnis. Briefe und Dokumente aus den Jahren 1915-1918. Hrsg. und eingel. von Charlotte Beradt, Frankfurt/M. 1973, S.115.

Gefängnis beurlaubt, damit sie alles Nötige ordnen konnte. Um sie zu empfangen, traf ich einige Vorbereitungen in der Südender Wohnung. Als ich ein Auto hörte, eilte ich auf die Straße, Rosa Luxemburg zu begrüßen. „Das habe ich mir so gedacht, daß Sie mich erwarten würden,“ sagte sie und umarmte mich. Bald gesellten sich Leo Jogiches und Karl Liebknecht zu uns. Paul Levi,²³ Rosa Luxemburgs Verteidiger vor der Frankfurter Strafkammer, dem sie seit diesem Prozeß²⁴ freundschaftlich verbunden war, wollte sich die günstige Gelegenheit, seine Klientin sehen und sprechen zu können, nicht entgehen lassen und war mit einem Frühzug aus Frankfurt gekommen. Auch Franz Mehring fand sich ein, und noch einige andere politische Freunde drückten Rosa Luxemburg im Laufe des Tages die Hand.

Als wir beieinander saßen, wurden Gefängnisepisoden erzählt. Karl Liebknecht berichtete von seiner Glatzer Festungszeit und von seines Vaters Gefängnissen, Leo Jogiches von seinen und Rosa Luxemburgs Kerkern in Polen und Rußland. Paul Levi konnte zu jener Zeit nur von einer Karzerstrafe aus seiner Berliner Studienzeit berichten, während Franz Mehring damals noch „gänzlich unbescholten“ war. Es waren zwei frohe Tage, die einen bitteren Nachgeschmack hatten, als unsere Freundin Abschied nahm. Sie tröstete uns lächelnd. Wir winkten dem Auto, das sie entführte, vom Balkon aus zu.

Der begleitenden Gefängnisaufseherin war untersagt worden, jemanden von uns im Auto mitzunehmen. Karl Liebknecht, in seiner göttlichen Unbekümmtheit um erlaubte und unerlaubte Dinge, sprang in den abfahrenden Wagen hinein, und die während beider Tage von Liebknechts Liebenswürdigkeit und Ritterlichkeit entzückt gewesene Aufsicht wehrte die Begleitung nicht ab. —

Rosa Luxemburg hatte im Gefängnis Selbstbeköstigung, wofür 60 Mark monatlich bezahlt werden mußten. Für diese Summe kam der Sozialdemokratische Parteivorstand auf, während ein wohlhabender Parteifreund den nötigen Zuschuß für die Wohnungsmiete und sonstige Ausgaben zur Verfügung stellte. — Ich war zu jener Zeit weder davon unterrichtet, daß Rosa Luxemburg ohne Mittel war, noch wußte ich über die notwendigen Ausgaben Bescheid. Leo Jogiches vermied es, mich darin einzuweißen, er rechnete nur zu gegebener Zeit die verausgabten Gelder mit mir ab. Damals wußte ich auch nicht, wie schädlich die Gefängniskost für die leidende Rosa Luxemburg war. Man sagte mir, sie bekäme Lazarettkost, was mich beruhigte. Erst später erfuhr ich, wie schlecht, oft sogar ungenießbar auch diese war; denn Rosa Luxemburg klagte nie und verlangte nichts. Sie war stets heiter, arbeitete und erfrischte sich durch sie interessierende Bücher. — Nach etwa 7 Monaten Gefängnishaft verschlechterte sich Rosa Luxemburgs körperlicher Zustand so sehr, daß sie zeitweise das Bett hüten mußte. Wahrscheinlich auf Anordnung des Arztes erlaubte jetzt die Gefängnisvorsteherin, daß ich etwas Zusatznahrung bringen durfte — „einmal in der Woche und auch nicht viel“, bestimmte sie.

Allmonatlich durfte Rosa Luxemburg Besuch empfangen. Als erster suchte Dr. Franz Mehring mit seiner Frau die Freundin auf. Noch zwei oder drei andere Freunde durften kommen, die

23 Paul Levi (1883-1930), Rechtsanwalt, seit 1909 Mitglied der SPD, kurz vor Kriegsausbruch Verteidiger Rosa Luxemburgs in zwei aufsehenerregenden Prozessen. Enger Freund und Vertrauter Rosa Luxemburgs, Mitglied des Spartakusbundes, Vorsitzender der KPD nach der Ermordung von Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. 1921 Bruch mit der KPD. Levi kehrte mit Anhängern 1922 über die USPD zur SPD zurück. Bis zu seinem Tode im Jahre 1930 war er der führende Kopf des linken Flügels in der SPD.

24 Militarismus, Krieg und Arbeiterklasse. Rosa Luxemburg vor der Frankfurter Strafkammer. Ausführlicher Bericht über die Verhandlung am 20.2.1914, 1. Aufl. mit Vorwort von Paul Levi, herausg. von der Kommunistischen Partei Deutschland (Spartakusbund) 1920. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

übrigen Besuchsmöglichkeiten sollte auf Rosa Luxemburgs Wunsch ich wahrnehmen, weil die Schmuggeltätigkeit bei mir in besten Händen lag, wie sie meinte. Briefe durfte die Gefangene ebenfalls nur einmal im Monat schreiben und empfangen, doch nahm die Vorsteherin diese Vorschrift nicht genau, so daß wir öfter ein paar Zeilen schicken konnten. Sogar Blumen sandten wir, die sie als Strafgefangene eigentlich nicht erhalten durfte. Als ich zu Anfang solche abgeben wollte, sah die diensthabende Beamtin die Gefängnisakte Rosa Luxemburgs ein und meinte: „Da Sie es durchaus wollen, können die Blumen hier bleiben. Aber die Gefangene ist fünf Mal vorbestraft, wir werden sie ihr nicht bringen dürfen.“ Sie sind ihr aber doch gegeben worden, und sie hat hiervon und von späteren Blumenspenden in ihre Hefte, „Barnimstraße 10, Zelle 219“ beschrieben, eine stattliche Zahl eingeklebt.

Gleich nach ihrer Inhaftierung machte Rosa Luxemburg sich an die Arbeit, um den von der Parteileitung begangenen Verrat am Sozialismus aufzuzeigen. „Die Krise innerhalb der deutschen Sozialdemokratie“ ist das Werk benannt, das in der ganzen Welt als Junius-Broschüre bekannt geworden ist.²⁵ — Karl Liebknecht hatte als Rosa Luxemburgs Rechtsbeistand jederzeit Zutritt zu ihr; trotz scharfer Kontrolle verstand er es, Artikel und Flugblätter hinein- und herauszuschmuggeln.²⁶

Nachdem der immer unbequemer gewordene Liebknecht als Armierungssoldat ins Feld geschickt worden war, ließ Leo Jogiches politische Berichte durch mich ins Gefängnis gelangen; die Äußerungen Rosa Luxemburgs hierzu, ihre Artikel, Texte für Flugblätter u.a.m. kamen auf demselben Wege heraus. Rosa Luxemburg und ich waren unermüdlich im Erfinden neuer Schmuggelmethoden, die oft recht zeitraubend waren. Bei schriftlichen Sendungen vereinbarten wir ein Stichwort oder ein Zeichen, das den Empfang bestätigte. Nicht selten kam es vor, daß diese Bestätigungen ungewöhnlich lange ausblieben. Dann litten wir Qualen der Angst. Wir zitterten füreinander um die Zuchthausstrafe, die uns die Entdeckung unserer geheimen Korrespondenz eingetragen hätte. Blieb die Bestätigung gar zu lange aus, so wurde selbst Leo Jogiches unruhig und versuchte mich zu trösten. Rosa Luxemburg verstand es ausgezeichnet, in ihren Briefen, die der Zensur unterlagen, Zeichen und Winke zu geben und unsern Mut zu stärken. So schrieb sie am 3. Oktober 1915:

Mein liebes Fräulein Jacob!

Sie haben mich plötzlich so reich und fröhlich gemacht, daß ich Ihnen gleich danken muß. Überhaupt geht es mir mit Ihnen wie im Märchen mit dem „Tischlein deck dich“. Kaum hatte ich neulich den Wunsch nach einem guten Brief ausgesprochen, als er auch schon hier war; und jetzt saß ich gerade etwas gedept, als mir der herrliche Strauß wieder soviel Farbe und Duft in die Bude gebracht hat, und auch das Gefühl, daß Sie hier in der Nähe waren. Wenn ich Sie bloß hätte für einen Moment sehen können! . . . Zunächst das Wichtigste: die Blumen. Ob Sie auch wissen, was das für Schätze sind, die sie mir geschickt haben? Also auf jeden Fall: Die kleineren gelben mit der braunen samtigen Mitte, das ist der Alant (*Inula helenium*), die großen gelben, die der Sonnenblume ähnlich sind, das ist Topinambur (*Helianthus tuberosus*), endlich die winzigen gelben in den vielen Trauben, so schön duftend, das ist die Kanadische Goldrute (*Solidago virgaurea*), alle drei aus der Familie der Kompositen. Die wundervoll gelbrot gefärbten Blättchen sind natürlich von einer Eberesche, der blutrote Zweig ist ein Prunus oder „Türkische Kirsche“, Zierstrauch aus der Familie der Rosazeen; endlich der Zweig mit den ganz

25 Junius [i.e. Rosa Luxemburg]. Die Krise der Sozialdemokratie. Anhang: Leitsätze über die Aufgaben der internationalen Sozialdemokratie, Zürich 1916.

26 Im ursprünglichen Manuskript heißt es zu Karl Liebknecht an dieser Stelle: „Karl Liebknecht ging häufig zu Rosa Luxemburg, die ihm alsdann Artikel oder Flugblätter zusteckte, während er mit fingierter Harmlosigkeit ihr eine Zeitung reichte, in der verbotene Schriften oder politische Berichte lagen. Er trat als Rosa Luxemburgs Anwalt auf, so daß er jederzeit Zutritt zu ihr, wenn auch unter Assistenz, erhalten konnte.“

schmalen, unten silbrigen oben dunkelgrünen Blättchen ist ein weidenblättriger Sanddorn. Die Farben der Astern sind unaussprechlich schön, — ein echtes Herbstgemälde der ganze Strauß. Es freut mich herzlich zu hören, daß mein alter Herr [Franz Mehring] schon wieder wohler ist; er gehört zu jenen großen Bäumen, die von der geringsten Krankheit wie ein kleines Kind gleich umfallen, sich aber ebenso rasch wieder aufrichten. Von Karl [Liebknecht] hatte ich gestern einen Brief; es geht ihm offenbar ganz elend in jeder Beziehung, obwohl er munter schreibt wie immer; aber wenigstens war er noch wohl auf; allerdings ist der Brief schon am 25. geschrieben, und wie es seitdem mit ihm steht, wissen die Götter. Er hat meine Karte erhalten, und ich will ihm bald wieder Nachricht geben. Auch Clara [Zetkin] ließ mir eine Zeile zukommen.

Was ist es aber, daß Sie heute so tonlos und traurig schreiben? Ist irgend etwas passiert, oder täuscht mich mein Ohr? Hoffentlich lassen Sie mich gleich alles wissen, was Sie erfahren, ob es Gutes oder Böses ist; das Schlimmste von allem ist die Ungewißheit. Wie steht's mit Grozi? [Leo Jogiches] Hat er seine Arbeit wieder aufgegeben oder mangelt es an Energie?²⁷ Sie wollten ihm ja Temperament beibringen. — Wie üblich habe ich noch einige Bitten in petto: 1) eine Tasse! und möglichst mit dem gleichen Muster: Palmblätter; jene schöne ist nämlich den Weg alles Fleisches gegangen; 2) das zweite Buch von Tugan-Baranowsky (Theoretische Grundlagen des Marxismus), steht bei mir auf dem großen Regal. Das alles hat natürlich Zeit bis zur nächsten Gelegenheit.

Noch eine kleine Unruhe plagt mich. Rechnen Sie denn mit meinem Kassierer [Leo Jogiches] ordentlich ab und notieren Sie auch alle die unzähligen Ausgaben?! Ich wäre Ihnen sehr dankbar für eine Beruhigung.

Vielen Dank für Ihre Kirschen, sie sind ein Meisterwerk, und ich habe heute, dank Ihnen, ein ferschtliches Abendbrot.

Ich umarme Sie und Mimi herzlich
Ihre R.

Eben bemerke ich an meinem Unterrock einen ganz neuen Gürtel. Was sind Sie für eine Zauberin, daß sich alles verjüngt in Ihrer Hand! Aber warum verschwenden Sie Ihre Zeit und Aufmerksamkeit auf soche elenden Lappalien? Das macht mich ganz unglücklich.²⁸

Schließlich ging auch dieses Gefängnisjahr zu Ende.²⁹ Rosa Luxemburgs Wohnung war in peinlichster Ordnung, Leo Jogiches war zufriedengestellt. Während des „großen Reinmachens“ hatte er es sich nicht nehmen lassen, von Zeit zu Zeit die Oberaufsicht zu führen, damit jeder Gegenstand seinen alten Platz erhielt.

Genau zu der Stunde, da Rosa Luxemburg ins Gefängnis eingeliefert worden war, um ½ 4 Uhr nachmittags, sollte sie entlassen werden. Sie hatte mich gebeten, sie abzuholen und nach Haus zu geleiten. Als ich Karl Liebknecht, der auf Urlaub in Berlin war, um an den Landtags-sitzungen teilzunehmen, hiervon erzählte, wollte er mich begleiten. Ich kannte ihn als unpünktlich und drohte, nicht warten zu wollen. Doch obgleich ich verfrüht am Potsdamer Platz, dem Ort unserer Verabredung war, erwartete mich Karl Liebknecht bereits, mit so viel Blumen in den Händen, wie er halten konnte.

Viel zu früh auch nahmen wir eine Autotaxe, fuhren von Café zu Café, bestellten etwas und waren doch zu aufgeregt, um es zu verzehren. Dazu beschäftigte uns der Gedanke, wie die geplante Demonstration ausfallen würde. Die sozialistischen Frauen Berlins wollten es sich nicht nehmen lassen, Rosa Luxemburg beim Verlassen des Gefängnisses zu begrüßen. Da sie fürchteten, die Polizei könnte Absperungsmaßnahmen vornehmen, hielt sich ein Teil von

²⁷ Es handelte sich um die Herausgabe der Junius-Broschüre. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

²⁸ Siehe Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe, a.a.O., Bd. 5, S. 78-79. Gestrichen wurde von Mathilde Jacob folgender Satz in Rosa Luxemburgs Brief: „Ich freue mich sehr bei dem Gedanken, daß Sie Frau Ros[enbaum] auf meinem Balkon bewirten werden, und hoffe, daß Sie es gemütlich haben werden.“

²⁹ Im ursprünglichen Manuskript heißt es unmittelbar vor diesem Satz: „Als Rosa Luxemburg im Februar 1915 ihre einjährige Gefängnisstrafe angetreten hatte, erschien mir das zu durchlebende Jahr unendlich lang. War doch jede Stunde eine Freiheitsberaubung in enger Kerkerzelle, durch deren vergitterte Fenster das Licht nur trübe dringt. Das Leben ist so arm im Gefängnis, es muß den kräftigsten Körper zugrunde richten und die widerstandsfähigsten Nerven aufreiben.“

ihnen seit den frühen Morgenstunden in den Häusern der Barnimstraße und der angrenzenden Querstraßen verborgen. Wirklich sperrten Polizisten die Straßen, die zum Gefängnis führten, ab, als sie einen Zug Demonstrantinnen kommen sahen. Dieser Zug begab sich nunmehr in den nahegelegenen Friedrichshain. Die Genossinnen aber, die sich verborgen gehalten hatten, stürzten, als unser Wagen sich dem Gefängnis näherte, hervor und jubelten Karl Liebknecht zu, so daß die Schutzleute im Augenblick machtlos waren.

Als ich ins Gefängnis kam, vergaß ich unter dem Eindruck der gelungenen Sympathiekundgebung und vor lauter Aufregung zu Rosa Luxemburg zu gehen, bis die Vorsteherin kam und mich fragte, ob ich Frau Dr. Luxemburg nicht heimbringen wolle. „Sie haben sich so harmlos nach der Stunde der Entlassung erkundigt,“ fügte sie hinzu, „ich konnte mir nicht träumen lassen, daß solch ein Unfug inszeniert würde. Die Frauen täten besser, ihren Männern die Strümpfe zu stopfen und den Haushalt zu besorgen.“

Endlich stand ich vor Rosa Luxemburg. „Sie wollen mich wohl nicht holen, Mathilde? Sie sind doch schon lange hier und kommen nicht zu mir. Wir warten auf Sie, damit wir nach Haus fahren können.“ — Adolph Hoffmann³⁰ hatte sich zu uns gesellt und brachte seiner Kampfgenossin einen Strauß roter Nelken. Auf die Frage, wie's ihm ginge, meinte er in seiner originellen Art: „Mir geht's gut, Rosa. Fünf Ärzte im Lazarett konnten mich nicht zu Tode kurieren.“ — Die Vorsteherin bat uns, das Gefängnis durch den Lazarettausgang in der Weinstraße, der nicht von Menschen umlagert war, zu verlassen und ließ das Auto dort vorfahren. Wir gingen über den Lazarethhof. Die Krankenzellen dort haben etwas größere Fenster, die sich nicht, wie in den üblichen Gefangenzellen, unterhalb der Zellendecke befinden, sondern in normaler Höhe angebracht sind. Aus allen diesen Fensterchen schauten die Insassen durch die Gitterstäbe und winkten mit Tüchern; Aufseherinnen sahen aus den Korridorfenstern; das Gefängnis war aufgestöbert, erregt, lebendig und seiner elenden, grauen Monotonie entrissen. — Karl Liebknecht wollte das Auto zum Friedrichshain fahren lassen. Wir baten, davon Abstand zu nehmen, da wir fürchteten, man könnte Rosa Luxemburg aufs neue verhaften. So fuhren wir den direkten Weg nach Südende.³¹

Begrüßungs- und Sympathietelegramme liefen ein, es kamen Freunde und Deputationen der Berliner Wahlkreise mit Blumen und Geschenken. Sie waren für die damalige Zeit recht kostbar und bestanden aus Mehl, Reis, Gries, Eingewecktem oder was sonst die Frauen für ihre verehrte Führerin aufgespart hatten, damit sie wenigstens in den ersten Monaten bequemer leben könnte. „Mathilde, Sie müssen nachdenken, wem ich von den Lebensmitteln abgeben kann,“ sagte Rosa Luxemburg am Abend jenes Tages. Sie wollte, während andere Not litten, so viel nicht für sich behalten. Als sie ermüdet aber zufrieden in ihrem Bett lag, meinte sie, wohl der zurückgelassenen Leidensgenossinnen gedenkend: „Ach, warum habe gerade ich es so gut?“

Ogleich größte Schonung am Platze gewesen wäre, arbeitete Rosa Luxemburg, ohne sich Erholung zu gönnen. Oft schrieb sie ihre Manuskripte unter heftigen Schmerzen. Sagte ich

30 Adolph Hoffmann (1858-1930), sozialdemokratischer Buchhändler und Verleger. 1900-1921 Stadtverordneter in Berlin, 1904-1906 und 1920-1924 MdR, 1908-1918 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses (mit Unterbrechungen), 1917 USPD, 1920 KPD, Rückkehr zur SPD, November 1918-Januar 1919 preußischer Kultusminister.

31 Im ursprünglichen Manuskript heißt es an dieser Stelle noch: „Niemand von uns dachte daran, den Chauffeur zu bezahlen, und so blieb der Wagen vor dem Hause stehen. Freunde und Deputationen der Berliner Wahlkreise kamen, um Rosa Luxemburg zu begrüßen. Sie alle brachten Geschenke als Willkommensgruß. Bald glich die Wohnung halb einem Gärtnerei, halb einem Lebensmittelgeschäft. Wieder schellte es. Der Chauffeur: „Kommen die Herrschaften wieder runter?“ „O je! was macht denn die Taxe?“ Sie war inzwischen erheblich gestiegen, wir mußten 20 Mark bezahlen.“

dann: „Rosa, vielleicht ruhen Sie ein wenig,“ so antwortete sie: „Ich nehme keine Notiz von den Schmerzen. Ich tue so, als ob sie mich nichts angingen und kann dann sehr gut arbeiten.“ Ich blieb häufig nachts in Südende. Die Wohnung hatte ein hübsches Fremdenzimmer, das mir Rosa Luxemburg einräumte. Ich sorgte meist nur dafür, daß die übrigen Räume in Ordnung waren. Für mein Zimmer nahm ich mir wenig Zeit. Eines Tages fand ich es gründlich gesäubert, einige neue Bücher auf dem Tisch und frische Blumen in Vasen und Schalen. „Ja“, sagte Rosa Luxemburg, „das Zimmer habe ich gescheuert und geputzt, darauf verstehe ich mich. Meine Zelle war sauber wie ein Schmuckkästchen.“ — Zu jener Zeit waren Leo Jogiches und Karl Liebknecht die häufigsten Gäste in Südende. Manchmal begleitete Sonja Liebknecht³² ihren Mann. Dann gab es schöne Stunden, die Politik wurde ausgeschaltet, nach kurzer Unterhaltung wurde vorgelesen, meist Goethe.

Karl Liebknecht hatte mich seit Jahren zu politischen Hilfsarbeiten herangezogen. Ich bewunderte seinen Mut und seine Ausdauer, ich schätzte seine stets gleichmäßige, freundliche und kameradschaftliche Art.³³ — Die Zusammenarbeit zwischen ihm und Rosa Luxemburg wurde immer enger. Insgeheim wünschte ich, beide wären weniger unzertrennlich gewesen. Auch wuchs die politische Bedeutung Karl Liebknechts über ihn hinaus, stets wurde er mit Rosa Luxemburg gemeinsam genannt. Sein politisches Auftreten wurde immer kühner, oft aber waren seine Handlungen tollkühn und nicht frei von Eitelkeit.³⁴ Gelegentlich sprach ich mit Rosa Luxemburg kritisch über Karl Liebknecht, und sie sagte daraufhin: „Vergleichen Sie ihn nicht mit Leo Jogiches, wie Sie es zu tun pflegen, vergleichen Sie ihn mit deutschen Genossen und Sie werden sehen, wie hoch er über ihnen steht. Außerdem sollten Sie Lassalle fleißig lesen, Sie können viel dabei lernen; auch er war eitel.“ — Sie selbst kannte ihren Lassalle und liebte ihn.

Rosa Luxemburg hat jeden neuen Lenz mit gleichem Entzücken begrüßt. In jenem Frühjahr aber, als sie die enge Kerkerzelle verlassen hatte, erfüllte sie das Grünen und Knospen mit besonderer Freude, und jubelnd zog sie das erste Ehrenpreis aus seinem Versteck hervor. — Nach einem Spaziergang mit Karl Liebknecht sagte sie zu mir: „Ich wußte nicht, daß Karl

32 Sophie (Sonja) Liebknecht, geb. Ryss (1884-1964), Kunsthistorikerin, zweite Frau Karl Liebknechts.

33 An dieser Stelle heißt es im ursprünglichen Manuskript: „Ob Karl Liebknecht viel oder wenig zu essen hatte, er teilte mit uns. Begaben wir uns — meist spät abends — in seine Wohnung, um weiterzuarbeiten, so standen allerlei Gerichte auf dem Tisch: Fisch, Hering, Fleisch, Gemüse, alles war kalt bereit gestellt, und wir ließen es uns schmecken. „Bitte nehmen Sie noch einmal, es ist ausgezeichnet“, und er reichte mir eines Abends zum zweiten Male Kohlrüben. „Danke, ich möchte nicht mehr.“ „Ach, Sie meinen, weil sie kalt sind! Das ist ein Vorurteil, sie schmecken vorzüglich.“ — Wurst verspeiste Karl Liebknecht stets mit der sog. Pelle. Als er später aus dem Zuchthaus zurückgekehrt war, aß er Kartoffeln mitsamt der Schale. Das hatte er sich in der Straf-anstalt angewöhnt, erwiderte er auf meinen erstaunten Ausruf, er sei so besser satt geworden. Einmal erwartete ein russischer Arzt Karl Liebknecht, als er heimkam. Er wurde zum Essen aufgefordert, nahm ein Heringssgericht und sah sich dann hilflos um. „Sie möchten wohl einen andern Teller?“ „Bitte, ja.“ Karl Liebknecht reichte einen Teller aus dem Schrank. Immer noch irrten die Blicke des Arztes. „Fehlt noch etwas?“ „Wenn ich ein frisches Besteck haben könnte.“ „Bitte, hier ist es. Sie sind aber schrecklich fein gewöhnt!“ — Suchten wir ein Restaurant auf, so studierte Karl Liebknecht die Preise und wählte für sich das billigste Gericht, meist Kopffleisch. Sein Vater hatte es ebenso gemacht, und ich war erstaunt, bei seinem ältesten Sohne Wilhelm das gleiche zu beobachten, als ich gelegentlich mit ihm in einem Restaurant aß. Das schloß aber nicht aus, daß Karl Liebknecht, wenn er bei Kasse war, ein raffiniert gutes Mahl zusammenstellen konnte.“

34 Im ursprünglichen Manuskript heißt es hier: „Die enge Zusammenarbeit zwischen Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg setzte, wie bereits erwähnt, mit Kriegsbeginn ein. Ohne mir klar zu sein, welcher Art meine Befürchtungen waren, wünschte ich, Karl Liebknecht wäre weniger unzertrennlich von Rosa Luxemburg gewesen, und sah doch, daß mein Wünschen vergeblich war. Dazu kam, daß Karl Liebknechts politische Bedeutung über ihn hinaus wuchs. Sein Name wurde unzertrennlich von dem Rosa Luxemburgs, der ihm das geistige Relief gab. Sein politisches Auftreten wurde immer mutiger, immer kühner. Oft aber waren seine Handlungen tollkühn und nicht frei von Eitelkeit. Baten ihn Franz Mehring oder Rosa Luxemburg von dieser oder jener Aktion abzu- sehen, so pflegte er zu antworten, man möge um ihn ruhig sein, die Immunität als Abgeordneter schütze ihn vor Verhaftung.“

ein so guter Botaniker ist. Der arme Kerl hat bis jetzt immer ventre à terre gelebt, ich werde ihn davon zu heilen wissen.“ — Manchmal fuhr Rosa Luxemburg in früher Morgenstunde mit mir nach dem schönen Lichtenrade. Gelegentlich begleitete uns Leo Jogiches. Rosa Luxemburg hatte sich ihm gegenüber so weit durchgesetzt, daß sie sich um den Genuß von Spaziergängen, von Theater- oder Konzertbesuchen nicht bringen ließ. Einer ihrer erklärten Lieblinge war Mozart. Mit großem Genuß hörte sie immer wieder „Figaros Hochzeit“. Hugo Wolfs Goethe-Vertonungen liebte sie sehr; sie las und sammelte alles, was über Wolf erschienen war.

Einige Male reiste sie zu illegalen Zusammenkünften ins Reich, um Referate über die politische Lage zu halten. Die dann geführte Diskussion führte zur Klärung und zum politischen Verstehen der Hörer. Es bereitete Rosa Luxemburg Freude, wieder persönlich mit Parteifreunden Fühlung zu nehmen. Sehr zufrieden kam sie von einer Reise aus Süddeutschland zurück. In Stuttgart war sie einige Tage bei Clara Zetkin geblieben. Es war das letzte Wiedersehen zwischen beiden.³⁵ Auch Paul Levi hatte sie aufgesucht. Er lag von Kriegsstrapazen krank in Königstein im Taunus. Ich habe ihm auf Rosa Luxemburgs Wunsch gleich nach dem Herauskommen die „Junius-Broschüre“ geschickt. „Das erste Buch, das ich wieder gelesen habe,“ schrieb er mir, „meine Kräfte wollten zum Lesen nie ausreichen. Diese Schrift aber habe ich, ohne sie aus der Hand zu legen, ausgelesen. Sie ist grandios!“³⁶

35 Das ursprüngliche Manuskript bietet folgende Version: „Sehr glücklich war sie nach einer Reise durch Württemberg im Vorfrühling 1916, wo sie einige Tage bei Clara Zetkin blieb. Es sollte das letzte Wiedersehen zwischen beiden gewesen sein. ‚Es war schön in einem ordentlich geführten Haushalt,‘ meinte Rosa Luxemburg bei ihrer Rückkehr. Auch ihren Freund Hans Diefenbach, von dem später die Rede sein soll, sah sie auf dieser Reise zum letzten Mal in Stuttgart.“ [Hans Diefenbach (1884-1917), Arzt, enger Freund Rosa Luxemburgs, Mitarbeiter der „Neuen Zeit“].

36 Im ursprünglichen Manuskript heißt es noch: „Ein anderes Mal kam Rosa Luxemburg aus der schönen Stadt Braunschweig angeregt und fröhlich nach Hause. Sobald sie ins Zimmer trat, ließ sie sich Mörikes Gedichte von mir reichen: ‚Hören Sie, Mathilde, Mörikes Werke schwirren mir im Kopf herum‘:

„In ein freundliches Städtchen tret ich ein,
In den Straßen liegt roter Abendschein.
Aus einem offenen Fenster eben,
Über den reichsten Blumenflor
Hinweg, hört man Glockentöne schweben,
Und eine Stimme scheint ein Nachtigallenchor,
Daß die Blüten beben,
Daß die Lüfte leben,
Daß in höherem Rot die Rosen leuchten vor.
Lang hielt ich staunend, lustbeklommen,
Wie ich hinaus vors Tor gekommen,
Ich weiß es wahrlich selber nicht.
Ach hier, wie liegt die Welt so licht!
Der Himmel wogt in purpurnem Gewühle,
Rückwärts die Stadt in goldnem Rauch,
Wie rauscht der Erlenbach, wie rauscht im Grund die Mühle!“

[Eduard Mörike, Auf einer Wanderung, in: ders., Sämtliche Werke, Bd.1, Leipzig 1906, S.101-102].

„Ach Mathilde, warum haben Sie mich nicht nach Braunschweig begleitet? Sie hätten sich gefreut, wie die Genossen nach meinem Vortrag mir jubelten. Ich hatte Sie gebeten, mitzukommen, ich wußte schon, weshalb ich es tat.“ — Hatte Rosa Luxemburg in den Jahren vor dem Krieg einen behaglichen Haushalt, in dem eine Angestellte die nötige Arbeit verrichtete, so mußte sie bei Kriegsbeginn diese entlassen und mit einer Stundenhilfe sich begnügen. Die festen Einkünfte hörten auf. Der Unterricht an der Parteischule hatte Rosa Luxemburg den Lebensunterhalt gesichert. Bei Kriegsbeginn wurde die Schule geschlossen; was sollte man mit dem wissenschaftlichen Sozialismus, der so gar keine Argumente für den Burgfrieden bot!

Mit den Artikeln aus Rosa Luxemburgs Feder war es ebenso. Sie waren nicht im Burgfriedenton gehalten, den wenigen sozialdemokratischen Zeitungen, die sie gern gebracht hätten, verbot es die Zensur. Die kleine Rosa war „arm wie eine Kirchenmaus“, wie sie selbst einmal sich ausdrückte. Sie hatte keine Ersparnisse. Das wenige Geld, das ihr je übrig blieb, war für Bücher darauf gegangen.“

Auf der illegalen Reichskonferenz, die die Spartakus-Gruppe am 1. Januar 1916 in Berlin abgehalten hatte, wurde eine erhöhte politische Aktivität beschlossen. Als politische Plattform wurden von den Delegierten 6 Leitsätze angenommen. Diese Leitsätze, die eine Anwendung des Erfurter Programms auf die derzeitigen Probleme des internationalen Sozialismus darstellten, waren von Rosa Luxemburg verfaßt, und der eine oder andere Leitsatz wurde fortab Flugblättern und Artikeln vorangesetzt. Zum ersten Mal gedruckt erschienen diese Leitsätze im Anhang der Junius-Broschüre.

Als erste größere Aktion des Spartakus-Bundes war eine Demonstration vorbereitet, an der sich die „Arbeitsgemeinschaft“ nicht geschlossen beteiligte. Einige ihrer Führer befanden sich unter den Demonstranten, andere sah man als Zuschauer auf dem Balkon eines Cafés, wieder andere hatten die Aktion abgelehnt. Aber die Arbeiter, auf die es ankam, waren zahlreich zur Stelle. Sie waren in den Betrieben durch Handzettel nachstehenden Wortlauts aufgefordert worden:

Zum 1. Mai. Abends 8 Uhr.

Wer gegen den Krieg ist, erscheint am 1. Mai,
abends 8 Uhr, Potsdamer Platz (Berlin).

Karl Liebknecht war trotz vielseitiger Bitten nicht davon abzubringen, sich der Menge zuzugesellen. So schloß sich ihm auch Rosa Luxemburg an.

„Nieder mit dem Krieg! Nieder mit der Regierung!“

rief Karl Liebknecht wiederholt in die vielköpfige Menge.³⁷ Plötzlich bemerkte ich, daß Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht neben Polizisten einherschritten. Ich sah, wie die Büttel mit Gummiknüppeln schlugen und hörte empörte Rufe: „Schämt euch, einen Hilflosen zu lagen!“ Karl Liebknecht wurde in die Polizeiwache des Potsdamer Bahnhofs gebracht, und Rosa Luxemburg ging freiwillig mit. Es war mir gelungen, ihnen bis zur Tür der Wache zu folgen. Nach kurzer Zeit kam Rosa Luxemburg auf mich zu: „Hier bin ich, Mathilde.“ „Sie wollten doch verhaftet werden Rosa. Hat man sie freigegeben? Wo ist Karl?“ „Kommen Sie nur, wir demonstrieren jetzt. Karl ist noch im Polizeibureau, aber als Abgeordneter ist er immun, er wird bald wieder da sein.“ Wir mischten uns unter die Demonstranten, während die Schutzleute bemüht waren, die Massen auseinanderzutreiben; der Straßendamm war angefüllt mit berittener Polizei, die ihre Pferde zwischen die Menge trieb. Die aber hielt tapfer aus und stimmte immer wieder neue Kampflieder an.

Nachdem es der Polizei gelungen war, die Demonstranten in die Seitenstraßen abzudrängen, so daß der Zug sich auflösen mußte, gingen wir in die Redaktion des „Vorwärts“, um Parteifreunde zu bitten, Karl Liebknecht von der Polizei herauszufordern. Wir trafen jedoch niemanden an, der uns hätte helfen können. Endlich hatten wir Hugo Haase telephonisch erreicht. Er begleitete uns zum Alexanderplatz-Gefängnis, da wir ausgekundschaftet hatten, daß Karl Liebknecht dorthin gebracht worden war. Im Gefängnis wurde nachts — es war inzwischen Mitternacht geworden — kein Bescheid erteilt. Müde und erschöpft fuhren wir heim. — In der Frühe des nächsten Morgens begab sich Rosa Luxemburg zu Sonja Lieb-

37 Das ursprüngliche Manuskript gibt folgende Darstellung: „Der erste Mai 1916 kam heran. Zu diesem Tage hatte die Spartakusgruppe allein eine Demonstration vorbereitet. Die Führer der ‚Unabhängigen Sozialdemokratie‘ hatten eine Beteiligung an derselben abgelehnt. Aber viele Arbeiter waren mit dieser Ablehnung nicht einverstanden und beteiligten sich gegen den Beschluß der Führer zahlreich an der Demonstration. Trotz vereinter Vorhaltungen, daß Karl Liebknecht kein Recht hätte, seine Person unnützen Gefahren auszusetzen, war er nicht davon abzubringen, sich der Menge zuzugesellen. Auch Rosa Luxemburg ging unter diesen Umständen mit. Am 1. Mai erschienen beide am Sammelort der Demonstration, dem Potsdamer Platz.“

knecht, um sie von der Verhaftung ihres Mannes in Kenntnis zu setzen. Wie immer hatte Karl Liebknecht sein Arbeitszimmer abgeschlossen. Während beide Frauen noch beratschlagten, wie sie in das Zimmer gelangen könnten, um alles „Kompromittierende“ fortzuschaffen, erschienen Kriminalbeamte. Das Zimmer wurde gewaltsam erbrochen, und man beschlagnahmte zurückgebliebene 1. Mai-Flugblätter. Der Text dieses Flugblattes, der aus Rosa Luxemburgs Feder stammt, lautet:

Auf zur Maifeier.

3. In der Internationale liegt der Schwerpunkt der Klassenorganisation des Proletariats.
4. Die Pflicht der Ausführung der Beschlüsse der Internationale geht allen anderen Organisationspflichten voran.

(Leitsätze.)

Genossen und Genossinnen!

Zum zweiten Male steigt der Tag des 1. Mai über dem Blutmeer der Massenmetzelei auf. Zum zweiten Male findet der Weltfeiertag der Arbeit die proletarische Internationale in Trümmer geschlagen, während die Kämpferscharen des völkerbefreienden Sozialismus als widerstandsloses Kanonenfutter des Imperialismus einander abschlachten.

Die sozialistische Internationale liegt seit zwei Jahren danieder, und was haben die Arbeiter aller Länder, was haben die Völker gewonnen? Millionen von Männern haben bereits ihr Leben gelassen auf Geheiß der Bourgeoisie, Millionen sind für Lebenszeit zu elenden Krüppeln geschlagen. Millionen von Frauen sind zu Witwen, ihre Kinder zu Waisen gemacht, in Millionen Familien sind unstillbares Leid und Trauer eingezogen. Nicht genug! Not und Elend, Teuerung und Hungersnot herrschen in Deutschland, Frankreich, Rußland, Belgien, aber Polen und Serbien, die von dem Vampir des deutschen Militarismus bis aufs Blut und bis aufs Mark der Knochen ausgesogen werden, gleichen großen Friedhöfen und Trümmerhaufen. Die ganze Welt, die vielgerühmte europäische Kultur gehen zugrunde in der entfesselten Anarchie des Weltkrieges.

Und zu wessen Nutz und Frommen, zu welchem Zwecke all diese Schrecken und Bestialitäten? Damit die ostelbischen Junker und die mit ihnen versippten kapitalistischen Profitmacher durch Unterjochung und Ausbeutung neuer Länder ihre Taschen füllen können. Damit die Scharfmacher von der schweren Industrie, die Heereslieferanten von den blutigen Leichenfeldern goldene Ernten in die Scheunen schleppen. Damit Börsenjobber mit Kriegsanleihen Wuchergeschäfte treiben. Damit Lebensmittelspekulanten sich auf Kosten des hungernden Volkes mästen. Damit der Militarismus, die Monarchie, die schwärzeste Reaktion in Deutschland zur nie dagewesenen Macht, zur ungeteilten Herrschaft emporsteigen.

Um ihre schlimmsten Feinde stark und übermütig zu machen, läßt sich die Arbeiterklasse wie eine Herde Schafe zur Schlachtbank treiben. Und die blutige Orgie findet gar kein Ende, ja, sie dehnt sich immer weiter aus! Morgen vielleicht wird sich der Völkermord auf neue Länder und Weltteile erstrecken. Die deutschen Kriegshetzer treiben mit Macht zum Kriege mit den Vereinigten Staaten. Morgen vielleicht sollen wir das Mordeisen gegen neue Bruderscharen: gegen die Brust unserer amerikanischen Arbeits- und Kampfgenossen zücken!

Arbeiter! Parteigenossen! Ihr Frauen des Volkes! Wie lange wollt Ihr dem Spuk der Hölle ruhig und gelassen zusehen? Wie lange wollt Ihr stumm die Verbrechen der Menschenmetzelei, die Not und den Hunger ertragen? Bedenkt, solange sich das Volk nicht rührt, um seinen Willen kundzutun, wird der Völkermord nicht aufhören. Oder aber er hört erst dann auf, wenn alle Länder an den Bettelstab gebracht, wenn alle Völker zugrunde gerichtet sind, wenn von der sogenannten Kultur nicht ein Stein auf dem andern geblieben ist. Die Reichen können noch lange den Krieg „durchhalten“. Sie leiden keinen Hunger, sie haben üppige Vorräte eingehamstert, sie machen ja die schönsten Geschäfte bei der Metzelei, sie stärken ihre politische Herrschaft durch den Selbstmord der Arbeiterklasse. Aber wir, aber das arbeitende Volk aller Länder, wollen wir noch lange mit eigenen Händen unsere Ketten fester schmieden?

Arbeiter, Parteigenossen! Genug des Brudermordes! Der 1. Mai kommt als Mahner, er pocht an Eure Herzen, an Eure Gewissen. Der Verrat am Sozialismus, an der internationalen Solidarität der Arbeiter hat die Völker ins Verderben des Weltkrieges gestürzt. Nur die Rückkehr zum Evangelium des völkerbe-

freienden Sozialismus, zur proletarischen Internationale kann die Völker, kann die Kultur, die Arbeiter-sache aus dem Abgrund retten. Zeigt denn am 1. Mai, daß dieses Evangelium in Euren Herzen und Hirnen lebt. Beweist den herrschenden Klassen, daß die Internationale, daß der Sozialismus nicht tot sind, daß sie mit neuer Kraft wie ein Phönix aus der Asche emporsteigen! Die proletarische Internationale kann nicht in Brüssel, in Haag oder in Bern durch ein paar Dutzend Leute wieder aufgerichtet werden. Sie kann nur aus der Tat der Millionen auferstehen. Sie kann nur hier in Deutschland wie drüben in Frankreich, in England, in Rußland auferstehen, wenn die Massen der Arbeiter allenthalben selbst die Fahne des Klassenkampfes ergreifen und ihre Stimme mit Donnergewalt gegen den Völkermord erschallen lassen.

Arbeiter, Parteigenossen und Ihr Frauen des Volkes! Laßt diesen zweiten Maifeiertag des Weltkrieges nicht vorübergehen, ohne ihn zur Kundgebung des internationalen Sozialismus, zum Protest gegen die imperialistische Metzerei zu gestalten.

Am 1. Mai reichen wir über alle Grenzsperrn und Schlachtfelder hinweg die Bruderhand dem Volke in Frankreich, in Belgien, in Rußland, in England, in Serbien, in der ganzen Welt! Am 1. Mai rufen wir vieltausendstimmig:

Fort mit dem ruchlosen Verbrechen des Völkermordes! Nieder mit seinen verantwortlichen Machern, Hetzern und Nutznießern! Unsere Feinde sind nicht das französische, russische Volk, sondern das sind deutsche Junker, deutsche Kapitalisten und ihr geschäftsführender Ausschuß: die deutsche Regierung. Auf zum Kampfe gegen diese Todfeinde jeglicher Freiheit, zum Kampfe um alles, was das Wohl und die Zukunft der Arbeitersache, der Menschheit und der Kultur bedeutet!

Schluß mit dem Kriege! Wir wollen Frieden!

Hoch der Sozialismus! Hoch die Arbeiter-Internationale!

Proletarier aller Länder, vereinigt euch!³⁸

Auf Grund dieses zu vielen Tausenden verbreiteten Flugblatts, und weil Karl Liebknecht auf „frischer Tat ertappt worden war“, wie das Ausnahmegesetz hinsichtlich der Immunität von Abgeordneten lautet, wurde er vom Alexanderplatz nach dem Zellengefängnis in der Lehrter Straße gebracht und ihm der Prozeß gemacht. Jetzt begannen für Rosa Luxemburg schwere Tage. Ein großer Teil der von Karl Liebknecht geleisteten politischen Arbeit mußte von ihr übernommen werden. Sie stand Sonja Liebknecht hilfreich zur Seite und war bemüht, durch Überbringung von Büchern den Gefangenen die Öde des Kerkers vergessen zu lassen. Sie konferierte mit Theodor Liebknecht, dem Bruder Karls, über die zu ergreifenden juristischen Maßnahmen.

Der erste Verhandlungstag im Juli 1916 brachte — nicht unerwartet — das Urteil: 2 ½ Jahre Zuchthaus! An diesem Tage streikten und demonstrierten Berliner Arbeiter für ihren Karl Liebknecht. Vertrauensleute der „Arbeitsgemeinschaft“ und des „Spartakus-Bundes“, die in den Betrieben hierfür agitiert hatten, wurden ins Gefängnis oder in den Schützengraben geschickt. Karski und nach ihm der greise Franz Mehring waren vorher in Haft genommen worden. — Rosa Luxemburg beantwortete das Urteil mit einem Flugblatt, das im ganzen Deutschen Reich und auch an der Front verbreitet wurde:

2 ½ Jahre Zuchthaus!

Arbeiter! Parteigenossen!

Der Streich ist gefallen! Zu 2 ½ Jahren Zuchthaus haben sie unseren Karl Liebknecht verurteilt. Weil er rief: Nieder mit dem Kriege! stecken ihn die Kriegsknechte in die Zuchthausjacke. Weil er für die Verbrüderung der Völker am 1. Mai demonstrierte, soll er im Hause der Verworfenen schmachten. Weil er für das Volk um Brot und Freiheit kämpfte, haben sie ihn in Ketten geschlagen.

Genossen! Werden wir das Schandurteil ruhig hinnehmen? Werden wir uns den blutigen Faustschlag ins Gesicht gefallen lassen?

38 Der Text des Flugblattes, den Mathilde Jacob Rosa Luxemburg zuschreibt, stammt aus der Feder von Karl Liebknecht. Liebknecht verfaßte den Text während seines Aufenthalts in Jena vom 23. bis 24. April 1916. Siehe Karl Liebknecht, *Gesammelte Reden und Schriften*. Hrsg. vom IML beim ZK der SED, 9 Bde, Berlin [DDR] 1. Aufl. 1958-1968, Bd.8: August 1914 bis April 1916, 4.Aufl. 1982, S.613-616.

Arbeiter! Ihr Frauen des Volkes!

Heraus aus den Betrieben!

Ein machtvoller Proteststreik im ganzen Reich zeige der Säbeldiktatur, daß das deutsche Volk aufgehört hat, sich wie ein Hund zu ducken. Wir haben satt den Völkermord und seine Greuel! Wir haben satt die Not, den Hunger und das Halseisen des Belagerungszustandes. Die Herrschenden sollen erfahren, daß hinter Liebknecht Hunderttausende, Millionen stehen, die ebenso wie er rufen:

Nieder mit dem Kriege! Wie ein Donner soll dieser Ruf im ganzen Reich einschlagen und in die Schützengräben rollen. Wir wollen dann sehen, ob die Schergen es wagen werden, an ihrem Schandurteil festzuhalten. Noch einmal: Ihr Arbeitsmänner und Frauen, heraus zum Proteststreik!

Hoch der Zuchthäusler Liebknecht!

Nieder mit dem Kriege!

.....

Ihr hemmt uns, doch ihr zwingt uns nicht!

Die deutsche Arbeiterschaft ist erwacht! Der Stein ist ins Rollen gekommen. Mit diesem ersten Proteststreik ist der Kampf nicht zu Ende. Arbeiter, haltet euch bereit zum neuen Handeln! Der Polizeiknüppel kann euch von der Straße wegjagen, aber keine Macht der Erde kann euch zwingen, in die Betriebe zu gehen!

Hoch Liebknecht! Nieder mit dem Kriege!³⁹

Nachdem das Urteil in zweiter Instanz im August 1916 noch drakonischer ausgefallen war, rief man die Arbeiter in den Betrieben wieder zum Proteststreik auf. Es wurden Handzettel folgenden Inhalts verbreitet:

Arbeiter! Klassengenossen!

Karl Liebknecht, der mutige und rücksichtslose Vorkämpfer für die Befreiung der Arbeiter, für Frieden und Menschlichkeit, ist am 23. August zu 4 Jahren 1 Monat Zuchthaus und zu 6 Jahren Ehrverlust verurteilt worden.

Dieses Schand- und Bluturteil ist eine maßlose Herausforderung, ein Faustschlag ins Gesicht der deutschen Arbeiterklasse.

Auf zum Kampf! Auf zum Protest! Legt die Arbeit nieder, verlaßt die Werkstätten und Fabriken!

Mann der Arbeit aufgewacht!

Und erkenne deine Macht!

Alle Räder stehen still,

Wenn dein starker Arm es will.

Hoch Liebknecht! Nieder mit dem Völkermord!

Friede, Freiheit, Brot!

(Von Donnerstag, den 31. August an, die Arbeit einstellen!)⁴⁰

Der Streik wurde am festgesetzten Tage durchgeführt. Eine machtvolle Demonstration der Arbeiterschaft protestierte gegen das Klassenurteil. Am 4. November erschien Karl Liebknecht zum dritten Mal vor Gericht. Das Urteil blieb bestehen. Jetzt wurde er von der Lehrter Straße in das Zuchthaus nach Luckau gebracht. Einmal im Monat durfte ihn Frau Sonja mit den Kindern besuchen. Von ihren Qualen gibt der folgende Brief ein anschauliches Bild:

Steglitz, 11. Januar 1917.

Liebe Mathilde,

. . . in Luckau hört die Gemütlichkeit auf — Karl wurde wie ein wildes Tier oder wie ein Affe uns hinter einem hohen Drahtnetz gezeigt — er ist ganz geschoren, absolut nicht zu erkennen, ernst und unruhig. — Nachher hat dieser Hund von Aufseher das Drahtnetz aufgemacht, so daß wir uns verabschieden konnten wie sich's gehört — bis Anfang April. — Das Ganze ist eine Erfindung des Teufels, ein Alp-

39 Vollständiger Text des Flugblattes in: Spartakus im Kriege. Die illegalen Flugblätter des Spartakusbundes im Kriege. Gesammelt und eingel. von Ernst Meyer, Berlin 1927, S.141-142.

40 Der Text dieses Handzettels ist bislang an keiner anderen Stelle nachgewiesen. Schriftliche Auskunft von Prof. Annelies Laschitz (IML beim ZK der SED). Ein Flugblatt vom Oktober 1916 enthält gleichlautende Passagen, wurde aber vor der Verhandlung der letzten Instanz verfaßt. Siehe Spartakus im Kriege, a.a.O., S.149.

druck, etwas absolut Unmögliches und Unfaßbares — man möchte schreien und toben bis man tot zusammensinkt oder ich weiß selbst nicht was. — Aber — die Leute halten es aus — es ist nicht zu glauben, aber sie halten es aus — und das ist, was mich „beruhigt“! — Und außerdem — man kann nichts machen — nur abwarten. Sagen Sie Rosa, daß Karl gefragt hat, wie es ihr geht und sie besonders grüßen läßt. — Es geht ihm überhaupt, wie er behauptet, nicht schlecht — sondern gut — und darauf kommt es schließlich an. —

Ich lege einen Brief an Rosa bei — wenn's geht, geben Sie ihn ihr, aber nur wenn's geht — . . .

Viele Grüße — auf Wiedersehen

Sonja Liebknecht.⁴¹

Die Berliner politische Polizei konnte kaum im Zweifel sein, daß Streik und Demonstration nach dem Liebknecht-Urteil das Werk Rosa Luxemburgs waren, doch fehlten die Beweise, und die Indizien reichten nicht aus. Auch der bei einer Haussuchung in ihrer Wohnung vorgefundene Korrekturabzug des hier folgenden Flugblatts, das zu jener Zeit in Betrieben und Schützengräben verbreitet worden war, bewies nichts. So mancher tapfere Genosse hat freilich für die Verbreitung im Gefängnis oder an der Front gebüßt.

Hunger!

3. In der Internationale liegt der Schwerpunkt der Klassenorganisation des Proletariats . . .
4. Die Pflicht zur Ausführung der Beschlüsse der Internationale geht allen anderen Organisationspflichten voran . . .

(Leitsätze.)

Was kommen mußte, ist eingetreten: Der Hunger. In Leipzig, in Berlin, in Charlottenburg, in Braunschweig, in Magdeburg, in Koblenz und Osnabrück, an vielen anderen Orten gibt es Krawalle der hungernden Menge vor den Läden mit Lebensmitteln. Und die Regierung des Belagerungszustandes hat auf den Hungerschrei der Massen nur die Antwort: verschärften Belagerungszustand, Polizeisäbel und Militärpatrouillen.

Herr von Bethmann Hollweg klagt England des Verbrechens an, den Hunger in Deutschland verschuldet zu haben und die Kriegsdurchhalter und Regierungszuhälter schwätzen es nach. Indessen die deutsche Regierung hätte wissen müssen, daß es so kommen mußte: Krieg gegen Rußland, Frankreich und England mußte zur Absperrung Deutschlands führen. Es war auch stets Brauch unter den edlen Brüdern im Kriege, einander wirtschaftlichen Schaden zuzufügen, die Zufuhr von Lebensmitteln abzusperren. Der Krieg, der Völkermord ist das Verbrechen, der Aushungerungsplan nur eine Folge dieses Verbrechens.

Die bösen Feinde haben uns „eingekreist“, plärren die Kriegsmacher. Warum habt ihr eine Politik gemacht, die zur Einkreisung führte? ist die einfachste Gegenfrage. Jede imperialistische Raubpolitik ist ein Verbrechen und eine solche Politik trieben alle Staaten. Die deutsche Regierung aber betrieb eine imperialistische Politik, bei der sie alle Staaten anrempelte, mit allen in Konflikt kam und schließlich, nur noch mit dem österreichischen Staatskadaver und der rettungslos bankrotten Türkei verbündet, gewaltsam den Weltkrieg anzettelte.

Auf die verbrecherische Anzettelung des Weltkrieges wurde ein weiteres gehäuft: die Regierung tat nichts, um dieser Hungersnot zu begegnen. Warum geschah nichts? Weil den Regierungssippen, den Kapitalisten, Junkern, Lebensmittelwucherern der Hunger der Massen nicht wehe tut, sondern zur Bereicherung dient. Weil, wenn man von Anfang an den Kampf gegen Hunger und Not durch ernsthafte Maßnahmen aufgenommen hätte, den verblendeten Massen der furchtbare Ernst der Lage klar geworden wäre. Dann wäre aber die Kriegsbegeisterung alsbald verrauscht.

Deshalb hat man die Volksmassen mit Siegestriumphergeul betäubt und sie gleichzeitig den agrarischen und kapitalistischen Lebensmittelwucherern ausgeliefert.

Mit dem Geschrei vom „Durchhalten“, bei dem die Scheidemänner und Konsorten der Regierung feile Dienste leisteten, hat man versucht, die Massen um jede Besinnung zu bringen. Die herrschenden Klassen wollten ihre wahnsinnigen Annexionsgelüste nicht preisgeben, und man belog das Volk, indem man ihm vorredete: Wenn wir durchhalten, wird Deutschland den Frieden diktieren und die Welt beherrschen.

41 Der vollständige Brief ist abgedruckt in: Rosa Luxemburg (u.a.), Briefe an Mathilde Jacob (1913-1918), a.a.O., S.76.

Man hat uns vorgelogen: die deutschen U-Boote werden Englands Zufuhr abschneiden, England werde um Frieden winseln und damit werde der Krieg beendet — Märchen für Kinder sind das. Der U-Bootkrieg hetzt Deutschland neue Feinde auf den Hals; aber an eine Abschneidung der Zufuhren Englands ist nie und nimmer zu denken, auch wenn Deutschland zehnmal mehr U-Boote hätte.

Dann hat man uns vorgemacht: der Vorstoß nach dem Balkan werde Deutschland Luft schaffen, Lebensmittel in Hülle und Fülle werde man aus der Türkei erhalten. Man log bewußt, denn alle Einsichtigen wissen, daß die Türkei nichts liefern kann, daß in Konstantinopel und den Küstenstädten Kleinasiens Mangel herrscht, daß die türkische Regierung ihre Armee nicht mehr ernähren kann.

Jetzt vertröstet man uns auf die kommende Ernte: Alle Not werde ein Ende haben, wenn die neue Frucht da ist. Auch das ist bewußter Schwindel. Die einfache Rechnung sagt: In zweiundzwanzig Kriegsmonaten wurden zwei Ernten verzehrt, außerdem die großen Vorräte an Viehfutter, Zucker und anderen Produkten, die zu Kriegsbeginn im Lande lagerten; ferner alles was in den besetzten Gebieten in Belgien, in Nordfrankreich, Polen, Litauen, Kurland, Serbien an Lebensmitteln „requiriert“ wurde; schließlich noch das, was aus Holland und den skandinavischen Ländern eingeführt werden konnte. Jetzt gibt es nichts mehr. Die besetzten Gebiete sind kahlgefressen, die Menschen sterben bereits Hungers in Polen und in Serbien. Die neutralen Staaten sperren die Ausfuhr hermetisch ab, weil sie selbst Mangel leiden. Die einheimische Ernte kann nicht viel liefern, denn die Felder wurden aus Mangel an Arbeitskräften, an Dünger und Saatgut schlecht bestellt. Die Viehbestände sind gering.

Ein „Lebensmitteldiktator“ soll für gute Verteilung sorgen; zu spät! Die Lebensmittelwucherer haben ihr Werk vollbracht. Packt man sie jetzt an der Gurgel, so hilft nichts. Es gibt nicht mehr so viel zu „verteilen“, daß man das Volk satt machen kann.

Das ist die nackte Wahrheit.

Man hat das Volk in den Krieg gehetzt, bei dem die Zufuhr abgeschnitten wurde; kapitalistische Verbrecher haben unter Duldung der Regierung das übrige getan.

Was soll werden? Man kann noch ein halbes Jahr, vielleicht ein ganzes Jahr Krieg führen, indem man die Menschen langsam verhungern läßt. Dann wird aber die künftige Generation geopfert. Zu den furchtbaren Opfern an Toten und Krüppeln der Schlachtfelder kommen weitere Opfer an Kindern und Frauen, die infolge des Mangels dem Siechtum verfallen.

Und auch dann gibt es noch kein Ende, denn dieser Krieg kann nicht mehr mit Waffengewalt entschieden werden, wenn er auch noch ein Jahr oder zwei dauert. Der deutsche Militarismus steckt nach allen seinen „Siegen“ in der Sackgasse. Wenn jetzt der Krieg noch fort dauert, so ist es einzig und allein, weil die Volksmassen sich die Infamie geduldig gefallen lassen.

Männer und Frauen des arbeitenden Volkes, wir alle tragen die Verantwortung.

Entweder verharren die arbeitenden Massen in stumpfsinnigem Gleichmut — dann ist die Folge langes Siechtum und elendes Verderben; oder das Proletariat rafft sich auf, verweigert dieser Regierung und diesen herrschenden Klassen die Dienste und erzwingt den Frieden.

Es gibt keine Wahl. Es gilt die Tat. Rafft euch auf, ihr Männer und Frauen! Gebt euren Willen kund, laßt eure Stimme erschallen:

Nieder mit dem Kriege!

Hoch die internationale Solidarität des Proletariats!⁴²

Für die ersten Tage des Juli 1916 war Rosa Luxemburg von Leipziger Genossen gebeten worden, an internen Besprechungen teilzunehmen und einige politische Referate im engsten Kreise zu halten.⁴³ Am 9. Juli erwarteten wir sie zurück. Als ich am Vormittag dieses Tages, es war ein Sonntag, zu ihrer Wohnung hinaufstieg, begegneten mir zwei Männer auf der Treppe. Sie standen plötzlich neben mir, als ich die Korridortür aufschließen wollte, stellten

42 Ernst Meyer, der Herausgeber des Sammelbandes: Spartakus im Kriege, Berlin 1927, gibt auf S.232 Julian Marchlewski als den Verfasser des Flugblattes an. Der Text des Flugblattes findet sich im selben Bd. auf den Seiten 157-159.

43 Folgender Absatz ist im ursprünglichen Manuskript an dieser Stelle von Mathilde Jacob vorangestellt worden: „Nachdem das Urteil gegen Karl Liebknecht rechtskräftig und vollstreckt worden war, ließ sich juristisch und persönlich nichts mehr tun für ihn. Müde und abgehetzt hatte Rosa Luxemburg jetzt den Entschluß gefaßt, eine Erholungsreise sich zu gönnen. Die nötigen Vorbesprechungen waren gemacht, ich freute mich darauf, Rosa Luxemburg für einige Wochen nach Thüringen zu begleiten, wo sie unter ihrem durch Heirat erworbenen Namen Lübeck in einer Familie Wohnung nehmen wollte, die uns von nahestehenden Parteifreunden empfohlen war. Fernere Pläne sahen eine Weiterreise nach Stuttgart zu Clara Zetkin vor. — Es kam allerdings anders.“

sich als Neuköllner Parteigenossen vor und baten, da sie Wichtiges zu bestellen hätten, mit in die Wohnung kommen zu dürfen. Hier erklärte mir einer von ihnen, der uns auch später noch Ärgernis bereiten sollte, er sei gekommen, um ein Flugblatt in Auftrag zu geben, er müsse Frau Luxemburg unbedingt sprechen. Ich war erstaunt, denn solche Dinge wurden mit weit größerer Vorsicht und niemals durch Dritte erledigt. Ich bat, mir die Mission zu übertragen, damit ich sie übermittele. Das ginge nicht, meinte der Mann, er müsse Frau Luxemburg unbedingt selbst sprechen. Ich erklärte ihm, ich wüßte nicht, wann sie zurückkäme, er solle sich später telefonisch erkundigen, damit er den Weg nicht vergeblich mache.

Am Nachmittag kehrte Rosa Luxemburg heim. Der Kunsthistoriker Eduard Fuchs⁴⁴ und der Vorwärtsredakteur Dr. Ernst Meyer⁴⁵ hatten sie von der Bahn abgeholt und nach Hause begleitet. Ich erzählte von dem merkwürdigen Besuch, der besonders Eduard Fuchs verdächtig erschien.⁴⁶ In der Nacht ließ sich Rosa Luxemburg meinen Bericht durch den Kopf gehen; es stand bei ihr fest, daß ich es mit Spitzeln zu tun gehabt hatte. Am nächsten Morgen in aller Frühe kamen die zwei Individuen wieder und legitimierten sich als Kriminalbeamte, indem sie ihre Erkennungsmarken zeigten. Ich war erschrocken; aber seit der Zeit hat mich kein Spitzel mehr hereinlegen können. — Der eine von den Männern, der das Wort am Tage vorher geführt hatte, ging sofort an den Schreibtisch, um ihn zu durchsuchen. Die Bitte Rosa Luxemburgs, man möge warten, bis sie angekleidet sei — die Spitzel hatten sie aus dem Schlaf geschreckt — wurde geflissentlich überhört. Der Spitzel benahm sich flegelhaft, auch wollte er die Tür zum Schlafzimmer gewaltsam öffnen, obgleich er gesehen hatte, daß Rosa Luxemburg nur mit einem Nachthemd bekleidet war. Um mich noch schnell mit ihr zu verständigen, brachte ich ihr Wasser und leistete ihr andere kleine Dienste. Es wurde mir nicht gestattet ans Telefon zu gehen, als es läutete. Die Backware für den Tee mußte ich in Begleitung des anderen Spitzels holen.

Nach dem Frühstück legte ich die notwendigsten Sachen in ein Köfferchen. Da es für Rosa Luxemburg zu schwer war, durfte ich mitgehen. Wir fuhren mit der Vorortbahn bis zum Potsdamer Platz. Hier nahmen die Beamten, die mich los sein wollten, eine Autodroschke und brachten Rosa Luxemburg nach etwa 4 ½monatiger Freiheit wieder in das Frauengefängnis nach der Barnimstraße. — Da die Regierung beweiskräftiges Material für eine Anklage nicht besaß, war es unmöglich, Rosa Luxemburg einen Prozeß zu machen. Aber die famose Schutzhaft bestand ja, die jetzt ohne weiteres über eine so „staatsgefährliche“ Person verhängt wurde.⁴⁷

Die Bedingungen für Schutzhaftgefangene waren besser als die für Strafgefangene. Man durfte Nahrungsmittel bringen, Blumen, Bücher und Gegenstände, die die Zelle wohnlicher

44 Eduard Fuchs (1870-1940), Kaufmannslehre, anfangs Anarchist, später Journalist für die sozialdemokratische Presse, 1892-1900 Mitarbeiter am „Süddeutschen Postillon“, seit 1901 in Berlin Sammler, Kunst- und Kunsthistoriker, 1919 Mitglied der KPD, 1928 KPO-Mitglied. Starb im Exil in Paris.

45 Ernst Meyer (1887-1930), seit 1908 Mitglied der SPD, 1910 Vorwärtsredakteur, Mitbegründer der Spartakusgruppe und der KPD, gehörte zum Freundeskreis Rosa Luxemburgs, 1918-1923 Mitglied der KPD-Parteizentrale (mit kurzen Unterbrechungen), seit 1924 Anhänger rechtsoppositioneller Parteiströmungen, 1921-1924 und 1928-1930 Mitglied des Preußischen Landtags.

46 Im ursprünglichen Manuskript heißt es hier weiter: „An eine neuerliche Verhaftung Rosa Luxemburgs glaubte indessen niemand, obgleich von dieser und jener Seite in den vorhergehenden Tagen von einer solchen gesprochen worden war. Es gab so viele Gerüchte, von denen immer nur ein Bruchteil stimmte.“

47 Im ursprünglichen Manuskript fügte Mathilde Jacob an dieser Stelle noch hinzu: „Rosa Luxemburg sah jetzt Jahre der Kerkerhaft vor sich. Erst nach Kriegsende konnte sie auf ihre Befreiung rechnen. Auch sie vermochte die Zeitdauer dieses furchtbaren Krieges nicht abzuschätzen. Zuerst glaubten die klügsten Köpfe an eine höchstens zweijährige Dauer, allmählich aber unterließen auch die Gescheitesten eine Voraussage. Die Zeit mit ihrer scheinbaren Hoffnungslosigkeit lastete bleiern auf allen.“

gestalteten. Auch Briefe in mäßigem Umfang zu schreiben und zu empfangen war gestattet. Meine Mutter übernahm es, nach ärztlicher Vorschrift für Rosa Luxemburg zu kochen. Wir schickten ihr täglich das Mittagbrot und legten für die übrigen Mahlzeiten nach Möglichkeit etwas hinzu. Auch Freunde halfen.⁴⁸ Kurze schriftliche Grüße, die mit dem Essen abgegeben wurden, gelangten meist unzensuriert in Rosa Luxemburgs Besitz. Auch sie sandte mit dem leeren Geschirr Zettelchen, auf denen ihre Wünsche oder kurze Mitteilungen standen. Beispielsweise:

Ich wartete heute umsonst, bin sehr traurig. Kleesträußchen für Lek. [Karl Liebknecht im Lehrter-Straßen-Gefängnis]

Kuß.

Heu und Gras sind für Mimi.

Grüße R

Wein mit Dank zurück. Bitte ihn an Lek. zu geben, ich trinke keinen.

Kuß

Die Büchlein haben mich enttäuscht. [Es war keine Geheimnachricht hineingeschmuggelt]

Kuß zum Sonntag.

Am Weihnachtsheiligabend lagen kleinen Gaben die Worte bei:

Für meine Tochter Mimi und für Mathildes Mutter mit tausend Weihnachts- und Neujahrsgrüßen.

R

Ich hatte von der Kommandantur, der die Schutzhaftgefangenen unterstanden, generelle Erlaubnis bekommen, Rosa Luxemburg einmal in der Woche für eine Stunde zu besuchen. Diese Sprechstunde überwachte zu Anfang ein Beamter, der aus dem Polizeipräsidium entsandt wurde. Eines Tages wurde er durch den Spitzel abgelöst, der sich bei der Verhaftung Rosa Luxemburgs so übel benommen hatte. Vorerst ließ auch er die Unterhaltungen eine Stunde währen, doch legte er stets ein herausforderndes Benehmen an den Tag. Er flegelte sich auf den Stuhl hin und beobachtete uns mit unverschämten Blicken, so daß wir nur mit Mühe bei der Sache bleiben konnten. Ich wünschte sehnlichst, von diesem Spitzel befreit zu werden und rechnete damit, daß die Kommandantur sich auf die Dauer nicht die Umstände machen würde, stets einen Beamten aus dem Polizeipräsidium zu entsenden. Denn wir sprachen nur über private Angelegenheiten, über Freunde, Bücher, Theater oder sonstige harmlose Geschehnisse. In der vorletzten Sprechstunde, die dieser Spitzel mit uns abhielt, hatte ich Rosa Luxemburg eine Rose gebracht, die sie ins Wasser stellte. Sie reichte auch mir ein Glas mit Wasser, damit ich einige Gräser, die sie für mich auf dem Hof gepflückt hatte,

48 In eine andere Fassung ihres Manuskripts, die zeitlich zwischen dem ursprünglichen Entwurf und der von uns veröffentlichten Version liegt — sie findet sich unter der Bezeichnung „Copy 1“ im Hoover Institution on War, Revolution and Peace —, hatte Mathilde Jacob an dieser Stelle eingefügt: „Ein witziger Sechszweiler Mehrings vom 28. Juli 1916 erinnert an diese Zeit:

„Die Kapern und den Parmesan

— Vom Feinde uns entzogen —

Hab' ich an's Huhn nun nicht getan;

Trotzdem bleib' mir gewogen.

Wenn Dir die Kriegskost nicht behagt:

Ich habe nicht den Krieg entfacht.

Herzlich grüßen Franz und Eva Mehring.“

Das Gedicht ist erstmals in: Rosa Luxemburg (u.a.), Briefe an Mathilde Jacob (1913-1918), a.a.O., S.53 abgedruckt.

hineintun möge. Darob hatte der Spitzel einen großen Mund und meinte, es sei keine Manier, Blumen in Trinkgläser zu tun, eine Gefangene hätte sich der Hausordnung strikte zu fügen. Rosa Luxemburg gab ihm, wie stets hierauf keine Antwort. Sie hatte auch mich gebeten, nie etwas zu entgegnen. Wir nahmen uns sehr zusammen und empfanden das Betragen dieses Spitzels als eine moralische Tortur. Am Vorabend jedes Besuches war ich niedergeschlagen und überlegte, ob wir auf sie nicht lieber verzichten sollten und Klage darüber führen.

Als dieser Spitzel wieder Sprechstunde mit uns abhielt — es sollte die letzte bei ihm sein — sah Rosa Luxemburg zu Beginn der Unterhaltung auf die Uhr und sagte zu mir, sie wolle nachschauen, damit sie nicht zu kurz mit der Zeit wegkomme. Nach etwa 10 Minuten, als sie mitten in einem Satz ist, springt der Spitzel mit einer heftigen Bewegung auf und herrscht uns im Feldwebelton an: „Die Sprechstunde ist beendet.“ Wir sind erschrocken und nehmen an, wir hätten das Gesprächsthema, das wir begonnen hatten, nicht wählen dürfen. Wir sprachen über den in Düsseldorf angesetzten Prozeßtermin wegen Herausgabe der „Internationale“, der gegen alle ihre Mitarbeiter anberaumt worden war. Diese Zeitschrift, die nur einmalig (Nr.1) während des Krieges herauskommen konnte, war in der Schweiz und gleichzeitig in Deutschland gedruckt worden. Ihre Autoren, Rosa Luxemburg, Franz Mehring, Clara Zetkin u.a., übten in ihren Beiträgen schärfste Kritik gegen die deutsche Kriegführung. Ohne der Zensur vorgelegen zu haben, war dieses Heft in vielen Exemplaren vertrieben worden. — „O nein,“ sagte Rosa Luxemburg ruhig, „ich habe eine für mich sehr wichtige Sache zu besprechen, und ich werde dies Gespräch zu Ende führen; solange bitte ich Sie zu bleiben.“ Jetzt schlug der Spitzel solchen Lärm, daß die Vorsteherin des Gefängnisses herbeieilte. Sie versuchte, den Mann zum Bleiben zu veranlassen; er war auch zu ihr unfreundlich und unhöflich. Auf eine Bemerkung Rosa Luxemburgs sagte er höhnisch: „Hier haben Sie ganz artig zu sein und zu parieren.“ Jetzt riß ihr die Geduld und sie rief aus: „Sie dreckiger Spitzel!“ Auf solch eine Äußerung hatte dieser wohl gewartet. Er sagte sofort zu der Vorsteherin: „Also, Sie haben gehört, ich bin beschimpft worden.“ „Jawohl,“ fügte Rosa Luxemburg hinzu, „und das mit Recht.“ Er erging sich weiter in unverschämten Redensarten und Rosa Luxemburg warf wütend eine mitgebrachte Tafel Schokolade in eine Zimmerecke.⁴⁹

Ein preußischer Beamter bekam von Amts wegen niemals unrecht, und der Auftritt hatte für Rosa Luxemburg unangenehme Folgen. Noch am selben Tage wurde sie spät abends aus dem Gefängnis in der Barnimstraße nach dem Polizeigefängnis am Alexanderplatz „strafversetzt“. Hier blieb sie etwa vier Wochen in einer kleinen unsauberen Zelle, an der Bahn und Stadtbahn unablässig vorüberrollten und den Straßenlärm der City zeitweilig übertönten. Ein Hof für den üblichen „Spaziergang“ der weiblichen Inhaftierten war nicht vorhanden. Ich mußte das Essen, das ich brachte, wieder mitnehmen und Selbstbeköstigung in einem bestimmten Restaurant bestellen, dessen Kost teuer, schlecht und für Rosa Luxemburg schädlich war. Alle Bemühungen, hier zu helfen, scheiterten.

Sie schrieb Flugblätter und Artikel für die „Spartakus-Briefe“⁵⁰ bei dem spärlichen Licht,

49 Demgegenüber lautete die Stelle in der ursprünglichen Fassung: „Die unverschämten Bemerkungen des Beamten fielen immer wieder, so daß Rosa Luxemburg, eine Tafel Schokolade gegen ihn schleudernd, endlich aufgeregt rief: von einem dreckigen Spitzel könne man kein besseres Benehmen verlangen.“

50 Die „Spartakus-Briefe“ ursprünglich „Politische Briefe“ benannt, wurden während des Krieges illegal verbreitet und eifrig gelesen. Sie wurden zuerst in Schreibmaschinenschrift vervielfältigt und mit dem Pseudonym „Spartacus“ unterzeichnet. Ihre Artikel stammten in der Hauptsache aus Rosa Luxemburgs Feder, gelegentlich gaben Paul Levi, Karl Liebknecht, Julius Marchlewski, Franz Mehring, Ernst Meyer u.a. ebenfalls Beiträge. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

das eine obere matte Scheibe der Tür in die Zelle ließ. Die Zelle selbst war unbeleuchtet. „Sehen Sie,“ sagte Leo Jogiches, „das ist Rosa! Es gibt keine Hindernisse für sie,“ und — „armes kleines Ding,“ fügte er hinzu, „wie sie jetzt wieder leiden muß!“ Mit dem Direktor des neuen Gefängnisses, einem älteren Herrn, bekamen wir bald Fühlung. Ihn interessierte seine neue Gefangene. Sie schreibe ihre Lebensgeschichte, sagte er gelegentlich zu mir, als ich in seinem Amtszimmer war. Ich konnte ihm nicht klarmachen, daß Rosa Luxemburg „Die Geschichte meines Zeitgenossen“ von Wladimir Korolenko⁵¹ aus dem Russischen ins Deutsche übersetzte. Mit dieser Arbeit hatte sie damals begonnen, um Geld zu haben, wenn sie in die Freiheit zurückkehrte. — Das ihr bewilligte Honorar von 2000 Mark wurde Mitte Januar 1919 vom Verlag überwiesen. Sie hat es nicht mehr bekommen. — Der größte Teil von Rosa Luxemburgs Sachen war bei dem plötzlichen Verlassen des Barnimstraßen-Gefängnisses unverpackt dort zurückgeblieben. Nach einigen Tagen schrieb mir Rosa Luxemburg:

den?? (ich habe die Rechnung verloren)

Meine liebe Mathilde!

Gestern ist von der Barnimstraße angeklingelt worden, daß meine Sachen aus dem Raum geholt werden müssen, da derselbe gebraucht wird. Bitte, haben Sie die Güte, sogleich hinzugehen und alle meine Sachen in Koffer zu verpacken. Vielleicht wird man dort erlauben, daß die Sachen verpackt bis auf weiteres dort irgendwo aufbewahrt bleiben.

Noch eine dringende Bitte: Gehen Sie weder zum Oberkommando noch an die Kommandantur, fragen Sie nach nichts und bitten Sie um nichts für mich, das ist mein unbedingter Wunsch.

Viele Grüße! Ihre
Rosa Luxemburg⁵²

Als ich an einem der letzten Oktobertage Wäsche und Bücher ins Polizeigefängnis brachte, wurde ich zum Direktor geführt. Recht erschrocken teilte er mir mit, Rosa Luxemburg sei am frühen Morgen nach Wronke gebracht worden. Er könne allerdings nicht genau sagen, ob der Name des Ortes stimme. Ich vergewisserte mich, daß es eine kleine Stadt dieses Namens in der Provinz Posen gab. Jetzt eilte ich zur Kommandantur, zum Oberkommando, aber nirgends wollte man Bescheid wissen: Ich sollte mich gedulden, Frau Dr. Luxemburg würde schreiben und ihre Wünsche äußern.⁵³ Am 31. Oktober 1916 bekamen wir denn auch Nachricht von ihr, daß sie in der Festung Wronke untergebracht worden sei, wohin wir alles Nötige schicken möchten. Am 5. November folgte ein Brief:

Meine liebe Mathilde, [. . .] Es hat keinen Zweck, Briefe an mich hierher zu senden, denn von hier werden sie doch erst wieder nach Berlin geschickt. Adressieren Sie also bitte an die „Kgl. Kommandantur Berlin“, im innern Kuvert (natürlich offen) an mich, Wronke, Zentralgefängnis. Teilen Sie das, bitte, auch andern mit. Heute ist mir eine ganz neue Verfügung des Oberkommandos mitgeteilt worden: Nicht nur Briefe, sondern sämtliche Bücher, die für mich kommen oder die ich zurücksende, sollen durch die Berliner Kommandantur gehen! Bei dem Tempo der Erledigung heiße das ja, mir jegliche ernste wissenschaftliche Arbeit hier unmöglich zu machen, das einzige, was mir hier noch übrigblieb. Auch soll ich per Post nur eine Zeitung abonnieren dürfen, was gleichfalls eine unbegreifliche Neue-

51 Wladimir Korolenko (1853-1921), russischer Schriftsteller und Sozialist. Rosa Luxemburg übersetzte *Istoriia moego so vremeni*. Die Geschichte meines Zeitgenossen. Aus dem Russischen und mit einer Einleitung versehen von Rosa Luxemburg, 2 Bde., Berlin: Cassirer 1919, LIII, 554 S.

52 Siehe Rosa Luxemburg, *Gesammelte Briefe*, a.a.O., Bd.5, S.136.

53 Im ursprünglichen Manuskript heißt es an dieser Stelle weiter: „Alle Briefe Rosa Luxemburgs gingen über die Kommandantur, so daß wir bei dem üblichen Tempo der Beförderung frühestens in acht bis zehn Tagen Nachricht haben konnten. Und Rosa Luxemburg hatte nicht die nötige Kleidung, keine Wäsche und auch kein Geld.“

nung ist. Ich habe gegen beide Verfügungen Vorstellungen gemacht, vielleicht läßt sich noch eine Änderung erwirken, jedenfalls warten Sie noch mit der Absendung der Bücher, sofern Sie nicht schon abgeschickt haben. Wenn z.B. mein ganzes Lexikon zweimal die Reise von Berlin nach Wronke und retour machen sollte, dann denken Sie sich den Verlust an Zeit, Geld und den Ruin für die Bücher!! Hoffentlich kann ich Sie bald sehen [. . .].

Ihre RL.⁵⁴

„Reisen Sie nach, Mathilde,“ meinte Leo Jogiches, „und bringen Sie Rosa das Nötigste. Sie wird sich freuen, sie wird es sogar erwarten.“ Leo Jogiches war überzeugt, daß der Direktor eines Provinzgefängnisses selbständig handeln dürfe und mich, ausnahmsweise ohne vorheriges Befragen der Kommandantur, mit Rosa Luxemburg sprechen lassen würde. In der Tat verhielt es sich so. Rosa Luxemburg sagte, als ich sie zum ersten Mal in ihrem neuen Domizil besuchte: „Ich hatte gehofft, jemand von Euch würde gleich nach Wronke kommen, um sich nach mir umzusehen.“ —

Ich war in die Barnimstraße gegangen, um alle dort zurückgebliebenen Sachen zu verpacken. Stück für Stück unterzog ich einer genauen Prüfung. Dabei entdeckte ich einen politischen Situationsbericht, den mir Leo Jogiches diktiert, und den ich Rosa Luxemburg zugeschmuggelt hatte. Leo Jogiches hatte am Schluß der Mitteilungen einige fürsorgliche Worte hinzugefügt — Äußerungen persönlicher Wärme waren so selten bei ihm. — Ich war glücklich, daß der Vorsteherin dieses schwer belastende Schriftstück entgangen war. — „Um eine einwandfreie Kontrolle zu gewährleisten, habe ich sämtliche Sachen persönlich durchgesehen,“ hatte sie mir bei der Übergabe gesagt. Die nochmalige Kontrolle meinerseits hat Schlimmes für alle Beteiligten verhütet.

Charakteristisch für die Vorsteherin, die davon überzeugt war, daß in dem von ihr geleiteten Gefängnis alles nach dem Schnürchen ginge, daß die Gefangenen niemals ein Wort miteinander sprächen, und auch alle anderen drakonischen Gefängnisvorschriften befolgt würden, ist folgendes Vorkommnis: Zu gleicher Zeit mit Rosa Luxemburg war im Jahre 1915 während einiger Monate die Gattin des belgischen Finanzministers im Barnimstraßen-Gefängnis interniert.⁵⁵ Natürlich durfte sie mit keiner der Gefangenen sprechen. Die Belgierin nun hatte sich bei den Aufseherinnen nach Rosa Luxemburgs Zellenfenster erkundigt, vor dem sie bei sich bietenden Gelegenheiten einige Takte aus der „Internationale“ pfiß, in die Rosa Luxemburg einstimmte. Als das Personal knapp zu werden begann, wurden die „Spaziergänge“ der beiden Frauen zusammengelegt und von einer Aufseherin überwacht. Beide Frauen unterhielten sich, was die Beamtin nicht hätte erlauben dürfen. — Die Ministergattin wurde nach Belgien entlassen, eine dortige Zeitung veröffentlichte ihre Begegnung mit Rosa Luxemburg, und ein deutsches Blatt, das in die Hände der Vorsteherin kam, brachte die Übersetzung. Empört ging sie zu Rosa Luxemburg: „Es ist kaum glaublich, wie die ausländischen Zeitungen lügen. Sie, Frau Doktor, sollen sich hier im Gefängnis mit Madame [. . .] unterhalten haben. Dabei verstand sie doch kein Wort Deutsch, man konnte gar nicht mit ihr reden!“ Daß Rosa Luxemburg Französisch sprach, darauf kam die Vorsteherin nicht. —

Nachdem mir das Oberkommando in Posen Erlaubnis erteilt hatte, Rosa Luxemburg zu besuchen, fuhr ich Mitte November 1916 nach Wronke. Das kleine Städtchen Wronke, zu deutsch

54 Der vollständige Brief ist abgedruckt in: Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe, a.a.O., Bd.5, S.137-138.

55 Bei der Ministergattin handelte es sich um Juliette Carton de Wiart. Sie war mit Henry Carton de Wiart (1869-1951) verheiratet, der von 1911-1918 als belgischer Justizminister fungierte. Juliette Carton de Wiart wurde von Mai bis September 1915 in Berlin gefangengehalten. Siehe Paul van Molle, *Le Parlement Belge 1894-1969*, Gent 1969, S.38-39; Emile Vanderfelde, *Souvenir d'un militant socialiste*, Paris 1939, S.215; Giovanni Hoyois, *Henry Carton de Wiart et le groupe de la Justice sociale*, Courtrai 1931, S.170.

„Krähennest“, liegt eine Stunde Bahnfahrt von der Stadt Posen entfernt. Es gehörte zu dem Preußen zugeteilten Gebiet Polens und ist nach dem Weltkrieg wieder polnisch geworden. — Ich kam zum ersten Mal in ein Preußen angegliedertes Land. Die dünne Schicht deutscher Einwohner bestand hauptsächlich aus Beamten, Lehrern und Geschäftsleuten. Sie wurden von den Polen gehaßt. Durch den Besuch deutscher Schulen zum Deutschsprechen gezwungen, sprachen sie unter sich und mit ihren Kindern Polnisch. Kamen die Kinder in die Schule, so mußte die Lehrerin sie zuerst Deutsch sprechen lehren. — In dieser Umgebung kam ich mir wie ein Eindringling vor.

Bei meiner Ankunft in Wronke ging ich vom Bahnhof sogleich ins Gefängnis. Der Staatsanwalt des Städtchens, Dr. Dossmar,⁵⁶ hatte während des Krieges das Amt des Gefängnisdirektors mit übernommen. Er war ein humaner und vielseitig unterrichteter Mann, der für das Wohlergehen der Gefangenen zu sorgen bemüht war. Die Vorsteherin des Frauengefängnisses war Frau Else Schrick. Sie sah sofort, daß Rosa Luxemburg ein außergewöhnlicher Mensch war und bewunderte, mit welchem Gleichmut sie ihr Schicksal ertrug.

Der ersten Sprechstunde wohnte außer Frau Oberin Schrick auch Herr Dr. Dossmar bei. Sie fand in dem „Sprechzimmer“ statt, einem schmalen weißgetünchten Raum, dessen Hintergrund, etwa 2 Meter im Quadrat, durch eine dicke Zementbarriere von dem übrigen Raum abgetrennt war. Hier hinein wurden die Gefangenen geführt, wenn sie Besuch bekamen. — Wir umarmten uns über die Barriere hinweg, so gut es ging. Ausgehungert nach Nachrichten, flüsterte mir Rosa Luxemburg zu: „Bringen Sie nichts von Leo?“ Ich drückte ihr einen Kassiber in die Hand, während die Oberin und der Staatsanwalt sich in Komplimenten ergingen, um einander den Vortritt in den Sprechstundenraum zu lassen. Dann besprachen wir alles Nötige nach vorher gemachten Notizen, und nachdem wir uns über alles, was ich erledigen sollte, verständigt hatten, war dieser erste Besuch beendet. „Aber,“ sagte Rosa Luxemburg beim Abschiednehmen, „Sie haben mir ja keine Blumen mitgebracht. Und ich hatte mich so darauf gefreut.“ „Ach, Rosa, ich komme direkt von der Bahn. Ich glaubte auf dem Wege hierher einen Gärtner zu finden. Aber es gibt hier nur zwei Gärtnereien, die in entgegengesetzter Richtung vor dem Städtchen liegen. Sobald ich meine Sachen im Hotel abgestellt habe, hole ich Blumen für Sie.“ — „Das ist aber ein schrecklicher Raum,“ sagte ich zum Staatsanwalt, nachdem Rosa Luxemburg wieder fortgeführt worden war. „Wenn Sie ihn so schrecklich finden, halten wir die Sprechstunde morgen im Bürozimmer der Frau Oberin ab.“ Ich nahm das freudig an und verabschiedete mich, recht zufrieden, daß es Rosa Luxemburg „so gut“ getroffen hatte.

Kleine polnische Jungen, die sich auf der Straße herumtrieben, boten mir ihre Dienste an und zeigten mir den Weg zum Hotel. Der Wirt und seine Frau waren freundlich und entgegenkommend. Von ihnen erhielt Rosa Luxemburg ihre Beköstigung, die für damalige Verhältnisse recht gut war. An eine Diätkost freilich war nicht zu denken. — Durch Sauberkeit zeichnete sich das Hotel nicht aus. Das kam in der Hauptsache daher, daß etwa 100 gefangene Grusier im großen Tanzsaal untergebracht waren. Morgens gegen 5 Uhr wurde ich durch das Klappern von 200 Holzschuhen geweckt. Die Gefangenen wurden dann zum Bäumefällen in den Wald geführt. Die aus 15 Mann bestehende Bewachung war ebenfalls im Hotel untergebracht. Ein

56 Es handelt sich um Dr. Ernst Dossmann, geb. 1883 in Magdeburg. Dossmann war Staatsanwalt seit 1913 und während des Ersten Weltkrieges Gefängnisdirektor in Wronke. Er starb 1963 in Quedlinburg (DDR).

Arzt, den die Gefangenen konsultieren konnten, hatte zwei Räume inne, und nur ein oder zwei Zimmer blieben für Gäste. Das genügte für die damalige Zeit, da Handelsreisende, die sonst das Hotel zu besuchen pflegten, wegen der fehlenden Waren nicht reisten. Der Wirt wurde für diesen Ausfall durch die Einquartierung reichlich entschädigt.

Im Weinzimmer trafen sich fast täglich die Honoratioren der Stadt: der Amtsrichter, der Staatsanwalt, der Direktor einer Sirupfabrik, und wer sonst noch dazu gehörte. Der Apothekenbesitzer, ein Pole, kam ungern zu diesen Zusammenkünften und nur nach ergangener Einladung. Auch ich nahm meine Mahlzeiten in diesem Zimmer ein und hörte dann einiges von den Tischgesprächen. Vor allem pflegte man die Nachrichten, die die Zeitungen brachten, zu besprechen. Die Unterhaltungen drehten sich hier wie überall in damaliger Zeit wieder und immer wieder um den Krieg. Gelegentlich lachte man über Berlin: „Es fällt jetzt wöchentlich ein Ei auf den Kopf der Bevölkerung.“ Bekamen die Berliner gegen Ende des Krieges überhaupt noch einige Gramm Butter wöchentlich, so waren die Armen nicht mehr in der Lage, sie zu kaufen. Darum aber kümmerten sich die Herren nicht.

Ich beschloß, etwa eine Woche in Wronke zu bleiben, da mir vier Besuche bewilligt waren.⁵⁷ Außerdem schrieben wir einander unterirdisch und öfters gab ich Blumen oder andere Kleinigkeiten im Gefängnis ab. An den Ufern der Warthe standen viele Ligustersträucher, die zu jener Jahreszeit ihre schwarzen Beerenfrüchte trugen. Einige Zweige hiervon oder von Tannen und Kiefern des Waldes machten der einsamen Gefangenen Freude.

Aber wohin ich meine Schritte lenkte, stets sah ich das riesengroße, in grellroten Ziegelsteinen erbaute Gefängnis. Unmittelbar neben diesem Kolossalgebäude, aber innerhalb seiner Mauern, stand ein winziges Häuschen, das von der preußischen Regierung als Festung für eine politische weibliche Gefangene vorgesehen war. Er bestand nur aus einem Parterregeschoß: einem Schlafzimmerchen und einem etwas größeren Wohnraum; beide waren durch eine Tür verbunden. Ein Korridor führte zum Gärtchen. Die Räume waren wohnlich eingerichtet, das Gärtchen nur für die Festungsgefangene bestimmt. Zunächst freilich durfte sich Rosa Luxemburg in dem Gärtchen nicht aufhalten. Denn nur drei Seiten waren von einer nicht allzu hohen Mauer umgeben, hoch genug indes, um eine Flucht unmöglich zu machen; die vierte Seite des Gärtchens lag offen dem Hof zu. Sie sollte mit einem Zaun versehen werden, ehe der vorsichtige Staatsanwalt die Benutzung gestattete. Er versprach, nach den nötigen Materialien Umschau zu halten, hob aber die Schwierigkeit hervor, sie in der Kriegszeit zu beschaffen. In wenigen Wochen indes waren sie zur Stelle und jetzt konnte Rosa Luxemburg vom frühen Morgen bis gegen sechs Uhr nachmittags sich in dem Gärtchen ergehen. Dann war der Tag im Gefängnis zu Ende. Die Beamtinnen, die tagsüber den Dienst versehen hatten, wurden durch das Personal des Nachtdienstes abgelöst.

Rosa Luxemburg behauptete, sich in der neuen Umgebung wohl zu fühlen. Sie hatte mit Spatzen, Buchfinken, Meisen, Amseln, Staren usw. Freundschaft geschlossen. Die Vögel bekamen Futter, ganz ihrem Geschmack entsprechend: die kleinen Meisen Speck- und Fettstückchen; selbst Nüsse waren für diese Leckermäuler da, aber zu jener Zeit war so etwas knapp

57 Im ursprünglichen Manuskript heißt es etwas ausführlicher: „Ich beschloß, etwa eine Woche in Wronke zu bleiben und die mir bewilligten drei oder vier Besuche nicht hintereinander, sondern stets ein, zwei Tage auslassend, zu machen, damit Rosa Luxemburg längere Zeit Abwechslung durch meinen Aufenthalt hatte. Nachrichten, die dem scharfen Auge des Staatsanwaltes entgingen, wußten wir uns in gewohnter Übung auch ohne daß wir uns sahen, zukommen zu lassen.“

und teuer, so daß ich nicht allzu viel beschaffen konnte.⁵⁸ Auch Starenkästen ließ die Gefangene kommen, und dem Staatsanwalt erzählte sie von den vielen „Besuchern“, die ohne seine Erlaubnis kämen.

Die Oberin des Gefängnisses besaß Takt und Herzensbildung und hatte vielseitige Interessen. Als ich die von Rosa Luxemburg am ersten Tage erbetenen Blumen am Spätnachmittag für sie abgeben wollte, sagte Frau Schrick zu mir: „Möchten Sie diese Blumen Frau Dr. Luxemburg nicht selbst auf den Tisch stellen? Sie würde sich gewiß mehr darüber freuen, als wenn ich sie ihr bringe.“ Auf so viel Entgegenkommen hätte ich nie zu hoffen gewagt. Als ich die Festungsräume betrat, klatschte die kleine Gefangene vergnügt in die Hände und eilte mir entgegen.

Die Besuche im Festungsgebäude hatten einen erhöhten Reiz für mich. Sogar der Staatsanwalt ließ sich von der Freude anstecken, wenn ich davon sprach, und auch er hielt später die Sprechstunden manchmal dort ab. An warmen Tagen promenierte er mit uns in dem Gärtchen, wobei Rosa Luxemburg stets einen Strauß selbstgezogener Blumen für mich pflückte. — Die Oberin bat den Staatsanwalt um die Erlaubnis, einige ihrer freien Abendstunden bei Rosa Luxemburg zu verbringen. Es wurde ihr gestattet; unterhielt der Staatsanwalt sich doch selbst gern, so oft es seine Zeit erlaubte, mit seiner Gefangenen.⁵⁹ Man nahm sich vor, auch in späterer Zeit Fühlung zu behalten; der Staatsanwalt wie die Oberin wollten Rosa Luxemburg aufsuchen, sobald sie sich wieder in Freiheit befände. Es war Rosa Luxemburg stets gelungen, einen guten Kontakt mit ihren Gefängnisvorgesetzten zu finden. Dem Reiz ihrer Persönlichkeit entzogen sich selbst Menschen einer anderen Weltauffassung nicht; politische Gegner, Staatsanwälte, Gefängnisvorsteher respektierten ihre geistige Bedeutung. so ging es Rosa Luxemburg in den Gefängnissen relativ gut — trotz der damaligen „preußischen Zucht“. Ich erschrak, als ich bei meinem nächsten Besuch im Januar 1917 Frau Oberin Schrick in Wronke nicht mehr antraf. Sie hatte sich in dem kleinen Städtchen mit seinem Klatsch nicht glücklich gefühlt und sich nach Metz, ihrer Heimatstadt, zum Kriegsdienst beurlauben lassen. Die Oberin hat Rosa Luxemburg nicht vergessen. Sie schrieb öfter einige Zeilen an mich und bat, der Gefangenen ihre Grüße zu übermitteln, da sie bei der lästigen Gefängniszensur nicht so schreiben könne, wie ihr ums Herz wäre.⁶⁰ — Nach dem Fortgang Frau Schricks war nicht sogleich Ersatz für sie da. Bei meinem nächsten Besuch hielt der Staatsanwalt die Sprechstunde ab. Gelegentlich versuchte er, die Gesetze unseren Wünschen anzupassen. Aber

58 Im ursprünglichen Manuskript heißt es an dieser Stelle: „Rosa Luxemburg selbst aß Nüsse gern. Ich hätte mehr geschickt, wenn ich nur mehr hätte auftreiben können; denn ich war sicher, daß von den gesandten Nüssen keine in Rosa Luxemburgs Magen wanderte, daß sie sich vielmehr ergötzte, wenn ihre kleinen Freunde sie sich schmecken ließen. Starenkästen ließ sie von Clara Zetkin senden, kurz sie tat alles, wie es ihre Art war, den Tierchen Liebes zu erweisen. Strahlend erzählte sie dem Staatsanwalt von den vielen Besuchern, die ohne seine Erlaubnis zu ihr kämen.“

59 Im ursprünglichen Manuskript heißt es an dieser Stelle noch: „Gelegentlich nahm er zu den Plauderstunden seine Schwester mit, von der ich das Phantasieprodukt eines Sozialdemokraten, fein säuberlich auf ein Ei gemalt, eines Tages bei Rosa Luxemburg sah.“

60 Im ursprünglichen Manuskript gehen die Ausführungen über Frau Schrick noch weiter: „Kriegsbegeistert erwähnte sie nebenher, stolz darauf zu sein, in diesem heiligen Kampfe mithelfen zu dürfen. Ihr Standpunkt war natürlich das Trennende zwischen uns. Aber Rosa Luxemburg hat die Menschen im privaten Leben, das sie durchaus zu führen bemüht war, nicht nach ihrer politischen Überzeugung eingeschätzt; es zogen sie oft vollwertige Menschen durch ihren Charakter oder ihr Wissen an. —

Kurz nach Ausbruch der Revolution, als Rosa Luxemburg wieder in Berlin war, jedoch nicht zu Hause, sondern im Hotel wohnte, meldete sich Frau Oberin Schrick, die einige Tage in Berlin weilte. Sie hatte den Wunsch, Rosa Luxemburg in der neu gewonnenen Freiheit die Hand zu drücken. Wir freuten uns auf ein Wiedersehen und kamen überein, Frau Schrick bei mir zu empfangen. Wir verplauderten einige ruhige Stunden, über die neuen Verhältnisse, die die Revolution geschaffen, auch der alten nicht vergessend. Es war das einzige Mal, daß die Oberin Rosa Luxemburg wiedergesehen hatte.“

nur, wenn dies einwandfrei gelungen war, gestattete er Kleinigkeiten, die eigentlich nicht erlaubt waren. „Ach,“ sagte ich einmal zu Leo Jogiches, „dieser Kerkermeister ist so anständig, daß es mir schwer fällt, ihn zu hintergehen.“ Leo Jogiches setzte mir auseinander, daß ich diesen Staatsanwalt nicht als Person betrüge, daß vielmehr mit allen Mitteln versucht werden müsse, das herrschende korrupte und korumpierende Regierungssystem samt den Funktionen des Staatsanwalts aus der Welt zu schaffen.

Die unzensurierten Nachrichten herüber und hinüber gingen also weiter. Allerdings machte uns der Staatsanwalt das nicht leicht. Wir mußten all unsern Witz anstrengen, um keinen Reinfall zu erleben. Als ich einmal Rosa Luxemburgs Hand streichelte und mich dicht neben sie setzte, sagte der Staatsanwalt: „Bitte, versprechen Sie mir, einander nichts zuzustecken.“ „Gewiß,“ sagten wir wie aus einem Munde, „das versprechen wir.“ „Aber wie verständigen Sie sich eigentlich? Daß Sie es tun, ist mir längst klar.“ „Das, Herr Staatsanwalt, bleibt unser Geheimnis,“ sagte Rosa Luxemburg lachend. — Wenn wir auch lachten, unsere Nerven wurden in Wronke auf eine harte Probe gestellt. Erschien dem Staatsanwalt eine Sendung verdächtig, und fast jede schien es ihm, so ließ er sie über die Posener Kommandantur gehen. Dann blieben die Mitteilungen an mich oft lange aus, und Rosa Luxemburg wartete vergeblich auf eine Empfangsbestätigung, so daß wir angstvolle Tage und Nächte durchlebten. — Nach einiger Zeit war eine neue Gefängnisoberin in Wronke eingetroffen, eine verarmte adlige Dame, die einen unangenehmen Eindruck machte. Sie war vulgär und anmaßend in ihren Äußerungen, so daß Rosa Luxemburg sie ignorierte. Die armen Gefangenen hatten durch ihre unerfreuliche Art sehr zu leiden; auch das Gefängnispersonal klagte über die neue Vorgesetzte.

Die gänzliche Isolierung war Rosa Luxemburg durch Frau Schrick erträglich gemacht worden. Die neue Oberin indes verstand es, der Gefangenen das Leben zu vergällen. Ich war erschrocken, in welchem schlechtem Gesundheitszustand ich Rosa Luxemburg antraf. Sie war arbeitsunfähig. Sie, die ihre körperlichen Schmerzen nicht zu beachten pflegte, schrieb mir unterirdisch: „Ich leide an seelischen Depressionen. Es ist manchmal so schlimm, daß ich arge Befürchtungen habe.“ Die Magenbeschwerden traten wieder so heftig auf, daß Rosa Luxemburg oft keine oder zu wenig Nahrung zu sich nahm. Sie litt Sehnsuchtsqualen und bat um meinen Besuch. Wenn ich dann kam, und der Staatsanwalt die Sprechstunde abhielt — er tat dies jetzt meist, weil er wußte, daß uns die neue Oberin unangenehm war — setzte Rosa Luxemburg sich auf meinen Schoß, lehnte ihren Kopf an meine Schulter und ließ sich Zärtlichkeiten gefallen, die sie sonst nicht duldete. Sie war krank und hilflos. Ich sprach mit Leo Jogiches. „O Mathilde,“ sagte er, „wenn es Rosa nicht gut geht, wenn sie krank ist, — das ist etwas, was ich nicht ertragen kann. Und krank ist sie jetzt, wir müssen ihr helfen.“ Leo Jogiches wußte, daß die Beschwerden nervöser Art waren, die durch äußere Eindrücke behoben werden können.

Ich hatte mit Rosa Luxemburg überlegt, was zu tun wäre, damit sich ihr Zustand bessere. Der Staatsanwalt schlug vor, daß ich in Posen einen tüchtigen Arzt ausfindig machen sollte. Ein Bruder von Rosa Luxemburgs Studiengenossen und Freund Dr. Julius Marchlewski (Karski) wohnte in Posen. Er empfahl einen Arzt, der gern bereit war, Rosa Luxemburg zu behandeln. Seinen ersten Besuch stattete er der neuen Patientin in Wronke ab. Da er die Zeit für weitere Fahrten dorthin nicht aufbringen konnte, und auch die zu zahlenden ärztlichen Honorare zu teuer geworden wären, wurde Rosa Luxemburg vom Oberkommando die Erlaubnis erteilt, den Arzt in Posen aufzusuchen. Das gab eine kleine Abwechslung; auch die Befolgung der

ärztlichen Vorschriften nahm Zeit und Interesse in Anspruch. Der Arzt war Rosa Luxemburg sympathisch, bei ihren Besuchen unterhielt sie sich gern mit ihm. blieb bis zur Abfahrt des Zuges Zeit übrig — die Züge fuhren recht selten — so unternahm die Gefangene einen Spaziergang oder sie machte kleine Einkäufe. Dann wartete der begleitende Beamte vor den Geschäften. Er war nach Rosa Luxemburgs Aussage bescheiden und zurückhaltend; wenn auch ermüdet, kehrte sie doch meist angeregt nach Wronke zurück.

In dieser Zeit war Rosa Luxemburg unberechenbar launisch. In ihrer Gereiztheit fürchtete sie, ich könnte die ihr so unangenehme Oberin um etwas bitten. So wies sie mich bei einem unerwarteten Besuch ab in der Annahme, ich hätte die Oberin um diesen Besuch gebeten. In Wirklichkeit hatte mir der Staatsanwalt angeboten, des öfteren zu ihr zu gehen, damit sie Ablenkung und Freude hätte. Als sie sich weigerte, mich zu empfangen, machte ich mir auf einem Spaziergang klar, wieviel Rücksicht wir Rosa Luxemburg schuldig waren. Da sah ich an den Ufern eines Waldsees durch das Grün herzförmiger Blätter viele weiße Blüten leuchten. Es war Sumpfkalla. Ich zog Schuhe und Strümpfe aus und wagte vorsichtig einige Schritte in den Morast, um die Blumen zu pflücken. Auf dem Rückweg gab ich sie im Gefängnis ab. Als die Pforte geöffnet wurde, winkte Rosa Luxemburg mit dem Taschentuch aus ihrem Gärtchen. Ich eilte an das Gitter. „Sind Sie böse?“ „Ach, wie könnte ich das!“ „Ich habe schon zu Frau Doktor gesagt,“ ließ sich die Stimme der Oberin vernehmen, „wenn ich Fräulein Jacob wäre, würde ich mich für solche Freundschaft bedanken.“ „Wenn Sie Fräulein Jacob wären, kämen Sie als Freundin für mich nicht in Betracht,“ lautete die Antwort.

Eines Tages erhielten wir die Nachricht, daß Dr. Hans Diefenbach, ein junger Mediziner aus Stuttgart und guter Freund Rosa Luxemburgs, in das Garnisonslazarett der Stadt Posen käme. Als Feldarzt hatte er sich in Frankreich bei einem Sturz vom Pferde das Bein gebrochen. Vorläufig dienstuntauglich, wurde er nach kurzer Heilbehandlung als Rekonvaleszent dem Posener Lazarett zugeteilt, um dort leichten Dienst zu tun. Hans Diefenbach und Rosa Luxemburg schmiedeten Pläne für einen häufigen persönlichen Gedankenaustausch. Aber sie hatten nicht bedacht, daß die preußische Militärbehörde es unstatthaft finden könnte, wenn ein Militärarzt, der im Rang eines Offiziers stand, freundschaftliche Beziehungen zu einer „Petroleuse“ unterhielt. Hans Diefenbach war sogar ahnungslos genug zu glauben, daß gerade sein Offiziersrang ihm jederzeit die Wronker Gefängnisporten öffnen würde.⁶¹

61 Im ursprünglichen Manuskript ist Mathilde Jacob an dieser Stelle sehr viel ausführlicher: „Ich kannte Hans Diefenbach bereits näher, da Rosa Luxemburg gern von ihm zu erzählen pflegte. Sie unterhielt sich stets so ausgezeichnet mit ihm, daß, als sie ihren Freund einmal zur Bahn nach Stuttgart geleitete, beide das Abfahrtsignal überhörten und Rosa Luxemburg in dem Zuge sitzen blieb. In Wittenberge stiegen die Freunde aus und schrieben Ansichtskarten, die die Empfänger belustigen sollten. Sobald dann ein nach Berlin gehender Zug eingelaufen war, fuhr Rosa Luxemburg zurück, während Hans Diefenbach seine Reise nach Stuttgart fortsetzte. Persönlich lernte ich Hans Diefenbach kurz vor seiner Abreise nach Posen im Salon von Paul Cassirer kennen, wo die Schauspielerinnen und Gattin Paul Cassirers, Tilla Durieux, einige Kapitel aus der nunmehr fertiggestellten Übersetzung „Die Geschichte meines Zeitgenossen“ von Korolenko vorlas. Als Hans Diefenbach mir nach der Vorlesung seine Pläne bezüglich eines Besuches bei Rosa Luxemburg unterbreitete, riet ich aufs entschiedenste ab, ohne Sprecherlaubnis nach Wronke zu fahren. Unser Freund aber war seiner Sache allzu sicher. Ohne die erforderliche Erlaubnis bei der Kommandantur nachzusuchen, machte er seiner Freundin den ersten freundschaftlichen Besuch.“

Der Staatsanwalt beurteilte die Dinge richtiger, er verweigerte Hans Diefenbach die gewünschte Unterredung ohne Vorzeigung einer schriftlich erstellten Erlaubnis der Posener Kommandantur. Er mußte unverrichteter Sache und betrübt von dannen ziehen. Ebenso traurig war seine Freundin, als ihr der Staatsanwalt von dem mißglückten Besuch erzählt hatte.“

Paul Cassirer (1871-1926), Schriftsteller und Verlagsbuchhändler, Berliner Kunsthändler, Verleger, Förderer der impressionistischen Kunst. Ehemann von Tilla Durieux (bürgerl. Ottilie Godefroy, 1880-1971), Schauspielerinnen, Ausbildung in Wien, 1903-1911 Schauspielerinnen bei Max Reinhard, von 1915-1917 und wieder von 1919-1929 eine der führenden Schauspielerinnen am Schauspielhaus in Berlin. Im Zweiten Weltkrieg in der jugoslawischen Widerstandsbewegung. Seit 1952 wieder Auftritte an deutschen Bühnen.

Ich sprach unsern Freund kurz vor seiner Abreise nach Posen. Als er mir von seiner Absicht erzählte, Rosa Luxemburg zu besuchen, riet ich aufs entschiedenste ab, ohne Sprecherlaubnis nach Wronke zu fahren. Hans Diefenbach aber war seiner Sache allzu sicher und fuhr, ohne die erforderliche Erlaubnis bei der Kommandantur nachzusuchen, nach Wronke. Er wurde abgewiesen. Ein schriftliches Gesuch um Sprecherlaubnis wurde abschlägig beschieden. Von seinen militärischen Vorgesetzten bekam er einen Verweis, weil er die Festung Posen ohne die erforderliche Genehmigung verlassen hatte. Man sagte ihm ferner in wenig freundlicher Art, daß es für einen Offizier unschicklich sei, Beziehungen „zu einer Person“ wie Rosa Luxemburg zu unterhalten. Hans Diefenbach war nicht charakterlos genug, diese Beziehungen abubrechen. Er korrespondierte auch fernerhin mit seiner Freundin und sandte Bücher oder Zeitschriften, die der Gefangenen Freude und Zerstreuung bringen sollten.

Gelegentlich suchte ich auf Rosa Luxemburgs Wunsch, die von den peinlichen Ärgernissen nichts wußte, unsern Freund im Posener Lazarett auf. Er sprach von dem Verdruß; daß seine Beförderung unmöglich gemacht werde, störe ihn nicht. „Aber sehen Sie,“ sagte er, „ich möchte unnötige Gefahren vermeiden. Vorläufig bin ich zu krank, man kann mich nicht gleich wieder an die Front schicken. Ich möchte das auch so lange wie möglich hinausschieben. Nicht meinetwegen, ich bin ein einzelner Mensch und würde zu sterben wissen wie viele andere. Aber ich hänge mit zärtlicher Liebe an meinem Vater. Es würde ihn das Leben kosten, wenn er mich verlöre. Sagen Sie Rosa auf unterirdische Art, die Sie beide anzuwenden pflegen, sie möchte keinen Absender mehr auf die Briefumschläge setzen. Es ist überflüssig, den Leuten hier laufend Beweise zu liefern, daß wir in Verbindung stehen.“ — Trotz dieser Mißlichkeiten verbrachte ich unterhaltsame Stunden mit Hans Diefenbach. Unser erster Spaziergang in Posen galt dem Denkmal des polnischen Dichters Mickiewicz,⁶² den Rosa Luxemburg seit ihrer frühen Jugend liebte.⁶³

Plötzlich versetzte man Hans Diefenbach für den Lazarettendienst nach Preußisch Lissa, das etwa zwei Stunden Bahnfahrt von Wronke entfernt ist. Hier besuchte ich unsern Freund zur Frühlingszeit, als Flieder und Schneeball in reicher Pracht blühten.⁶⁴ — Nach einiger Zeit erkrankte der Vater Hans Diefenbachs und es gelang dem Sohn, sich nach Stuttgart beurlauben zu lassen. Der Tod des Vaters war der erste große Schmerz im Leben Hans Diefenbachs. Von diesem Augenblick an war ihm an seinem Schicksal nichts mehr gelegen. Der Befehl, wieder an die Westfront zu gehen, ließ nicht lange auf sich warten. „... Wie lang ist's her,“ schrieb er am 16. Oktober 1917 aus dem Felde, „daß ich im fliederblühenden Lissa geschätzte Damenbesuche empfang . . .“⁶⁵ Schon im Dezember bekam ich einen meiner Briefe an ihn

62 Adam Mickiewicz (1798-1855), polnischer Dichter.

63 Im ursprünglichen Manuskript fügte Mathilde Jacob an dieser Stelle noch hinzu: „Gelegentlich traf ich unsern Freund in Unterberg, einem schönen Ausflugsort bei Posen in Begleitung des Ehepaares Marchlewski, das mit Hans Diefenbach Freundschaft geschlossen hatte.“

64 Im ursprünglichen Manuskript heißt es hier weiter: „Ich versuchte, Rosa Luxemburg diese Pracht vor die Seele zu zaubern. Hatte sie mir doch einmal geschrieben, als ich ihr einen blühenden Lindenzweig gebracht hatte: ‚Sie wissen nicht, welche Wohltat Sie mir damit erwiesen haben.‘ So brachte ich ihr auch diesmal blühenden Flieder und Schneebälle, bestellte ihr Grüße unseres Freundes und erzählte ihr von manchem, was wir im Gespräch berührt hatten.“

65 Im ursprünglichen Manuskript hatte Mathilde Jacob hier auch Luise Kautsky erwähnt. Sie fügte, nachdem sie den Brief erwähnt hatte, den ihr Hans Diefenbach schrieb, in Klammern folgenden Satz hinzu: „(auch Luise Kautsky hatte ihn besucht, die langjährige Beziehungen mit ihm und Rosa Luxemburg verband.)“ Luise Kautsky (1864-1943), Freundin Rosa Luxemburgs, Karl Kautskys Ehefrau, Übersetzerin zahlreicher Artikel für „Die Neue Zeit“, Mitarbeiterin der sozialdemokratischen Frauenzeitschrift „Die Gleichheit“. Publierte 1923 die an sie und Karl Kautsky gerichteten Briefe Rosa Luxemburgs.

zurück mit der üblichen Aufschrift: „Auf dem Felde der Ehre gefallen“. Ich nahm die Nachricht mit umso größerem Schrecken auf, als ich wußte, wie schmerzlich sie für Rosa Luxemburg sein würde. Ich schrieb ihr sogleich. Sie bat mich, diesen Verlust nicht wieder zu erwähnen. Sie wollte mit ihrem Schmerz allein sein. —

Doch zurück zum Sommer 1917. Ich war in Wronke, um meine Ferien in Rosa Luxemburgs Nähe zu verbringen und machte keinen Spaziergang, ohne Blumen für sie zu pflücken. Besondere Freude machte es ihr, wenn ich eine Blume nicht kannte, sie mir ihren Namen nennen und sie erklären konnte. Wieder und wieder mußte ich ihr von Kühen, Ziegen, Gänsen und Enten berichten. Besonders Gänse erregten ihr Entzücken. Von den Singvögeln mußte ich erzählen. Aber selten erkannte ich, welcher Vogel sein Lied schmetterte. Rosa Luxemburg unterschied die Vogelstimmen und konnte sie täuschend nachahmen. „In meiner Kindheit,“ sagte sie, „hat mir meine Mutter von König Salomo erzählt, der die Stimmen der Vögel verstand, was mir unglaublich erschien, und heute verstehe ich sie selber.“ —

Mein Ferienidyll nahm ein vorzeitiges Ende; der Staatsanwalt eröffnete uns während der Sprechstunde, er hätte von der zuständigen Behörde Nachricht erhalten, daß Rosa Luxemburg in ein anderes Gefängnis käme. Im Felde sei eine Dame zu mehrjähriger Festungsstrafe verurteilt worden; da es in Deutschland nur zwei Festungen für weibliche Personen gebe und die eine bereits besetzt sei, müsse Wronke für die Verurteilte zur Verfügung gestellt werden. Wir könnten mit den Reisevorbereitungen schon beginnen und wenn es ihm nicht ausdrücklich verboten würde, wollte er uns den Ort des neuen Gefängnisses sagen, sobald er ihn selbst wisse. Ich könne mich dann über die Verhältnisse dort zu unterrichten suchen. Tag und Stunde der Abfahrt dürfe er allerdings nicht angeben. Das brauchte er auch nicht, das ließ mich Rosa Luxemburg wissen, sobald sie es erfahren hatte. Jetzt hieß es eiligst packen. Mit Hilfe eines Wachhabenden und einiger Russen holte ich diejenigen Sachen aus dem Gefängnis, die Rosa Luxemburg nicht selbst mitnehmen wollte. Ich beschaffte Kisten für Bücher, Bilder und Geschirr. Hinzu kamen meine in der Umgebung Wronkes gehamsterten Lebensmittel.⁶⁶ Meine Verpackungssorgen wurde ich durch den wachhabenden Feldwebel los. Ich sollte es nur ihm überlassen, „bei den Preußen“ hätte er alles, auch das Packen, gelernt. Tatsächlich erreichten sämtliche Sachen unbeschädigt den neuen Bestimmungsort.

Inzwischen hatte uns der Staatsanwalt mitgeteilt, daß Rosa Luxemburg nach Breslau gebracht würde. „Wenn Sie mir versprechen, nicht auf den Bahnsteig zu gehen, will ich Ihnen auch sagen, wann und mit welchem Zug Frau Dr. Luxemburg fährt.“ „Nein, das möchte ich mir nicht nehmen lassen,“ entgegnete ich; „ich werde täglich zu den zwei Zügen, die nach Breslau gehen, an der Bahn sein, mittags und auch 5 Uhr morgens.“ — Den Tag der Abreise kannte ich bereits, die Abfahrtstunde wollte mich Rosa Luxemburg wissen lassen, sobald sie ihr mitgeteilt war. Sie bat mich, zu gleicher Zeit mit ihr zu reisen. Ich riet ab, weil ich Unannehmlichkeiten befürchtete und weil es außerdem zweifelhaft war, ob wir uns während der Fahrt sprechen konnten. Am 22 Juli mittags war ich auf den Bahnsteig. Rosa Luxemburg traf kurze Zeit nach mir ein, begleitet vom Staatsanwalt und einem Breslauer Gefängnisaufseher, der

66 Im ursprünglichen Manuskript heißt es an dieser Stelle weiter: „Ich beschaffte Kisten für das Verpacken der Bücher, und ich sehe mich noch in dem Hotelzimmer zwischen Rosa Luxemburgs Bildern, Gläsern, ihrem Geschirr, einem Korbessel, einem Liegestuhl und anderem mehr. Ich glaubte nicht, das alles verstauen und fortschaffen zu können. Hinzu kamen meine in der Umgebung von Wronke gehamsterten Lebensmittel: Eier, Butter, Honig u.a.m. Leo Jogiches erwartete mich aus Wronke stets mit besonderer Freude. Neben Nachrichten von mir und über Rosa Luxemburg, brachte ich ihm Eßwaren. Es stand schlecht genug damals um seine Beköstigung. Stets mußte ich aber erst beweisen, daß auch meine Angehörigen versorgt waren. Zweifelte er im geringsten daran, so konnte es nur durch List gelingen, ihn dies oder jenes nehmen zu lassen.“

die Reise überwachen sollte. Der Staatsanwalt überzeugte sich als gewissenhafter Beamter, daß alles ordnungsgemäß vor sich ging. Wahrscheinlich war es ihm auch eine liebe Pflicht, seiner Gefangenen das Geleit zu geben. Er hatte bestimmt, daß an diesem Tage keine Bahnsteigkarten ausgegeben würden. Ich löste daher eine Fahrkarte zur nächsten Station, um auf den Bahnsteig zu gelangen. Der Staatsanwalt machte gute Miene zum bösen Spiel, und wir unterhielten uns, bis der Zug einlief, der Rosa Luxemburg wieder in ein anderes Gefängnis brachte — das vierte während der Kriegszeit.

Am nächsten Morgen brachte mich der wachhabende Feldwebel und einige der gefangenen Russen mit meinem umfangreichen Gepäck zur Bahn. — In Breslau ging ich sogleich zur Kommandantur und erbat vier Sprechstunden, die mir bewilligt wurden. Bereits gegen Mittag war ich zu Rosa Luxemburgs Überraschung im Gefängnis. Sie hatte erst für den nächsten Tag auf ein Wiedersehen gerechnet. Mit Tränen in den Augen wurde sie zu mir geführt.⁶⁷ „O Mathilde,“ sagte sie, „der Umschwung ist zu schrecklich. Ich habe eine kahle Zelle. Ich darf nicht auf den Hof hinunter. Es gibt kein Restaurant am Platz, das meine Verpflegung übernimmt. Ich werde hier zugrunde gehen.“ Ich hoffte helfen zu können. Mir schien der neue Aufenthalt nicht so trostlos. Rosa Luxemburg war nicht mehr völlig isoliert, sondern im gleichen Gebäude mit anderen Gefangenen untergebracht. Der Pulsschlag des Lebens drang wieder zu ihr. — Wir kamen überein, daß ich einen Kleiderschrank, Waschgeschirr und noch einige andere Dinge besorgen sollte. Wenn dann die Bilder aus Wronke kamen, ein kleiner Teppich, den eine Freundin gegeben hatte, der Korbessel und vor allem die Bücher, mußte es Rosa Luxemburg gelingen, die Zelle, die statt des vergitterten Gucklochs oben an der Wand sogar normale Fenster hatte, wohnlich herzurichten.⁶⁸

Die zuständige Berliner Behörde ließ prüfen, wie Rosa Luxemburg in Breslau untergebracht war. Die Berliner Beamten erachteten den Raum für unzureichend und empfahlen dem Breslauer Gefängnisdirektor, die daneben liegende Zelle mit der andern verbinden zu lassen. Jetzt war Rosa Luxemburg leidlich bequem untergebracht; sie richtete einen Wohn- und einen Schlafrum her und alle, die Zutritt hatten, rühmten den guten Geschmack der Gefangenen. Von da an wurde ihr auch gestattet, so viel auf dem Hof zu spazieren, wie sie wollte. Die Zellentüren blieben allerdings verschlossen, so daß Rosa Luxemburg, wollte sie hinaus, stets eine Aufseherin herbeirufen mußte.

Die Beschaffung von Nahrungsmitteln war in Breslau schwer. Immerhin gab es Dörfer in der Umgebung, wo sich die Bewohner Breslaus Gemüse, Obst, Fleisch und vor allem Butter zu verschaffen wußten. Aber ein Restaurant ausfindig zu machen, das für Rosa Luxemburg die

67 Im ursprünglichen Manuskript heißt es an dieser Stelle noch: „Traurig und mit Tränen in den Augen wurde sie zu mir geführt. Ich erschrak. Hatte ich Rosa Luxemburg doch nie ihren äußeren Gleichmut verlieren sehen.“

68 Das ursprüngliche Manuskript ist an dieser Stelle wesentlich ausführlicher. Es heißt dort: „Selbst während des Jahres ihrer Strafhaft 1915/16, als man Rosa Luxemburg eine sogenannte Mutterzelle eingeräumt hatte, die, größer als die üblichen Zellen, zur Aufnahme von Wöchnerinnen diente, hatte sie dem kahlen Raum durch Aufstellen einiger Bücher, des Schreibzeugs und sonstiger Kleinigkeiten, eine gewisse Behaglichkeit verliehen. Der Gefängnisarzt aus dem Barnimstrafengefängnis und die dortige Vorsteherin erzählten wiederholt, wie wohnlich die Zelle hergerichtet sei und bedauerten, sie mir nicht zeigen zu dürfen, weil das gegen die Vorschriften verstößen hätte. — Nach kurzer Zeit erhielt ich dann aus Breslau Nachricht von Rosa Luxemburg, daß aus der Zelle ein behaglicher Raum geworden sei, wovon ich später mich persönlich überzeugen durfte. Da eine Zelle als Schlaf- und Arbeitsraum bei der in Wronke stattlich angewachsenen Menge von Büchern sich als zu eng erwies, nahm man nach einiger Zeit eine daneben liegende Zelle hinzu. Die Benutzung beider war aber praktisch nicht möglich, weil Gefängniszellen durch Türen nicht miteinander verbunden sind. Wollte die stets eingeschlossene Inhaftierte von der einen in die andere Zelle, so mußte sie durch ein Klingelzeichen sich bemerkbar machen. Dann kam die Gefängnisaufseherin, um Rosa Luxemburg aus der Zelle herauszulassen und in die andere wieder einzuschließen. Unter diesen erschwerenden Umständen gab sie die Benutzung der zweiten Zelle auf.“

Verpflegung übernahm, war unmöglich. Die Gastwirte hüteten sich, dem Gefängnis mehr Lebensmittel für eine Person zu liefern, als nach den Lebensmittelkarten erlaubt war. Mit diesen geringen Mengen aber konnte niemand ohne schwere gesundheitliche Schädigung auskommen. Was tun? Ich hatte mir die Adresse Breslauer Parteifreunde beschafft, von denen man annehmen konnte, sie würden mutig genug sein und das nötige Interesse haben, Rosa Luxemburg zu betreuen. Es war die Familie Schlich, die in unmittelbarer Nähe des Gefängnisses wohnte. Das Familienoberhaupt, Robert Schlich, traf ich nicht zuhause, als ich vorsprach. Er arbeitete in seinem Schrebergärtchen. Flugs mußte der älteste Junge sich aufs Fahrrad setzen, um dem Vater die Nachricht zu überbringen, daß Rosa Luxemburg in das Breslauer Frauengefängnis gekommen sei und daß man seine Hilfe für sie erbäte. Nach kurzer Zeit war Robert Schlich zur Stelle. „Seien Sie außer Sorge, für unsere Rosa habe ich immer was übrig. Ich habe als Schiffer häufig in Oberschlesien zu tun, dort sind die Lebensmittel noch nicht knapp. Selma,“ wandte er sich an seine Frau, „nicht wahr, du wirst für Rosa kochen? Das Herüberschaffen ins Gefängnis ist ja eine Kleinigkeit, kaum fünf Minuten Weg.“ „Selbstverständlich,“ sagte sichtlich erfreut Selma Schlich. Und sie tat für Rosa Luxemburg, was in ihren Kräften stand. Die ganze Familie half dabei.⁶⁹ Am 6. August bereits schrieb Rosa Luxemburg, ausgesöhnter mit dem Breslauer Aufenthalt:

Breslau, 6.8.17.

Meine liebste Mathilde !

[. . .] Die Kisten aus Wronke sind hier am 2. angelangt, ich packte natürlich sofort aus und bin schon ganz „eingerichtet“. Die beiden Räume sehen nunmehr halbwegs menschlich aus, allein ich fürchte, die Sache wird sich nicht durchführen lassen, und ich werde mich wieder auf eine Zelle einschränken müssen. Zwei Räume sind nämlich schön, wenn man zu ihnen Zutritt hat, ich bin aber immer fest eingesperrt, und bis ich in meine andere Zelle gelange, muß ich klopfen und die Aufseherin in Bewegung setzen. Abgesehen davon, daß es mir in der Seele widersteht, jemand öfters für mich zu beanspruchen, ist das auch praktisch nicht gut möglich, denn die Aufseherin hat natürlich verschiedentlich zu tun und ist häufig gar nicht auf der Station; außerdem aber ist sie von 1 bis 4 Uhr überhaupt nicht da (Mittagspause) und abends nach 6 ist sie fort, während ich bis 10 Licht haben darf. Mit alledem geht es also schwierig, und ich bin entweder getrennt von meinem Bett, wo ich mich zwischen der Arbeit oder wenn ich mich schlecht fühle, mal hinlegen kann, sowie von meinem Teekoher und meiner Apotheke, oder aber ich bin getrennt von meinem Schreibtisch und vom Licht abends. Das ist nämlich anders hier als in Wronke und auch in der Barnimstraße, wo die Schutzhaftgefangenen nur zur Nacht eingesperrt werden und bei Tag sich im Lazarett frei bewegen dürfen, und wie gesagt, ich zweifle, ob das mit den zwei Zellen unter diesen Umständen gehen wird, so sehr mir natürlich schwer wäre, mit allen Sachen in einer schmalen Zelle unterzukommen. Aber das wird sich bald herausstellen, beunruhigen Sie sich bitte deswegen nicht. Es wird eben so gehen müssen, wie es möglich ist. — Mir ging es mit meinem Magen seit Freitag miserabel, aber ich hoffe, jetzt wird's besser. Ich denke, das kommt vom hiesigen Brot, an das ich mich erst gewöhnen muß. Sonst ist das Essen, das mir die Frau besorgt, sehr gut. — Der Spezialarzt, Dr. Oppeler, der mir bewilligt worden ist, schrieb mir, daß er bis Ende August verreist ist. Inzwischen sind ja die Herren Anstaltsärzte da; freilich kann mir einstweilen wenig geholfen werden, da mein Magen ja alle Medikamente ablehnt. Auch deswegen werden Sie bitte nicht unruhig; es geht mir ja schon besser [. . .].

Ihre R.⁷⁰

69 Im ursprünglichen Manuskript finden sich noch einige Sätze mehr über die Familie Schlich: „Die ganze Familie, bestehend aus den Eltern Schlich, einer halbwüchsigen Tochter, zwei Buben von etwa 9 und 5 Jahren, zwei Großmüttern, der Mutter von Robert Schlich und der seiner Frau, sie alle waren bemüht, der Hausfrau zu helfen und jedes für sein Teil etwas zu Rosa Luxemburg zu tun. Manchmal schaute der fünfjährige Karl auf einen Leckerbissen und rief seufzend: ‚Mutti, die olle Rosa kriegt immer was extra.‘ Aber gerade er liebte die ‚olle Rosa‘, der er Blumen bringen durfte, und die immer eine Kleinigkeit für ihn bereit hatte. Nach einiger Zeit wurde Robert Schlich zum Militärdienst für die Binnenschifffahrt eingezogen. Seine Frau, die ihn besuchen wollte, schrieb ihm, sie wolle während ihrer Abwesenheit die Verpflegung anderen überlassen. Er antwortete, sie möchte, so gern er sie bei sich sähe, vorläufig nicht kommen. Rosa Luxemburg ginge vor, sie sollte ja dafür sorgen, daß ‚unsere Rosa‘ ordentlich zu essen bekäme.“

70 Der Brief ist vollständig abgedruckt in: Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe, a.a.O., Bd.5, S.287-288.

Bald interessierte sich der Breslauer Gefängnisarzt für seine neue Patientin. Die Unterhaltungen mit dem geistvollen alten Herrn regten Rosa Luxemburg an. Bücher wurden ausgetauscht. Der Mediziner liebte Goethe und war erfreut, in Rosa Luxemburg eine gründliche Kennerin Goethes zu finden. Für die Breslauer Universitätsbibliothek hatte der Arzt eine Lesekarte beschafft, so daß für Rosa Luxemburgs Lektüre zum größten Teil gesorgt war. — Der alte Herr war ein eifriger Konzert-, Opern- und Theaterbesucher und unterrichtete Rosa Luxemburg über die Leistungen der Breslauer Kunststätten. Wenn ich kam, waren Konzerte und Theatervorstellungen für mich ausgesucht, manchmal sogar Karten besorgt. — Die Hauptsache blieb, daß Leo Jogiches die Kampfgefährtin über die politischen Vorgänge unterrichtete. Aus Furcht vor der Polizei, die zu jener Zeit nachts noch nicht kam, wohl aber häufig während des Tages, schrieb ich die Berichte⁷¹ ausschließlich in den Nachtstunden. Vorher mußte Leo Jogiches sie mir diktieren, was bei seiner gründlichen Art viel Zeit erforderte. Öfter unterbrach er die Arbeit und erzählte Anekdoten oder er berichtete aus früheren Zeiten von seinem und Rosa Luxemburgs Leben. „Hören wir jetzt mal auf mit der Arbeit,“ sagte er beispielsweise, „ich will Ihnen von Rosa erzählen, etwas, worüber Sie lachen werden: Als wir in Paris lebten, hatten wir entfernt wohnende Freunde besucht. Auf dem Heimweg wurde Rosa müde und rief einem Fiaker zu, was die Fahrt nach Hause koste. Die genannte Summe war hoch, man konnte sie nicht ausgeben. ‚O, Monsieur,‘ rief Rosa, ‚nous sommes pauvres!‘ Darauf der Kutscher: ‚Ce n'est pas ma faute, Madame!‘ Diese Antwort belustigte Rosa so, daß sie sich auf die Erde setzte, sehr lachte und dann keine Müdigkeit mehr während des Marsches verspürte.“⁷²

Eine große Annehmlichkeit in Breslau war, daß die Kommandantur den Schutzhaftgefangenen mehrstündige Ausfahrten monatlich in Begleitung eines Aufsichtsbeamten gestattete. Rosa Luxemburg machte die Spazierfahrten mit den sie besuchenden Freunden.⁷³ Anfangs mußte sie sich an das Leben [in] der Außenwelt erst wieder gewöhnen. Nach den ersten Ausflügen kam sie erschöpft ins Gefängnis zurück. Ihre Nerven waren so aufgereggt, daß sie nachts keinen Schlaf finden konnte. Nach und nach aber, besonders als nach dem unfreundlichen Winter 1917/18 der Frühling kam, machten Rosa Luxemburg die Ausflüge Freude. Gewöhnlich ließen wir den Wagen bis an ein Wäldchen fahren, meist zum Ostwitzer Gehölz oder nach Scheitnig mit seinem kleinen Botanischen Garten.

Die Sprechstunden im Breslauer Gefängnis fanden anfangs in einem Amtszimmer statt. Ein Posener Referendar und ein Berliner Rechtsanwalt übernahmen abwechselnd die Überwachung. Als ich zufällig mit einem der Herren vor der Sprechstunde im Gefängnis zusammentraf, begegneten wir dem Direktor. Er fragte, ob wir zu Frau Luxemburg wollten. „Frau Luxemburg wird zu uns ins Amtszimmer geführt,“ erwiderte ich, „wenn wir sie in der Zelle

71 Im ursprünglichen Manuskript heißt es: „[. . .] schrieb ich die Berichte in Geheimschrift ausschließlich nachts.“

72 An dieser Stelle ist im ursprünglichen Manuskript noch folgender Absatz eingeschoben: „Wenn Leo Jogiches durch Erzählungen sich entspannt hatte, begann er oft erst nach Mitternacht wieder zu diktieren. Dann mußte er den Weg von über einer Stunde nach Neukölln in seine Wohnung zu Fuß machen. Rosa Luxemburg, die seine Art zu arbeiten kannte, war nicht im Zweifel darüber, wie die Berichte für sie zustande kamen.“

73 Die Version des ursprünglichen Manuskriptes lautet: „Rosa Luxemburg, die außer von mir von Sonja Liebknecht, Mathilde Wurm, Luise Kautsky und Martha Rosenbaum besucht wurde, machte die Ausfahrten mit den sie besuchenden Freunden.“

Mathilde Wurm (1874-1934), Schriftstellerin, Sozialdemokratin, seit 1917 Mitglied der USPD, seit 1919 Stadtverordnete in Berlin, 1922 Rückkehr zur SPD, MdR 1920-1933; Luise Kautsky, s.o. Anm. 65; Martha Rosenbaum (wahrscheinlich 1869 od. 1870-1940), Sozialdemokratin, 1917 Mitglied der USPD, finanzierte das Erscheinen der „Internationale“ mit. Trat durch ihren Cousin, Kurt Rosenfeld, in Verbindung zu Rosa Luxemburg.

aufsuchen dürften, würde mich das freuen.“ „Dagegen bestehen keine Bedenken,“ lautete die Antwort, und Rosa Luxemburg machte ein erstaunt-freudiges Gesicht, als wir zu ihr kamen. Von jetzt ab, wenn sie „empfang“, fühlte sich die Gefangene in der Rolle der Wirtin. Da war sie in ihrem Element. Leo Jogiches, der zurückgezogen lebte, pflegte zu sagen, Rosa Luxemburg sei nur wirklich froh, wenn sie häufig Menschen um sich habe. So viele sie aber auch gastlich aufnahm, persönlich nahe standen ihr nur wenige. Diese wenigen konnten auf sie zählen. Was äußerlich sie auch zeitweise von ihren Freunden trennen mochte, das Interesse und die Anteilnahme an deren Schicksal erloschen nicht.

Von großer Innigkeit waren auch Rosa Luxemburgs Tierfreundschaften. Sie hatte einmal ein Kaninchen in der Wohnung gehalten. Wegen dieses Tierchens führte sie einen erbitterten Kampf mit den Hausbewohnern. Es roche schlecht, wurde von diesen behauptet, und es mache viel Lärm. Von beiden Eigenschaften wollte seine Besitzerin nichts bemerkt haben. Erst als der Hauswirt sie vor die Wahl stellte, die Wohnung zu räumen oder das Kaninchen abzuschaffen, entschloß sie sich, das Tier wegzugeben. Ersatz war dann in „Mimi“ gefunden worden. Als Leo Jogiches während des Krieges für das „Biestchen“, wie er sich ausdrückte, geschabtes Fleisch geholt hatte, erzählte er, wie eine Arbeiterfrau, die nur ein paar Knochen kaufen konnte, auf das Fleisch geschaut hätte. „Warum sagen Sie mir das,“ war die Antwort Rosa Luxemburgs. „Tue ich nicht, was in meinen Kräften steht, um mich für alle Armen einzusetzen? Sie sollten mir die Freude an Mimi nicht vergällen.“ — In Breslau gab Rosa Luxemburg damals so rares Weißbrot einer Ziege, die sie auf dem Wege zum Zahnarzt entdeckt hatte. So oft sie diesen Weg ging, versäumte sie nie, das Tier zu füttern.

Eine erschöpfte Taube, durch einen verletzten Flügel am Weiterfliegen behindert, hatte sich im Winter 1917/18 auf Rosa Luxemburgs Zellenfenster gesetzt. Sie wusch die Wunde und pflegte das Tierchen, bis es wieder fliegen konnte. „[. . .] Die braune Taube,“ schrieb sie mir im Juni 1918, „die ich hier im Winter in meiner Zelle pflegte, als sie krank war, erinnert sich doch wohl meiner ‚Wohltaten‘: Sie hat mich einmal in dem Hof, wo ich nachmittags spazieren gehe, entdeckt, und wartet nun jeden Tag pünktlich auf mich, sitzt neben mir aufgeplustert auf dem Kies und läuft mir nach, wenn ich eine Runde mache. Das ist drollig zu sehen, diese schweigsame Freundschaft [. . .].“⁷⁴ Bald fand die Taube auch das Fenster wieder. Da es fast stets geöffnet war, schlüpfte sie in die Zelle. Diese Besuche wiederholten sich und schließlich kam das Tierchen täglich. Auch Gefährtinnen wurden „eingeführt“, und die Versorgung der Tauben bereitete Rosa Luxemburg Freude. „[. . .] Ich war jetzt ein paar Tage bettlägerig,“ schrieb sie im September 1918, „da kamen die Tauben zu mir aufs Bett! Ist das nicht unerhört? [. . .].“⁷⁵

Nach der Verhaftung Karl Liebknechts am 1. Mai 1916 hatte der von ihm zur illegalen Arbeit herangezogene Vorwärtsredakteur Dr. Ernst Meyer die Leitung des Spartakusbundes übernommen. Als auch er im August 1916 verhaftet wurde, trat Leo Jogiches an seine Stelle. Die illegale Arbeit wurde immer umfangreicher und gefährlicher. Die Polizei strengte sich aufs äußerste an, um den kühnen Flugblattverteilern, „die Heer und Marine verseuchten,“ auf die Spur zu kommen. Immer größer wurde die Zahl derer, die gegen die Kriegspolitik kämpften

74 Der Brief ist vollständig abgedruckt in: Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe, a.a.O., Bd.5, S.393.

75 A.a.O., S.408. Im ursprünglichen Manuskript fährt Mathilde Jacob nach dem Briefzitat so fort: „Ich freute mich, wenn sie während der Sprechstunde da waren, in der Zelle herumstolzierten und, wenn wir Brot oder Kuchen verzehrten, ihren Tribut einforderten. Schilderungen des Interesses und der Sorgfalt, die Rosa Luxemburg Tieren zuteil werden ließ, finden sich zahlreich in den prachtvollen Briefen aus dem Wronker und Breslauer Gefängnis an Frau Sonja Liebknecht.“

und sich dem Spartakusbund anschlossen. Gar mancher kam durch Unvorsichtigkeit ins Zuchthaus oder, falls nur ein Verdacht gegen ihn bestand, ihm aber nichts nachgewiesen werden konnte, in den Schützengraben.

Leo Jogiches hatte niemals in den Kampf der deutschen Arbeiterbewegung eingegriffen. Er stand ihrem Organisationsleben fern, kannte die deutschen Genossen bis auf einige wenige Freunde Rosa Luxemburgs nicht, und außer diesen wußte kein deutscher Sozialdemokrat von seiner Existenz. Nach kurzer Zeit hatte er die Fäden der Berliner illegalen Organisation fest in der Hand. Die gesamte Korrespondenz und die persönliche Fühlungnahme mit den Genossen im Reich geschahen jetzt durch ihn. Nie hatte ich solche Hingabe, so viel persönliche Aufopferung kennengelernt, wie ich sie jetzt bei Leo Jogiches beobachten konnte. Er war Verschwörer in Reinkultur: Ohne persönlichen Ehrgeiz, ruhig und zielklar erledigte dieser Revolutionär seine Obliegenheiten. Er kannte keine Ruhepausen bei der Arbeit, die er bis tief in die Nacht, nicht selten bis zum frühen Morgen ausdehnte. Er hatte weder Sonn- noch Feiertage. Es schien, als ob er Schlaf und Nahrung entbehren konnte.

Von den meisten vor Kriegsbeginn und kurz nachher tätig gewesen Genossen im Stich gelassen, leistete Leo Jogiches in dieser kritischen Zeit Außerordentliches. Sein Urteil über die deutschen Parteigenossen, die ihm helfen sollten, war, einige wenige ausgenommen, vernichtend. Behaupteten sie, dies oder jenes könnten sie nicht leisten, mit der Begründung, ihre Kraft würde versagen, oder brauchten sie Ausflüchte anderer Art, so sagte Leo Jogiches: „Sollen sie doch erst versuchen, ob sie bei der Arbeit zusammenbrechen; es ist unappetitlich, mit solchen Genossen zu arbeiten.“ Keinen aber gab es, der Leo Jogiches' Charaktereigenschaften nicht hoch einschätzte oder seine persönlichen Leistungen nicht bewunderte. Das taten selbst jene, die seinen Zorn zu fühlen bekamen. — So unbeugsam er bei der Arbeit war, sein Charakter war grundgütig. Die Jugend hing mit Liebe an ihm. Ein Lob aus seinem Munde machte sie stolz und glücklich. „Na, daas“ - „a“ kam bei seiner Aussprache des Deutschen hier langgezogen heraus — „haben Sie aber gut gemacht.“ Dabei hellten sich seine Züge auf, und er blickte den Gelobten freundlich an. Das Beispiel, das Leo Jogiches gab, verlieh vielen die Kraft, gab ihnen den Schwung, die „zwecklose“ Arbeit gegen den Krieg zu leisten. — Rosa Luxemburg klagte manchmal über die allzu große Strenge ihres Freundes gegen andere. „Er hat aber immer recht“, meinte ich. „Das ist es ja eben, kennen Sie noch einen Menschen, der stets recht hat?“

Als ich Leo Jogiches kennenlernte, lebte er als russischer Emigrant, der unterirdisch gegen den Zarismus kämpfte, in Steglitz unter dem Namen Crystallowicz, eines Lemberger Bürgers, dessen Papiere er besaß. Das war ungefährlich, solange Lemberg von den Russen besetzt war und die in Berlin lebenden Lemberger keine Verbindung mit ihrer Heimatstadt hatten. Als diese aber von den Österreichern zurückerobert war, bestand die Gefahr, daß Leo Jogiches als Doppelgänger jenes Crystallowicz festgestellt werden konnte. Es hieß also, andere Papiere zu beschaffen. Da er während seiner Züricher Studienzeit das Schweizer Bürgerrecht erworben hatte, mußte es mit einiger Geschicklichkeit gelingen, seine damaligen Schweizer Papiere durch Nachzahlung der aufgelaufenen Beträge in Ordnung bringen zu lassen. In der Steglitzer Wohnung war seines Bleibens sowieso nicht länger. Er hatte im Februar und März 1915 unter seiner Adresse Briefe an Rosa Luxemburg ins Gefängnis gesandt. Sogleich interessierte sich die Kriminalpolizei für den Briefschreiber und ließ während seiner Abwesenheit Haussuchung bei ihm vornehmen und die Wirtin von den Spitzeln ausfragen.

Der Versuch, Leo Jogiches vorübergehend bei Parteifreunden unangemeldet unterzubringen,

scheiterte an der Angst vor Polizeistrafen oder gar dem Schützengraben. Er begab sich daher fatalistisch in die Höhle des Löwen, in Rosa Luxemburgs Südender Wohnung. Alles ging gut, niemand suchte ihn dort. Ein Freund, der die Mission übernommen hatte, kam aus der Schweiz zurück und brachte Leo Jogiches seine vorschriftsmäßig in Ordnung gebrachten Papiere. Wie oft und mit welchen Schwierigkeiten hatte er Papiere und Namen gewechselt, wie oft war er, wenn das nicht gelang, in der Zwischenzeit „namenlos“ gewesen. — Jetzt fand sich auch ein politisch sympathisierender Polizeibeamter in Neukölln, der die Anmeldung vornahm und die bei einer Einreise nötigen Formalitäten umging. —

Als 1917 die Februar-Revolution im Reich des Zaren ausgebrochen war, wünschte Rosa Luxemburg sehnlichst ihren Kerker zu verlassen und nach Rußland zu gehen. Interessante Aufschlüsse über ihre und Leo Jogiches' damalige Stimmung gibt der hier folgende Bericht, der durch einen Zufall der Vernichtung entgangen ist. Bei einem Reinfall, auf den man immer gefaßt sein mußte, wären die Ausführungen von Uneingeweihten nicht völlig verstanden worden. Ich habe zum besseren Verständnis Anmerkungen beigegeben sowie Namen für Pseudonyme und Umschreibungen in eckige Klammern gesetzt. Leo Jogiches schrieb damals an Rosa Luxemburg:

I. Ihr Schweigen infolge der Nichtbeförderung der Briefe Anfang Juni hat mich sehr beunruhigt und sogar deprimiert. Bitte dringend, sofort genaueste Durchsuchung aller Ihrer Sachen, Bücher, Notizen, Briefe, Papierfetzen vorzunehmen und alles sofort unbarmherzig zu vernichten, was irgendwie auf Verbindung mit der Außenwelt hindeutet. Warne dringend! Ich weiß aus Erfahrung, daß in dieser Lage ganz unerwartet Durchsuchung aus irgend einem zufälligen Anlaß in jedem Moment auf Verfügung von draußen vorgenommen werden kann. Bedenken Sie, was auf dem Spiele steht! Ich kenne Sie als außerordentlich nonchalant und habe bereits voriges Jahr mit einem anderen Genossen, — es war der Krusche, — [Rosa Luxemburg] eine Erfahrung gemacht. In seinen Sachen, die man aus dem Krankenhaus [Gefängnis] abgeholt hat, waren verschiedene meiner Briefe und andere Sachen aufbewahrt, und das ist mir eine Warnung auch in bezug auf Sie.⁷⁶

II. Was Ihre Eingabe⁷⁷ betrifft: Wie ich schrieb, ich halte sie — und sie ist es auch — objektiv absolut unbedenklich, aber klug ist sie nicht, denn aussichtslos und auch in der Beziehung nicht angebracht, daß man entweder Deutsche oder Russin ist, nicht je nachdem; und gibt man das Deutschtum nicht auf, so soll man das Russentum nicht ins Feld führen, wenn es auch verständlich für jedermann sein dürfte, daß man, ungeachtet seiner deutschen Staatsangehörigkeit in solchem Moment wie dem jetzigen seine Heimat sehen will. Das ist aber kein rechtlicher Grund für ein Oberkommando. Ich rate, die Sache nicht weiter zu verfolgen und den Geburtsschein überhaupt nicht einzusenden. Das Kommando will letzteren nur dazu haben, um formell festzustellen, daß Sie in Polen geboren sind, dem „unabhängigen Staate“ angehören, also kein Anrecht haben, als Russin betrachtet zu werden (was auch sonst wegen Ihrer deutschen Staatsangehörigkeit bereits der Fall ist). Aus diesem Grunde wird Ihr Gesuch zweifelsohne abgewiesen werden. Genau so wurde die Sache entschieden bei einem Ihrer polnischen Freunde (bei dem Bonaventura) [Dr. Julius Marchlewski], der dasselbe Gesuch stellte, — obwohl er kein deutscher Staatsangehöriger ist. Lassen Sie also die Sache sein. — Ich bin andererseits für Anwendung aller gesetzlichen Mittel den Behörden gegenüber und zwar in scharfer Form, ohne sich etwas zu vergeben, — damit Sie loskommen.

a) Bin ich dafür, daß Sie den Rechtsanwalt unter der Kontrolle von Gross [Leo Jogiches] agieren lassen. Daß Gross nichts Unbedachtes zulassen wird und Sie nicht bloßstellt, wissen Sie wohl selbst. In solchen Sachen haben für ihn persönliche Momente und Freundschaft keine Geltung (der „reine Cato!“).

b) Will ich einen saugroben Brief an das Internationale Büro (Stockholmer Ausschuß) schreiben im

76 Bezieht sich auf den kompromittierenden Bericht, den ich bei Rosa Luxemburgs Sachen im Barnimstraßengefängnis gefunden hatte. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

77 Im Sommer 1917 gab es Bemühungen von deutscher Seite, mit der russischen revolutionären Voroktoberregierung zu einem Austausch von Gefangenen zu kommen. Dabei wurde sondiert, auf diese Weise Rosa Luxemburg als ehemalige russische Staatsbürgerin und Julian Marchlewski als einen immer noch russischen Untertan aus den Gefängnissen herauszuholen. Die Bemühungen führten bei Marchlewski schließlich zum Erfolg, scheiterten indes bei Rosa Luxemburg. Schreiben von Feliks Tych an Rüdiger Zimmermann vom 17. April 1988.

Namen der lieben KPIL und es an die Pflicht erinnern, Sie sofort für das Büro oder sonst zu reklamieren.⁷⁸ Der Ausschuß hat es bereits getan für Otto Bauer⁷⁹ (in russischer Gefangenschaft) und für Pawlowitsch⁸⁰ (Zivilgefangener in Österreich), und zwar mit Erfolg (Zusage erhalten). Natürlich werde ich dabei hinzufügen, daß Sie zweifellos die ganze jetzige Tätigkeit des Ausschusses selbst (Konferenz etc.) mißbilligen.

c) Ein Schreiben desselben Inhalts an dasselbe Büro vom Alten im Namen der Gruppe „Internationale“.⁸¹

d) Publizierung der eventuellen Schritte des Ausschusses in der Presse, damit die Sache publik wird und die deutschen Behörden mit dem Eindruck rechnen müssen.

e) Eventuell will ich versuchen (nur weiß ich nicht, ob dies aus technischen Gründen möglich sein wird), eine betreffende entsprechende Kundgebung auf dem allgemeinen Kongreß aller Arbeiter- und Soldatenräte Rußlands im Juni zu veranlassen. — Bitte über alle diese Sachen sich nicht zu äußern. Wegen Verzögerung und des Risikos der Korrespondenz. Ich werde nicht auf eigene Faust handeln, ich will die Kollegen zu Rate ziehen.

III. Was unsere Stellung zu Stockholm und zu der laufenden Politik betrifft, müssen wir m. E. in alle unsere Kundgebungen (auch Artikel) unbedingt folgende zwei Gedanken hineinbringen:

a) die Losung: „Friede ohne Annexionen und ohne Kriegsentschädigung“ habe nichts Sozialistisches an sich, es sei nicht die Formel eines proletarisch-sozialistischen Friedens, trotzdem sie der russische Arbeiterrat aufgestellt hat. Es ist die Friedensformel eines ausweglosen fehlgegangenen imperialistischen Krieges, der infolge des Kräftegleichgewichts keine militärische Lösung finden kann. Die Regierungen, die das eingesehen und die Hoffnung verloren (Deutschland-Österreich), wünschen auch das Zustandekommen der Stockholmer Konferenz, die sich zweifellos auf den Boden dieser Formel stellen würde. England und Frankreich dagegen, die die Hoffnung auf militärische Lösung im Hinblick auf die Hilfe Amerikas noch nicht aufgeben, sind gegen Stockholm und verweigern die Pässe. Bei den Russen ist diese Losung bloß ein *Kompromiß*, ihre erste Losung (im Aufruf „An alle Völker der Welt“ vom 27. März) war eine andere Losung, die lautete: „Auf zur internationalen Revolution, um den Frieden herbeizuführen“.⁸² Damals lehnten die Russen jede Verhandlung mit den Regierungen ab.

b) Die kolossale Bedeutung, die der Stockholmer Konferenz von den Regierungen und der gesamten bürgerlichen Welt beigemessen wird, sei nicht der Ausdruck der Macht des Sozialismus, sondern seiner Ohnmacht. Denn die Sozialisten haben dabei, z.T. bewußt, z.T. unbewußt, die Rolle von Unterhändlern ihrer Regierungen übernommen (da die Regierungen selbst miteinander nicht in Verbindung treten können und wollen). Die Sozialisten setzen dabei nur die Politik des 4. August fort, indem sie auch jetzt den Sozialismus zum willigen Werkzeug der Regierungen machen, d.h. die alte Politik in

78 Laut Mitteilungsblatt des Verbandes der sozialdemokratischen Wahlvereine Berlins und Umgebung, Nr. 16 vom 15. Juli 1917, bemühte sich der holländisch-skandinavische Ausschuß des Internationalen Sozialistischen Büros zur Vorbereitung einer Friedenskonferenz dann auch um die Freilassung Rosa Luxemburgs.

79 Auf Bitten Victor Adlers intervenierte eine Reihe prominenter Sozialisten (Hjalmar Branting, Camille Huysmanns, Emile Vandervelde) bei der provisorischen Regierung in Petrograd, um die Freilassung Otto Bauers zu erreichen. Bauer wurde im September nach Österreich entlassen. Siehe Raimund Löw, Otto Bauer und die russische Revolution, Wien 1980, S.10.

80 Jogiches verwechselt mit hoher Wahrscheinlichkeit die serbischen Mitglieder des Internationalen Sozialistischen Büros Pavle Pavlović (1886-1971) und Trisa Kaclerović (1879-1956). Beide waren 1912 in Basel ins Büro gewählt worden. Während Pavlović in keine kriegerrischen Verwicklungen verstrickt war, wurde Kaclerović bei Kraginjevo in der ersten Jahreshälfte 1917 von österreichischen Truppen gefangen genommen und nach drei bis vier Monaten entlassen, um an der Stockholmer Konferenz teilzunehmen. Siehe Sapski socijalistički pokret za vreme prvog Svetskog Rata. Hrsg. von Michailo Todorovije, Belgrad 1958, S.356.

81 Der Spartakusbund nannte sich ursprünglich „Gruppe Internationale“ nach der in Aussicht genommenen Zeitschrift „Die Internationale“, zu deren Ansichten sich ihre Anhänger bekannten. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

82 Am 17. März erließ der Petrograder Sowjet das berühmte Manifest „An die Völker der ganzen Welt“ mit dem Ziel, dem Krieg durch eine gemeinsame Friedensaktion ein Ende zu setzen. Der Petrograder Sowjet konnte erreichen, daß die provisorische Regierung die Petrograder Friedensformel übernahm. Am 11. April entschied das Exekutivkomitee des Petrograder Sowjets ebenfalls, die Einberufung zu einer internationalen sozialistischen Friedenskonferenz in einem neutralen Land zu initiieren, die mit den übrigen sozialistischen Friedensinitiativen zusammenfallen sollte. Die Bolschewiki und die deutschen radikalen Linken lehnten diese Friedensinitiative mit der Formel „Frieden ohne Annexion und ohne Kriegsentschädigung“ ab und arbeiteten auf eine Sonderkonferenz der Zimmerwalder Linken hin. Siehe Jürgen Stillig, Die Russische Februarrevolution 1917 und die sozialistische Friedenspolitik, Köln 1977, passim.

neuer Form entsprechend der veränderten Sachlage (Aussichtslosigkeit eines Sieges und Notwendigkeit aus der Sackgasse herauszukommen) treiben. Hervorhebung dieser beiden Gesichtspunkte m. E. außerordentlich wichtig, da der Schein für die Scheidemänner spricht, Illusionen und Verwirrung hervorruft. Gelegentlich bitte um Rückäußerung und Berücksichtigung.

IV. Teltower,⁸³ vielleicht noch andere Kreise werden 3 Delegierte, darunter auch Sie, nach Stockholm wählen. Natürlich nicht zu der Troelstra-Konferenz.⁸⁴ Auf Eingabe F's betreffend Paß wurde der Vorstand (Haase, Ledebour) von dem Oberkommando befragt, ob F. Delegierter der Partei ist. Nachdem F. von Wahlkreisen gewählt sein wird, muß der Vorstand entsprechend die Anfrage beantworten, dann ist die Ausstellung des Passes fast zweifellos. [. . .] Was Sie betrifft, so ist Ihre Wahl noch [kein] Grund für Ihre Freilassung. Aber es kommt darauf an, Krach zu machen und die Behörde bloßzustellen.⁸⁵ Dies in aller Eile, damit Sie eher loskommen. Ich bin überzeugt, wäre man bis jetzt nicht so passiv, Sie wären schon längst draußen. Jetzt soll es nachgeholt werden.

V. Trotz der flauen, gedrückten Stimmung der Arbeiter hier und ungünstiger Lage in Rußland, habe ich immer die feste Überzeugung, daß wir in naher Zukunft Wichtiges erleben werden, falls der Krieg weiter geht, was zweifellos ist. Und da ist außerordentlich wichtig, daß Sie auf freiem Fuß sind und eingreifen können. Schon jetzt könnten Sie großen Einfluß üben.

VI. Habe mir eine Nummer der Nowoje Wremja⁸⁶ übersetzen lassen. Wirkt atembeklemmend, direkt märchenhaft, aber manches sehr besorgniserregend, besonders die Leninschen Idiotismen,⁸⁷ die populär sind und m. E. geeignet, die Bewegung zu kompromittieren, im Chaos aufzulösen und Deutschland aus der Patsche zu helfen.⁸⁸ Es war drin eine große Rede Plechanows in Vollversammlung des Arbeiterrats. Der alte Schwätzer (übrigens sehr applaudiert) prahlte mit Gesprächen, die er mit K.K. [Karl Kautsky] und mit Ihnen auf dem Mannheimer Parteitag 1906 geführt hätte und was Sie dabei gesagt. Er muß sich immer „grohss“ machen.

Herzlichste Grüße und Händedruck
Marie [Leo Jogiches]⁸⁹

Leo Jogiches hatte richtig vorausgesehen: Heer und Marine in Deutschland wurden des Kämpfens müde; aus den Briefen ihrer Angehörigen sprach Mutlosigkeit und Verzweiflung, sie berichteten von Hunger und Elend in der Heimat. — Weniger Brot, keine Rechte, neue Steuern und dazu das Morden ohne jede Aussicht auf ein baldiges Ende, hieß es jetzt in einem Flugblatt. Und als Lenin in Rußland im Oktober 1917 die Macht erkämpfte, die Duma sprengte und die halbe Revolution der Kerenski-Periode zu einer ganzen, proletarischen

83 In der Generalversammlung des sozialdemokratischen Wahlvereins für den Kreis Teltow-Beeskow-Storkow-Charlottenburg wurde am 18. Juni 1917 eine Resolution zur Internationalen Sozialistischen Konferenz in Stockholm angenommen. Gleichzeitig wurde beschlossen, drei Delegierte zu wählen. Die Wahl fiel auf Rosa Luxemburg, Franz Mehring und Käthe Duncker. An der Konferenz vom 5.-12. September 1917, die als dritte Zimmerwalder Konferenz zählte, nahm nur Käthe Duncker teil.

84 Gemeint ist die Friedensinitiative eines skandinavisch-holländischen Restkomitees („holländisch-skandinavisches Komitee“) des Internationalen Sozialistischen Büros, das für den 15. Mai 1917 zu einer Friedenskonferenz nach Stockholm eingeladen hatte. Die Konferenzinitiative scheiterte am Ausreiseverbot der Sozialisten aus den Ländern der Entente.

85 Otto Rühle richtete am 9. Juli 1917 eine Anfrage an den Reichskanzler, ob er gedanke, Rosa Luxemburg als Mitglied des Internationalen Sozialistischen Büros für die Stockholmer Tagung freizugeben. Der Reichskanzler lehnte dieses Ansinnen am 11. Oktober 1917 ab. Siehe Rosa Luxemburg, Gesammelte Briefe, a.a.O., Bd. 5, S. 266.

86 Novoe Vremja [Die Neue Zeit] erschien seit 1868 in Petrograd, Sprachrohr des Adels und der beamteten Bürokratie. Nach der Februarrevolution unterstützte das Blatt die Kriegspolitik der provisorischen Regierung. Das Blatt wurde am 26. Oktober (8. November) 1917 verboten.

87 Ähnliche und noch stärkere Kraftausdrücke waren zwischen Lenin und seinen Anhängern und dem Kreis um Rosa Luxemburg bei gegenseitiger, oft geübter Kritik an der Tagesordnung. Die Nachrichten aber, die aus Rußland nach Deutschland kamen, waren spärlich, entstellt und oft falsch, so daß das Urteil von Leo Jogiches über die damalige Leninsche Taktik bei genauer Kenntnis der Lage wohl loyaler ausgefallen wäre. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

88 Auch Rosa Luxemburg war der Ansicht, daß durch den von Rußland angestrebten und in Brest Litowsk herbeigeführten Separatfrieden Deutschland siegreich aus dem Kriege hervorgehen konnte, wenn nicht die englischen Bajonette, wie sie meinte, schließlich den Sieg davongetragen hätten. Bei einem Siege Deutschlands aber war einsetzende Gewaltpolitik und schlimmste Reaktion gewiß, die schwerste Bedrohung freiheitlicher sozialistischer Ideen. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

89 Der Brief wurde zuerst in: Sozialistische Politik und Wirtschaft, Jg. 2 (1924), Nr. 41 vom 2. Juli abgedruckt, ohne daß die Funktion Mathilde Jacobs als Herausgeberin ersichtlich wurde.

Revolution trieb, sprühten die revolutionären Funken nach Deutschland hinüber. Sie entzündeten den großen Januar-Streik des Jahres 1918, in dem „Unabhängige Sozialdemokratie“⁹⁰ und „Spartakus-Bund“ Schulter an Schulter standen. In diesem Streik überstürzten sich die politischen Geschehnisse, so daß dem Spartakus-Bund keine Zeit blieb, seine Flugblätter von Rosa Luxemburg schreiben zu lassen. Franz Mehring darum zu bitten, wäre zu umständlich gewesen. Denn zu ihm fuhr Leo Jogiches aus solchen Anlässen stets selber und nur auf Umwegen. Er wechselte dann mehrmals Straßenbahn oder Omnibus, umkreiste, an Ort und Stelle angelangt, die Häuserblocks, und erst, wenn er ganz sicher war, keine Spitzel an den Fersen zu haben, stieg er zur Mehringschen Wohnung hinauf.

Franz Mehring, der Alte kurzweg von seinen Kampfgenossen genannt, bewunderte den politischen Weitblick des ihm freundschaftlich verbundenen Verschwörers. Während die geringste Veränderung beim Druck seiner Manuskripte den sonst so verbindlichen Franz Mehring in hellen Zorn versetzte, gestattete er Leo Jogiches, die diesem nötig scheinenden Änderungen vorzunehmen. Leo Jogiches pflegte von sich zu sagen, die in der Praxis zu leistende schriftstellerische und rednerische Arbeit läge ihm nicht. Er sei ein guter Motor, der die Arbeitsmaschine in Gang brächte und laufen ließe. Und doch konnte er diese praktische Arbeit leisten, wenn die Verhältnisse, wie in diesem Streik, ihn dazu zwangen. Die von ihm verfaßten Flugblätter zeichneten sich durch prägnante Fassung und lapidaren Stil aus. Flugblätter, sagte er, können nur wenige schreiben. Sobald sie nicht kurz gehalten sind, langweilen sie und werden nicht gelesen. Rosa Luxemburg sei Flugblattschreiberin par excellence, auch Paul Levi, Karl Liebknecht und Franz Mehring sprach er diese Fähigkeit zu.

Die Januar-Flugblätter von Leo Jogiches enthielten Losungen, die zum ersten Mal in die Massen getragen wurden:

ABSETZUNG DER PREUSSISCHEN HOHENZOLLERN VON GOTTES GNADEN !
NIEDER MIT DEN FÜRSTLICHEN SCHMAROTZERN DER DEUTSCHEN KLEIN-
STAATEN ! AUFHEBUNG DER DREI DUTZEND DEUTSCHEN VATERLÄNDER !
GRÜNDUNG EINER EINIGEN DEUTSCHEN REPUBLIK !

Der deutsche Spießer, der diese Flugblätter las, empörte sich ob solchen „Landesverrats“, oder er schüttelte sein Haupt, die Zurechnungsfähigkeit des Flugblattschreibers anzweifeln. War ihm doch der zu erwartende endgültige Sieg jahrelang vorgetäuscht worden. Sein Glaube in den deutschen Sieg war stark.⁹¹ Die Kriminalpolizei setzte ihre Häsher in Bewegung, als diese Flugblätter auftauchten. Sie wußte, daß die Verbreitung vom spiritus rector des „Spartakus-Bundes“ ausging, war aber ahnungslos genug, diesen auch für den Verfasser aller derjenigen Flugblätter und Artikel zu halten, die aus Rosa Luxemburgs Feder stammten. Die ganze Polizeidummheit gehörte dazu, einen so charakteristischen Stil wie den Rosa Luxemburgs jahrelang nicht herauszufinden.

Da Leo Jogiches bisher mit äußerster Vorsicht und nur mit wenigen erprobten Genossen gear-

90 Die „Arbeitsgemeinschaft“ hatte im April 1917 sich in Gotha als „Unabhängige Sozialistische Partei“ konstituiert. Der Spartakus-Bund war ihr angeschlossen, doch hatte er sich eigene Kampfmaßnahmen gesichert. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

91 Im ursprünglichen Manuskript heißt es an dieser Stelle ausführlicher: „Der deutsche Spießer, der ein solches Flugblatt las, empörte sich in seinem tiefsten Innern ob solchen ‚Landesverrats‘ oder er schüttelte sein Haupt, die Zurechnungsfähigkeit des Flugblattschreibers anzweifeln. Hätte er doch eher geglaubt, der Himmel könne auf die Erde stürzen, denn die Hohenzollern ‚von Gottes Gnaden‘ aufhören, Deutschland mit ihrer Regentschaft zu beglücken. Sein geringes Denkvermögen war durch die Presse vollends ausgeschaltet. Ihm war der zu erwartende endgültige Sieg jahrelang Tag für Tag vorgetäuscht worden. Wie der Gläubige an seine Religion, so glaubte er an die Wahrhaftigkeit der Zeitungen.“

beitet hatte, suchte ihn die Polizei vergeblich. Wurden Verdächtige verhaftet und durch Polizeischikanen zu Aussagen gebracht, so konnten sie wohl eine Personalbeschreibung des Verschwörers geben, aber seinen richtigen Namen oder gar die Wohnung kannte niemand. Auch Briefe, die im Reich bei Haussuchungen gefunden wurden, leiteten nicht auf die Spur. Sie waren stets mit den verschiedensten Hand- oder Maschinenschriften hergestellt, und ständig wechselten die Namensunterschriften von Leo Jogiches, der einmal „Gross“, dann wieder „Kraft“ oder „Krummbügel“ und immer wieder anders zeichnete.

Je länger der Krieg dauerte, desto größere Lücken riß er in unsere Reihen. Genossen, die den Behörden politisch verdächtig schienen, wanderten in den Schützengraben, andere, denen man kriegsgegnerische Tätigkeit nachweisen konnte, ins Gefängnis oder Zuchthaus. Abgeschreckt durch diese rigorosen Maßnahmen, nicht tapfer genug, sie auf sich zu nehmen, versagte mancher. Dann wieder zogen sich viele, kampfmüde, zurück, weil alles so aussichtslos schien, auch waren sie den Strapazen dieser aufreibenden Arbeit nicht gewachsen. Irgendeine Vergütung dafür gab es nicht, jeder opferte freiwillig Zeit und Geld.⁹²

Bei dem Mangel an helfenden Kräften hatte Leo Jogiches seine „Motortätigkeit“ aufgegeben. Jetzt nahm er, weil meist sich niemand dazu fand, Papier oder Matrizen auf den Buckel und schaffte sie in illegale Druckereien, aus denen die fertigen Drucksachen oft genug auch von ihm abgeholt wurden. — Das Prinzip, politische Aussprachen nur mit wenigen Genossen zu haben, die dann die Vertrauensleute in den Betrieben unterrichteten, mußte von Leo Jogiches aufgegeben werden. Er hielt jetzt häufig vor 20 und mehr Arbeitern Informations- und Schulungsreferate.

Ich teilte Rosa Luxemburg mit, in welcher Lage sich unser Freund befand. Sie bat ihn, sich der Gefahr einer Verhaftung nicht auszusetzen. Eine Bewegung, „die auf zwei Augen gestellt ist“, sagte sie, sei keine Bewegung. Lebensfähig aber würde sie sich Bahn brechen, auch wenn er in die Schweiz ginge, wozu sie ihm riet. Denn es konnte nur eine Frage der Zeit sein, daß die Fangarme der Polizei Leo Jogiches erreichten. Und dann erwartete diesen politischen Verbrecher als „feindlichen“ Ausländer Zuchthaus-, vielleicht sogar Todesstrafe. — Schließlich besprach ich mit Leo Jogiches, der von einer Ausreise in die Schweiz nichts wissen wollte, was ich für ihn bei seiner Verhaftung tun könnte. Außer für Nahrungsmittel war für Bücher, Zeitungen u.a.m. zu sorgen. Für alles, was man einem Gefangenen brachte, war die schriftliche Genehmigung des zuständigen Richters vorzuzeigen.⁹³ Es gab also bei einer Verhaftung viele Wege, ehe man die Gefangenen mit dem Nötigsten versorgt hatte. Ich selbst durfte Leo

92 Im ursprünglichen Manuskript heißt es noch: „Die Korruption und der Verrat am Sozialismus konnten erst nach Kriegsende einsetzen, als gut bezahlte Posten vergeben und festgehalten wurden.“

93 Das ursprüngliche Manuskript ist an dieser Stelle sehr viel ausführlicher: „Bei der Knappheit, selbst der scheußlichsten chemischen Ersatznahrungsmittel war das Essen in den Gefängnissen unzureichend; sogar verdorbene Lebensmittel wurden verabfolgt.“

Die Leibwäsche mußte besorgt werden, für die Zusendung von Büchern und Zeitungen war bei dem zuständigen Richter um Erlaubnis nachzusuchen. Es erwartete die Gefangenen eine kleine kahle Zelle mit Eßnapf, Blechlöffel, Wasserkrug und Waschnapf. Eine Holzpritsche mit einem Keilkissen, einer dünnen Matratze und einer Wolldecke diente als Schlafstätte. Tagsüber wurde die Pritsche hochgerichtet und an der Wand befestigt. Auch eine Holzplatte, die als Tisch diente, konnte heruntergeklappt werden. Der einzige Stuhl war fest eingeschraubt und zwar so, daß der Gefangene mit dem Gesicht zur Tür sitzen mußte. Der durch eine Klappe von Zeit zu Zeit hineinschauende Beamte konnte dann sogleich sehen, womit sich der Gefangene beschäftigte. Neben der Tür war das Klosett mit automatischer Wasserspülung, die morgens, mittags und abends für das gesamte Gefängnis in Funktion trat.

Für jedes Stück, das man einem Gefangenen hereingeben wollte, mußte man der Gefängnisdirektion die Erlaubnis des zuständigen Richters vorzeigen können.“

Jogiches weder im Gefängnis besuchen, noch zu seinem Richter gehen. Meine Beziehungen zu Rosa Luxemburg hätten das Gericht sogleich auf die richtige Fährte gewiesen.

Leo Jogiches hatte keine Angehörigen, es mußte deshalb eine „Braut“ für ihn gefunden werden. „Bräute“ hatten sich als zweckmäßig für Gefangene ohne Familie erwiesen. Hatten die Inhaftierten keine Freundin, so wurde sie erfunden. Die Auswahl unter den in Betracht kommenden Genossinnen, die Leo Jogiches diesen Dienst hätten leisten können, gestaltete sich recht schwierig. Immer wieder lehnte Leo Jogiches die ihm vorgeschlagenen Frauen als politisch kompromittierend mit Witz und Humor ab. — Als er sich am Tage vor seiner Verhaftung von mir verabschiedete, ging er zu einer Sitzung nach Neukölln, an der etwa 20 Genossen teilnahmen. „Also, wenn mir etwas passiert,“ sagte er, „setzen Sie sich mit meiner Wirtin in Verbindung, sie wird alles Nötige für mich tun.“ — Die Adresse der Wirtin war außer Franz Mehring nur mir bekannt, ich habe sie niemandem sagen dürfen, auch den Vertrautesten nicht.

Leo Jogiches pflegte an Tagen, wo er nicht zu mir kam, sich telephonisch zu melden. Er sagte mir, wo er zu erreichen war, da alle, die ihn sprechen wollten, sich an mich wandten. Wir hatten eine recht verklausulierte Art, uns zu verständigen. Namen wurden nicht genannt, jeder wurde entweder mit einem Spitznamen bezeichnet oder umschrieben, so daß Lauscher — die von Amts wegen nicht selten die Leitung behorchten — nichts heraushören konnten. — Wie manche Stunde habe ich voller Angst verbracht, wenn ich Leo Jogiches zu einer bestimmten Zeit erwartete und er nicht kam. Zwar pflegte er unpünktlich zu sein; nicht selten, wenn er in den Vormittagsstunden bei mir sein wollte, erschien er erst gegen Abend. Ich war dann froh, daß er überhaupt kam und ersparte ihm meist die Vorwürfe.

Als aber am 10. März 1918 bis zum späten Abend weder ein telephonischer Anruf erfolgte, noch Leo Jogiches selbst kam, wußte ich, daß sein Schicksal besiegelt war. Am nächsten Morgen fuhr ich in seine Wohnung. Er war am vorhergehenden Morgen dort verhaftet worden; eine dabei vorgenommene Haussuchung war ergebnislos verlaufen. Wie üblich kam der Verhaftete zuerst ins Polizeigefängnis nach dem Alexanderplatz. Ich bat die Wirtin, sich um Leo Jogiches zu kümmern. Sie willigte gern ein und besorgte gewissenhaft alles Nötige, war aber eifersüchtig, wenn hie und da eine Verehrerin des Gefangenen auftauchte. — Beiläufig hatte Leo Jogiches Bemerkungen über sie gemacht, so auch, daß sie krankhaft neugierig wäre. Als ich die Wirtin aufsuchte, führte ich mich unter falschem Namen bei ihr ein. Sie fragte sogleich, ob ich die Frau des alten Herrn mit dem weißen Bart wäre, was ich der Einfachheit halber bejahte. Gemeint war Franz Mehring, der einzige Besucher, der bei Leo Jogiches erschienen war.⁹⁴ — Die Frau hat sich sehr gut benommen. Als sie Leo Jogiches ins Polizeigefängnis am Alexanderplatz Sachen und Essen brachte, sagte der diensttuende Beamte, sie möge sich schämen, einen Mann zu versorgen, der versucht habe, das tapfere deutsche Heer mit seinen Flugblättern zu verseuchen; sie solle das Essen Armen geben. „Das Essen gehört Herrn Jogiches,“ erwiderte die Frau, „und die Deutschen sollen von einem Mann, der so zu verachten ist, nichts annehmen.“ Sie setzte ihren Willen durch, und Leo Jogiches hatte jetzt ein erstes Zeichen, daß wir von ihm wußten.

94 Diese Vorgänge sind im ursprünglichen Manuskript wesentlich ausführlicher beschrieben: „Wie üblich kam der Verhaftete zuerst ins Polizeigefängnis nach dem Alexanderplatz. Ich bat die Wirtin, sich um Leo Jogiches zu kümmern. Sie willigte gern ein und besorgte gewissenhaft alles Nötige, war aber eifersüchtig, wenn hie und da neben ihr eine Verehrerin auftauchte. Sie machte Leo Jogiches dann eine Szene und klagte mir hinterher ihr Leid. Die Wirtin war eine noch junge hübsche Person, deren Mann im Felde gefallen war. Von Zeit zu Zeit hatte Leo Jogiches irgendeine Bemerkung über sie gemacht, so auch, daß sie krankhaft neugierig war. Sie scheute vor keinem Mittel zurück, um hinter seine Angelegenheiten zu kommen. Sogar die für ihn ankommenden Briefe erbrach sie.“

Nach einigen Tagen wurde er ins Moabiter Untersuchungsgefängnis überführt. Hier war ich zu jener Zeit unbekannt, so daß ich mit den Beamten verhandeln und, die Unterschrift der Wirtin unter das Verzeichnis setzend, alles für Leo Jogiches bringen konnte. Da die Wirtin tagsüber beruflich in Anspruch genommen war, Sachen für die Gefangenen aber nur in den Vormittagsstunden abgegeben werden durften, nahm sie meine Hilfe an. Trotz strenger Kontrolle im Moabiter Untersuchungsgefängnis konnte ich Leo Jogiches, der immer neue Arten des Schmuggels ersann, mit politischen Nachrichten versehen. „Auch alle privaten Dinge interessieren mich,“ dechiffrierte ich gleich in den ersten Tagen eine Mitteilung des großen Leo, der mir streng eingeschärft hatte, Berichten an Rosa Luxemburg niemals Privatgeschichten oder Gefühlsäußerungen hinzuzufügen. „Wegen solchen Quatsches riskiere man nichts!“

Der zuständige Untersuchungsrichter Holthöfer⁹⁵ war begeistert, den Hoch- und Landesverräter Jogiches hinter Schloß und Riegel zu wissen. Seit Monaten hatte man nach ihm gefahndet, und schwer genug war den Häschern das Fangen gemacht worden. Leo Jogiches hatte die Hauptrolle in einem Landesverratsprozeß gegen Bertha Thalheimer⁹⁶ gespielt, die nach sechsmonatlicher Untersuchungshaft zu zwei Jahren Zuchthaus verurteilt worden war, sie in Delitzsch aber nicht ganz verbüßte, da ihr der November-Umsturz die Freiheit brachte. Die Genossin war von Stuttgart nach Berlin gekommen, um Leo Jogiches in seiner politischen Tätigkeit zu unterstützen. Sie hatte in Süden ein Zimmer gemietet, in dem er häufig mit ihr arbeitete. Im Nebenzimmer wohnte, was Bertha Thalheimer nicht wußte, ein Redakteur der Scherl-Presse, der ihre Gespräche mit Leo Jogiches zu belauschen versuchte. — Auch die Schwägerin Bertha Thalheimers war in den Prozeß verwickelt, weil sie handschriftlich eine zu hektographierende Platte für einen Aufruf geschrieben hatte, dessen Inhalt das Kopieren zu einer strafbaren Handlung machte.

Während des Prozesses wurden die Wirtin, der Zimmernachbar, die Schwägerin und viele andere als Zeugen vernommen. Die einen konnten, die anderen wollten die richtige Personalbeschreibung von Leo Jogiches nicht geben. Dazu kam, daß weder die Wirtin noch der Zimmernachbar etwas Positives aussagen konnten. Die in den Prozeß verwickelten Parteigenossen schoben allerdings vieles auf die sagenhafte Persönlichkeit ab, die in den Spitzelberichten eine Rolle spielte, in dem Glauben, dieser „schlaue Fuchs“ sei von der „saudämlichen Polizei“ — wie Leo Jogiches sich auszudrücken pflegte — nicht einzufangen. Man wiegte sich außerdem in Sicherheit, weil die gegebene Personalbeschreibung nicht stimmte und man rechnete damit, daß

[Forts. von Anm. 94]

Als ich die Wirtin aufsuchte, führte ich mich unter falschem Namen bei ihr ein. Sie fragte sogleich, ob ich die Frau des alten Herrn mit dem weißen Bart wäre, was ich der Einfachheit halber bejahte. Gemeint war Franz Mehring, der einzige Besucher, der bei Leo Jogiches erschienen war. Leo Jogiches hatte die Telefongespräche mit mir meist bei einem Zigarrenhändler in der Nähe seiner Wohnung geführt. Die Wirtin, die der Ladeninhaber davon unterrichtet hatte, bat diesen, auf die verlangte Nummer zu achten. Da Leo Jogiches außerdem, wenn ich am Telefon war, mich mit Mathilde anredete, oder falls ich nicht da war, meine Angehörigen nach Mathilde fragte, so ruhte die Frau nicht, bis sie meine Personalien völlig herausbekommen hatte. Triumphierend sagte sie Leo Jogiches eines Tages, mit wem er immer telefoniere. Da ich Schreibmaschinenarbeiten anfertigte, gab er an, eine größere Arbeit für einen seiner Freunde bei mir schreiben zu lassen, zog es aber fortan vor, Telefongespräche nicht mehr in der Nachbarschaft zu führen. Selbstredend wußte die Wirtin nichts von Leo Jogiches' politischen Interessen, auch kannte sie die Menschen nicht, mit denen er zu tun hatte.“

95 Hugo Holthöfer (1883-1958), 1912 Amtsrichter in Köpenick, wo er während der Kriegszeit in mehr als 30 Fällen als Untersuchungsrichter des Reichsgerichts fungierte, 1928-1931 Oberlandesgerichtspräsident in Königsberg, 1947 als LDPD-Mitglied Stadtrat der Abteilung Post- und Fernmeldewesen in Berlin (West) (gegen den Willen der Gewerkschaften), 1954 Rücktritt als Postsenator.

96 Bertha Thalheimer (1883-1959), vor 1914 SPD-Linke, Vorstandsmitglied der württembergischen SPD, Mitglied der Gruppe Internationale, des Spartakusbundes und der KPD, 1929 KPD. 1943 KZ Theresienstadt bis zur Befreiung durch die Rote Armee. Nach 1945 Wiedereintritt in die KPD, 1948 erneuter Austritt, unterstützte die Gruppe Arbeiterpolitik.

die Spitzel Leo Jogiches doch nicht finden würden. Und jetzt hatte man den Fuchs in der Falle, zur Freude des Untersuchungsrichters, der sich davon Material für den Thalheimer-Prozeß versprach, und zum Schrecken seiner Freunde.

Leo Jogiches machte diesem Herrn, der auch seinen Prozeß führte, die Sache nicht leicht. Bei Verhören verweigerte er die Aussage, so daß der Richter Monologe hielt. Leo Jogiches verstellte seine Handschrift, und kein Graphologe konnte herausfinden, daß es die gleiche Handschrift war, die man durch ihm zugeschriebene konspirative Briefe kannte. — Zur Schande einiger mit ihm verhafteter Genossen sei gesagt, daß sie sich im Gefängnis nicht wie Revolutionäre verhielten. Mürrisch gemacht, ließen sie sich zu Aussagen breitschlagen. Trotzdem konnte Leo Jogiches durch sein geschicktes Verhalten keine strafbare Handlung nachgewiesen werden. —

Bevor der Prozeß an den Amtsrichter Holthöfer überwiesen war, mußte ich Nahrungsmittel, die ich dem Gefangenen brachte, dem Ermittlungsrichter vorzeigen. Dieser Beamte gab mir meist einen Teil des mitgebrachten Essens zurück. Ob ich mir einbilde, daß Landesverräter ins Gefängnis kämen, um sich an Speis und Trank gütlich zu tun. Solchen Leuten sei eine Hungerkur dienlich. Auch alle Bücher mußte ich dem Beamten vorlegen. Autoren wie John Galsworthy, Knut Hamsun, selbst Leo Tolstoi waren ihm unbekannt. „Was denken Sie sich eigentlich,“ herrschte er mich an. „Solche Schriftsteller kennt doch kein Mensch, ich weiß ja nicht, was in den Büchern steht. Die Titel sind unverfänglich, das will aber nichts sagen. Bringen Sie Klassiker oder Bücher aus Engelhorns Romanbibliothek, da weiß ich, daß es gute Bücher sind, die ich zu lesen gestatten kann.“ — Sobald Holthöfer für den Prozeß gerichtlich zuständig war, durfte ich alle 10 Tage, später wöchentlich, Essen abgeben, nur kein gekochtes. Bald hatten wir herausgefunden, daß die zur Abnahme der Speisen bestimmten Beamten bestechlich waren. Gestattet war nur wenig Eßware hineinzugeben, aber gegen ein Trinkgeld wurde das Herz der Beamten weich, und so brauchten unsere Gefangenen nicht zu hungern.

Nachdem ich alles Nötige für Leo Jogiches in die Wege geleitet hatte, reiste ich zu Rosa Luxemburg, die mich ungeduldig erwartete. So sehr sie um Leo Jogiches während seiner illegalen Tätigkeit gezittert hatte, so ruhig nahm sie das Unabänderliche auf. Nur verbat sie sich jede weitere Zuwendung von Lebensmitteln. Sie werde in Breslau gut gepflegt, und ich müßte jetzt für Leo Jogiches sorgen. „Du weißt doch,“ sagte sie, „daß das Essen in den Gefängnissen ungenießbar ist und Leo fast ausschließlich von dem lebt, was du hineingibst. Bitte, sage, was du ihm bringst.“ — Ich zählte auf. — „Ich merke schon, du machst deine Sache gut. Habe ich nicht anders von dir erwartet.“⁹⁷ Rosa Luxemburg gab mir bei jedem Besuch irgend eine Kleinigkeit für Leo Jogiches, die sie sich entweder abgespart oder in Breslau durch Frau Schlich hatte auftreiben lassen. Auch für Zigaretten sorgte sie, denn Leo Jogiches war Raucher. Ganz Rosa Luxemburgs Art entsprach es, daß sie mir nahelegte, ihre Laken verarbeiten zu lassen, falls Leo Jogiches Wäsche benötigte, was allerdings nicht der Fall war. —

Jetzt hieß es, das Erscheinen der „Spartakus-Briefe“ nicht zu unterbrechen. Sie waren außer Flugblättern das einzige Organ, durch welches die „Spartakus-Gruppe“ zu den Massen sprach; auch sollte die Nichteinstellung dieses wichtigen Blattes den Verdacht von dem Gefan-

97 Im ursprünglichen Manuskript fügte Mathilde Jacob hier noch den Satz hinzu: „Ich mußte meine Sache 7 Monate hindurch gut machen.“

genen ablenken. Leo Jogiches empfahl, die Redaktion dieser Briefe Wolfgang Fernbach⁹⁸ zu überlassen, einem jungen sehr begabten Freund von uns, der während des Krieges mit großer Selbstlosigkeit gearbeitet hatte. Die engere Wahl der Artikel und ihre Zusammenstellung wollte Leo Jogiches selbst vorzunehmen versuchen.⁹⁹ Ich teilte Ernst Meyer, der inzwischen wieder auf freien Fuß gesetzt war, diesen Entschluß mit. Meyer war lungenleidend, seine körperlichen Kräfte waren den Strapazen des illegalen Arbeitens auf die Dauer nicht gewachsen, und verzweifelt über die Haltung des deutschen Proletariats, hatte er sich von der illegalen Arbeit zurückgezogen. Nach Leo Jogiches' Verhaftung stellte er sich zur Verfügung und übernahm wieder die Herausgabe der „Spartakus-Briefe“. —

Im März 1918, etwa 6 Monate nach der Machtergreifung der Bolschewiki in Rußland, kamen die Volksbeauftragten der Russischen Föderativen Sowjetrepubliken als diplomatische Vertreter nach Berlin und suchten hier mit den deutschen oppositionellen Sozialdemokraten sogleich Fühlung. Jetzt hielten es auch die Feigsten für angebracht wieder zu arbeiten, denn man schämte sich vor den Russen. — Die in die Berliner Russische Botschaft entsandten Volksbeauftragten waren keine geistigen Größen, doch beseelte sie Opferfreudigkeit und Hingabe an die Revolution. Ich ging gelegentlich zu ihnen, um über Rosa Luxemburg und Leo Jogiches zu berichten. Sie sprachen mit leuchtenden Augen von diesen beiden Revolutionären und erboten sich, pekuniäre Opfer für sie zu bringen. Ich lehnte sie ab, weil weder Rosa Luxemburg noch Leo Jogiches sie angenommen hätten.¹⁰⁰ —

Eine fieberhafte Zusammenarbeit der russischen und deutschen Genossen setzte ein. Zu dem alten Stamm revolutionärer Sozialdemokraten gesellten sich solche, die teils von den hohen Gehältern, die die Russen zahlten, teils durch ihre Machtpositionen angelockt wurden. Ich erinnere mich an Parteigenossen, innige Freunde von Menschewiki, die plötzlich Stellungen auf der russischen Botschaft einnahmen. Sie hatten sich davon „überzeugt“, daß sie die Bolschewiki falsch beurteilt hatten und waren jetzt Bahnbrecher des Bolschewismus in Deutschland. —

Aus innerster Überzeugung der russischen Revolution zu dienen, kam im Sommer 1918 Paul Levi nach Berlin. Er hatte im Kriege zur Wiederherstellung seiner Gesundheit längere Zeit in der Schweiz verbracht und war dort in enge Beziehungen zu Lenin und Radek getreten. Beglückt, daß es Lenin gelungen war, seine Pläne in die Tat umzusetzen, dachte Paul Levi jetzt nicht daran, seinen bürgerlichen Beruf als Rechtsanwalt wieder aufzunehmen. Er setzte sich vielmehr mit seiner ganzen Persönlichkeit für die in Deutschland von den Spartakisten erhoffte Revolution ein, deren Hereinbrechen Führer der Unabhängigen Arbeiterpartei noch am Vorabend des Umsturzes als ein Unglück befürchteten. —

Ende August und Anfang September 1918 machte ich meine letzten Gefängnisbesuche bei Rosa Luxemburg. Wir waren übereingekommen, daß ich im Herbst für meinen Urlaub einen Ort wählen sollte, bei dem ich auf der Hin- und Rückreise Breslau berühren konnte. Rosa Luxemburg bemühte sich, eine passende Erholungsstätte für mich zu erkunden und erfuhr von den Gefängnisaufseherinnen, daß sie ihren Urlaub gern im Glatzer Gebirge verbrachten,

98 Wolfgang Fernbach (1889-1919), Reakteur.

99 Im ursprünglichen Manuskript heißt es noch: „Wegen der näheren Auswahl der Artikel sollte ich mich mit Leo Jogiches unterirdisch in Verbindung setzen.“

100 Im ursprünglichen Manuskript fügte Mathilde Jacob an dieser Stelle noch hinzu: „Rührend war, mit welcher Liebe eine stattliche Anzahl von Paketen gepackt war, die die durch die Revolution befreiten Russen ihren noch in Kerkern gefangenen deutschen Brüdern geschickt hatten, wobei natürlich Rosa Luxemburg und Leo Jogiches nicht vergessen worden waren.“

das landschaftlich schön und von Breslau schnell zu erreichen ist. So fuhr ich über Breslau ins Glatzer Land. — Für den ersten Besuch hatte ich mir einen kleinen Betrug ausgedacht. Ohne vorher auf der Kommandantur gewesen zu sein, ging ich ins Gefängnis und sagte zu der diensttuenden Aufseherin, daß ich mit Frau Luxemburg Rücksprache nehmen wolle, für wann sie die Ausfahrten bzw. Besuche haben möchte. Die Aufseherin holte die Gefangene auf den Hof hinunter, und Rosa Luxemburg umarmte mich stürmisch. Sie wäre gerade in so gedrückter Stimmung gewesen, von der sie diese Überraschung befreit habe. Wie groß war ihre Freude, als sie in der Zelle in einer ihr von mir überlassenen Zeitung die damals nach Deutschland gelangte Schrift Leo Trotzki's fand: „Von der Oktoberrevolution bis Brest Litowsk.“¹⁰¹ — Nach einigen Ausfahrten mit der Gefangenen reiste ich ins Gebirge und zwar allein. Da ich häufig entweder Geheimbriefe Rosa Luxemburgs an Paul Levi weiterleitete oder dessen Berichte in Geheimschrift Rosa Luxemburg übermittelte, war das Alleinsein eine notwendige Vorsicht.¹⁰² Auf der Rückreise besuchte ich wieder, wie vereinbart, Rosa Luxemburg im Gefängnis. Von einem Fenster aus sah ich sie im „Küchengarten“ auf- und abgehen. Nachdem ich mich ihr bemerkbar gemacht hatte, rief ich hinunter: „Hast du die heutige Zeitung gelesen?“ „Ja,“ rief sie, den Sinn meiner Frage verstehend, zurück. Die Zeitungen kündeten den nahen militärischen Zusammenbruch Österreichs an, nach dem die Niederlage Deutschlands nicht ausbleiben konnte.¹⁰³

Die Kerker der politischen Märtyrer öffneten sich. Wenige Wochen vor dem staatlichen Umsturz wurden von der deutschen Regierung „Begnadigungen“ ausgesprochen. Eine Geste. Denn die Revolution kündete sich an und der Sturm auf die Gefängnisse konnte nicht ausbleiben. Karl Liebknecht gehörte zu den Amnestierten. Er wurde am 23. Oktober aus dem Zuchthaus entlassen. Eine ungeduldige Menschenmenge erwartete ihn auf dem Bahnsteig und

101 Im ursprünglichen Manuskript heißt es an dieser Stelle weiter: „Ich hatte sie in eine unverfängliche Zeitung gelegt, und diese Zeitung bat ich beim Fortgehen, Rosa Luxemburg überlassen zu dürfen, was die Aufseherin gestattete.“

102 Im ursprünglichen Manuskript gibt Mathilde Jacob mehr von ihren Gefühlen preis: „Nach einigen Ausfahrten mit unserer Gefangenen reiste ich nunmehr ins Gebirge. Seitdem sich meine Gedanken fast ausschließlich bei Rosa Luxemburg befanden, hatte ich mir angewöhnt allein zu reisen. Da ich ihr fast täglich Geheimbriefe schrieb, war das Alleinsein auch eine notwendige Vorsicht.“

Durchstreifte ich die Natur, so tat ich dies niemals, ohne schmerzlich Rosa Luxemburgs Verbannung in den Kerker zu empfinden, dann beglückte es mich, ihr Blumen zu senden und von meinen Spaziergängen zu erzählen, um hierdurch etwas Abwechslung in ihr eintöniges Leben zu bringen. Dabei freuten wir uns beide herzlich auf meine Rückreise über Breslau.“

103 Im ursprünglichen Manuskript heißt es an dieser Stelle abweichend: „Die Zeitungen brachten als Anzeichen der kommenden Katastrophe Deutschlands den Abfall Bulgariens. Das war das erste Wetterleuchten am politischen Horizont, dem bald die verheerendsten Gewitter folgen sollten. Wenn man sehen mußte, wie das deutsche Proletariat 4 Jahre hindurch ‚Siege‘ feierte, und der ein Narr zu sein schien, der die Ansicht vertrat, daß Sieg oder Niederlage dasselbe für es bedeutete, konnte wohl mancher den Mut verlieren. Rosa Luxemburg allerdings hatte ihn nie verloren. Als wir im Oktober 1917 baten, ernsthafte Schritte einzuleiten, um nach Rußland gehen zu können, antwortete sie: ‚Ich bin zu verknüpft mit der Schande des deutschen Proletariats, ich kapituliere nicht.‘ Als wir später nochmals unsere Bitte wiederholten, sagte sie: ‚Nein, ich halte auf meinem Posten aus, und ich hoffe in Deutschland noch etwas zu erleben und zwar in nicht gar zu ferner Zeit.‘

Ende September machten wir unsere letzte Wagenfahrt in Breslau. ‚Rosa‘, sagte ich unvermittelt, ‚sobald du aus dem Gefängnis kommst, verschenk all deine Sachen, die du hier hast.‘ ‚Ja, glauben Sie denn wirklich‘, sagte der uns begleitende Rechtsanwalt, ‚daß es auch bei uns zu einer Revolution kommen kann?‘ ‚Ja‘, sagte Rosa Luxemburg, ‚das glaube ich jetzt schon. Sehen Sie, wenn Bulgarien nicht mehr mitmacht, wird die Türkei bald zu einem Sonderfrieden gezwungen werden, was den Abfall Ungarns bedeuten würde, dem Österreich folgen muß. Bleibt also Deutschland allein auf dem Kampfplatz zurück und den kann es unter diesen Umständen nicht länger behaupten. Ob das schon in allernächster Zeit sich abspielen wird oder ob sich die Katastrophe hinauszögert, das kann ich nicht beurteilen. Aber Deutschlands Schicksal ist besiegelt.‘ Der Rechtsanwalt meinte, daß es Deutschland gelingen würde, wenn es alle Kraft zusammennähme, den Kampf auch allein siegreich zu Ende zu führen. Aber kaum zwei Monate nach diesem Gespräch erlebten wir den Zusammenbruch Deutschlands und seiner Verbündeten.“

in der näheren Umgebung des Anhalter Bahnhofs. Da der Zug ungewöhnlich lange ausblieb, tauchte die Befürchtung auf, er sei auf Anordnung der Regierung umrangiert worden, um einem unerwünschten Empfang und Kundgebungen vorzubeugen. Als der Zug endlich einlief, gerieten die Wartenden in einen Freudentaumel. Feldgraue hoben den geliebten Führer auf ihre Schultern und trugen ihn in einen bereitstehenden offenen Lastwagen. Karl Liebknecht, die Fäuste geballt, rief wiederholt: „Nieder mit der Regierung! Nieder mit dem Krieg!“, dieselben Worte, die ihm die Zuchthausstrafe eingetragen und die er dem Gerichtshof nach seiner Verurteilung zugerufen hatte. Der Jubel der Masse war so spontan und überwältigend, daß die Polizei nicht sogleich Herr der Lage werden konnte. Schließlich aber gewann sie die Oberhand und sperrte die Straßen um den Anhalter Bahnhof durch eine festgeschlossene Schutzmannskette ab, so daß die Menge dem Wagen Liebknechts, der zur Russischen Botschaft gefahren wurde, nicht folgen konnte.¹⁰⁴ Wenige Tage später wurde die diplomatische Vertretung Rußlands von der preußischen Regierung heimgeschickt.

Aus jenen Tagen ist ein Stenogramm Paul Levis der Vernichtung entgangen, das er mir zur geheimen Weiterbeförderung an Rosa Luxemburg diktiert hat. Diese Zurschrift gibt auch Einblick in die Tätigkeit der revolutionären Arbeiter kurz vor Ausbruch der Revolution, weshalb ich sie im Wortlaut hier einfüge:

Zunächst Ihre Sache. Besonderen Erfolg von den Militärinstanzen verspreche ich mir auch nicht. Ich will diese Schritte unternehmen, damit nicht hinterher der „negative Kompetenzkonflikt“ entsteht, und einer die Sache auf den andern schiebt. Hinterher wird der Reichskanzler sagen, wäre man vorschriftsmäßig vorgegangen, so wäre der Haftbefehl aufgehoben worden und die Militärinstanz wird sagen, hätte man uns Anweisung gegeben, so hätte man den Haftbefehl aufgehoben. Diesen dummen Ausreden will ich vorbeugen. Sie sollen sich jetzt öffentlich in aller Form und in begründeter Weise zum Haftbefehl bekennen. Daneben aber werde ich, sobald ich wieder in Berlin bin, versuchen, bei Gröber¹⁰⁵ vorzusprechen, der ja der Stellvertreter des Reichskanzlers in Sachen des Belagerungszustandes ist. Dabei setze ich voraus, das Haase noch nichts unternommen hat. Hätte er Schritte in dieser Richtung schon getan, so würden sich die meinigen erübrigen. Weiter Persönliches zu mir: Karl [Liebknecht] und Erna [Ernst Meyer] wünschen dringend, daß ich hier bleibe, und ich werde so voraussichtlich für Ende dieser Woche für dauernd hierher übersiedeln.

Weiter gebe ich Ihnen einige Nachrichten ohne weiteren Zusammenhang, nur in der Reihenfolge, in der ich sie mir notiert habe:

1) Zum Zeichen der Stimmung in den Heeresteilen ist von Bedeutung die Nachricht: Am Freitag sollte von der Flotte ein großer Schlag gegen England geführt werden. Die Flotte fuhr aus, aber nach einiger Zeit unverrichteter Sache wieder zurück, da die gesamte Flotte meuterte. Man sagt, daß die Scheidemann die Angelegenheit schon in die Hand genommen hätten und zu dämpfen versuchten. Näheres weiß ich selbst noch nicht. — In der Armee soll die Stimmung glänzend sein. Lekk. [Karl Liebknecht] erzählte mir heute früh so beispielsweise, daß in den einzelnen Garderegimentern Elite-Bataillone gebildet würden, aus denen alle Berliner und überhaupt alle Großstädter entfernt würden. Nach den Gewährsmännern von Lekk. sei auch die Stimmung so, daß es ausgeschlossen sei, daß auch diese Elite-Bataillone auf das Volk schießen. Wahrscheinlich sei eine Fraternisierung.

Weniger erfreulich ist die Situation in der Arbeiterschaft oder in dem, was sich als Vertretung der Arbeiterschaft bezeichnet. Samstag Abend tagte der Arbeiterrat und lehnte mit 23 gegen 19 Stimmen die für

104 An dieser Stelle ist im ursprünglichen Manuskript folgende Erzählung eingefügt: „Am darauffolgenden Abend gaben die Russen Karl Liebknecht zu Ehren ein kleines Fest. Man aß von dem Geschirr des ehemaligen Zaren. Das russische Zarenwappen auf dem Service, dem Silber und den Kristallpokalen sprach eine beredete Sprache von der Vergänglichkeit aller Dinge. Mir war unbehaglich zu Mute bei diesem Mahl, das Rosa Luxemburg nicht gutgeheißen hätte in einer Zeit, wo die Volksgenossen Hunger litten. Auch waren die meisten Reden, die fast alle der zu erwartenden Revolution galten, unbedeutend, sie konnten den gegebenen Zeitumständen nicht gerecht werden. Hugo Haase äußerte sich beim Verlassen der Botschaft, als die Russen ihrer Hoffnung für den kommenden Umsturz in Deutschland nochmals Ausdruck gaben, daß er eine Revolution als ein Unglück betrachten müßte.“

105 Adolf Gröber (1854-1919), Zentrumsabgeordneter, ab August 1917 Vorsitzender der Reichstagsfraktion, Staatssekretär ohne Portefeuille in der Regierung des Prinzen Max von Baden.

Montag angesetzte Aktion mit Demonstration ab.¹⁰⁶ Der Beschluß wirkte auf unsere Leute furchtbar deprimierend. Wir beschlossen Sonntag, da uns ja augenblicklich jeder Mechanismus fehlt, der selbständig Massen in Bewegung setzen könnte, auf eine Ausgestaltung dieses Arbeiterrates zu drängen, insofern als dieser Arbeiterrat zur Zeit im wesentlichen besteht aus der verärgerten Opposition des Metallarbeiterverbandes und sonst niemandem. Die Freunde, die die hiesige Bewegung besser kennen, behaupten, daß das einige Aussichten böte. Lekk. war gestern mit Vertrauensmännern den ganzen Tag beisammen bei fortwährenden Konferenzen im Gewerkschaftshaus, und er kam, so deprimiert er gestern war, so hoffnungsvoll heute an: Die Stimmung sei eine total andere und die Leute seien bereit. Der Arbeiterausschuß, das ist, glaube ich, wenn ich recht verstanden habe, die nächste Erweiterung des Arbeiterrates, tagt in Permanenz, so daß jeden Augenblick Entschlüsse gefaßt werden können und Mittwoch soll nochmals der gesamte Vertrauensmännerkörper zusammentreten und wird evt. neue Beschlüsse fassen. Nach meinen Erfahrungen ist die Stimmung glänzend. Ich war diese Tage in Süddeutschland in Versammlungen, wo die Stimmung hervorragend war, obgleich der Redner Vogtherr¹⁰⁷ verdient, an den Beinen aufgehängt zu werden. Er geht jetzt mit Wilson hausieren, wie er früher mit Marx und KK [Karl Kautsky] tat. Von der neuesten Demonstration in Stuttgart werden Sie in der Vossischen gelesen haben.¹⁰⁸ Was mir das Wertvollste an der Demonstration zu sein scheint, ist, daß sie ganz spontan entstanden zu sein scheint. Denn Donnerstag war ich noch in Stuttgart, und es war da nichts davon bekannt und auch nichts beabsichtigt. Der Daimlerbetrieb soll vollständig in unsern Händen sein, und nach diesen neuesten Nachrichten scheint es bei Bosch nicht anders zu sein.

Weiter. Wir sollen hier in Berlin in der allernächsten Zeit eine Tageszeitung mit 34.000 Abonnenten bekommen und zwar wir, nicht die USP. Wie die Redakteurfrage gelöst wird, steht noch dahin, man wird versuchen, Thalheimer dafür zu bekommen. Das Stuttgarter Blatt wird gleichfalls ausgebaut. Es erscheint wöchentlich zwei Mal. Mit Bremen schweben noch immer Verhandlungen wegen der Übernahme der A.P. [Arbeiter-Politik].¹⁰⁹ Unsere Bedingungen sind, wie Sie wissen, Ausschluß von Borchardt.¹¹⁰ Ein Redakteur wird von uns gestellt. Die Preßkommission soll zusammengestellt werden: 3 Bremer, 3 Berliner, 1 Hamburger. Wenn wir das Blatt in die Hand bekommen, wird es gut.

Es sind für die nächste Zeit, weil die Fragen nunmehr aktuell werden, m. E. folgende Punkte zu erörtern: Militärfrage und Frage der Volksbewaffnung; Frage ob Sowjets oder Konstituante, Frage der Diktatur des Proletariats. Die Bewaffnung der Berliner Arbeiterschaft sei in der letzten [Zeit] erheblich günstiger. Es sind Waffen besorgt worden, etwa 2500. — Gebot der Stunde Nr.1¹¹¹ ist erschienen. Ich habe es noch nicht zu Gesicht bekommen. Schadewachten ist [Wilhelm Pieck, weil er dort in Steglitz wohnte] und bleibt jetzt hier. Duisburg sind Verhaftungen vorgekommen. Ich fahre Donnerstag hin und will mich dort umsehen.

Leo Jogiches gehörte nicht zu den Amnestierten. Er wurde am 8. November von Paul Levi aus dem Gefängnis geholt, der das später wie folgt geschildert hat:

106 Gemeint ist die Konferenz der Revolutionären Obleute in Berlin, die am 2. November 1918 mit 21 : 19 Stimmen den 4. November 1918 als Termin für eine revolutionäre Erhebung ablehnte. Siehe Eberhard Kolb, *Die Arbeiterräte in der deutschen Innenpolitik 1918-1919*. Um ein Vorwort und einen bibliographischen Anhang erweiterte Ausgabe, Frankfurt/M. 1978, S.62.

107 Ewald Vogtherr (1859-1923), Kaufmann, SPD-Mitglied, 1890-1898 Stadtverordneter in Berlin, 1893-1898 und 1912-1918 MdR, wurde 1917 USPD-Mitglied.

108 Siehe den Artikel „Unabhängigen-Demonstration“, in: Vossische Zeitung, Nr.565 (Abendausgabe) vom 4. November 1918. Am 4. November hatten USPD und Spartakusgruppe zu einer Demonstration aufgerufen, an der zahlreiche Beschäftigte der Daimler- und Eisenbahnwerke teilnahmen. Der Protestzug bewegte sich vom Wilhelmsplatz zum Schloßberg.

109 Arbeiterpolitik. Wochenschrift für wissenschaftlichen Sozialismus. Das Organ der Bremer Linksradiakalen erschien von 1916 bis 1919. Unter der Federführung von Johann Knief war es eines der wenigen legal erscheinenden radikalen Oppositionsblätter.

110 Julian Borchardt (1868-1932), Handlungsgehilfe, sozialdemokratischer Redakteur, 1911-1913 Mitglied des preußischen Abgeordnetenhauses, gehörte in der Novemberrevolution zu den Internationalen Kommunisten Deutschlands.

111 Das Flugblatt „Gebot der Stunde, Nr.1“ mit der Balkenüberschrift „Her mit der wahren Demokratie!“ und der Schlußforderung „Deutschland — Republik!“ erschien ohne Impressum. — Ein Exemplar des Flugblattes, das sich im Levi-Nachlaß im Archiv der sozialen Demokratie in Bonn fand, wurde jetzt in die Flugblattsammlung des Archivs aufgenommen.

„[. . .] Ich ging mit einem Freunde zusammen [. . .] so gegen zwei Uhr ins Untersuchungsgefängnis in Moabit, wo wir unseren Freund, den später ermordeten Leo Jogiches noch in Gewahrsam wußten. Man brauchte keine große Legitimation. Etwas Gepolter, die Tür ging auf, der Aufseher frug nach unserem Begehrt. „Die politischen Gefangenen heraus.“ „Es sind keine da.“ „Doch, Leo Jogiches zum mindesten.“ „Einen Augenblick, der Direktor wird gleich kommen.“ Und er kam; er war ganz klein; er habe nur noch den einen, Leo Jogiches, die andern seien alle heraus; wir möchten doch keinen Lärm machen und die Kriminellen nicht beunruhigen. Wir meinten, wir müßten den Leo Jogiches gleich selber holen; so gingen wir, gefolgt vom Direktor und zwei Aufsehern, wir zwei allein, durch das weite Gefängnis, in die Krankenabteilung, wo jener lag. Sie hätten uns natürlich alle zwei, wie wir da drin waren, mit einsperren können. Damals aber waren die noch königlichen preußischen Beamten brav; sie gaben uns unseren Freund heraus, und vergnügt zogen wir nun zu dritt von dannen [. . .].“¹¹²

Im Laufe dieses Tages sah auch ich Leo Jogiches. Er war infolge einer noch nicht überstandenen Grippe so schwach, daß ihm das Gehen schwer fiel. — Nun mußte auch Rosa Luxemburg, die auch nicht amnestiert worden war, kommen. Am Morgen des 9. November, am Tage der deutschen Staatsumwälzung, meldete sich Rosa Luxemburg telephonisch von Breslau aus. Ihr war am 8. November 10 Uhr abends von der Breslauer Gefängnisdirektion mitgeteilt worden, daß sie frei sei. Da sie aber ihre Sachen nicht vollends gepackt hatte und auch so spät am Abend die Familie Schlich nicht aufsuchen wollte, war sie während der Nacht vom 8ten zum 9ten November noch im Gefängnis geblieben. — Der Zugverkehr zwischen Breslau und Berlin war wegen der Truppentransporte in den ersten Revolutionstagen für Zivilreisende eingestellt, so daß die ungeduldig erwartete und selbst recht ungeduldige Rosa Luxemburg die Heimreise nicht antreten konnte. Sie beteiligte sich an den Breslauer Kundgebungen, die die junge Republik begrüßten.¹¹³

Leo Jogiches bestimmte, daß ich am 10. November, falls die Bahn dann immer noch nicht zu benutzen sei, Rosa Luxemburg im Auto holen sollte. Da ließ sie mich telephonisch wissen, daß die Züge nunmehr bis Frankfurt an der Oder führen, und daß wir sie von dort holen möchten. Leo Jogiches wollte der Freundin mit mir gemeinsam entgegenfahren. Sie sollte sofort mit ihm in die Versammlung der Arbeiter- und Soldatenräte zum Zirkus Busch kommen. Am 10. November holte mich ein Auto ab, doch statt Leo Jogiches kam der Kunsthistoriker Eduard Fuchs, der mir erklärte, unser Freund sei unabkömmlich. Fuchs wünschte sehr, Rosa Luxemburg sogleich zu sprechen; sie sei über Rußland falsch informiert, meinte er. — Rosa Luxemburg hat ihre kritische Einstellung zur Taktik der Bolschewiki, trotz vieler Bemühungen, auch anderer Genossen, nicht aufgegeben.¹¹⁴ Eduard Fuchs aber kam an jenem Tage nicht zu der ersehnten Unterredung. Denn das Auto, ein offener Wagen, in dem neben der Begleitmannschaft nur zwei Personen Platz hatten, erlitt gleich zu Beginn der Fahrt eine Panne. Fuchs requirierte zwei Mal andere Autos in Militärdepots, die sich aber als noch unbrauchbar erwiesen, so daß wir gar nicht bis Frankfurt kamen.

Während der Fahrt beobachtete ich das Publikum in Berlin und in den Vorstädten. Es war

112 Paul Levi, *Wie es anfang, in: Almanach nebst Kalendarium für die Leser des Sächsischen Volksblattes [Umschlagtitel Volksblattalmanach] 1929, Zwickau 1928, S.33.*

113 Im ursprünglichen Manuskript lautet der Satz folgendermaßen: „Am Abend zog sie mit Parteifreunden durch die Straßen Breslaus, in denen die Revolution ausgerufen wurde.“

114 Vgl. *Spartakus-Briefe* (Neudruck) Verlag A. Seehof & Co. Berlin. „Die russische Tragödie“ S.181. — Eine erweiterte Kritik, die ebenfalls für die *Spartakus-Briefe* bestimmt war, durch die inzwischen ausgebrochene Revolution aber nicht mehr gedruckt wurde, ist verloren gegangen. Da eine Anzahl von Kopien vorhanden war, besteht die Hoffnung, daß die Ausführungen noch gefunden werden.
Rosa Luxemburg, „Die russische Revolution“, eine kritische Würdigung. Aus dem Nachlaß von Rosa Luxemburg, herausgegeben und eingeleitet von Paul Levi. Verlag Gesellschaft und Erziehung GmbH, Fichtenau-Berlin 1922. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

stumpf und ohne Begeisterung, kaum daß hin und wieder Passanten unserem mit roten Fahnen geschmückten Wagen zuwinkten. — Keiner von den Soldaten der etwa 15köpfigen Begleitmannschaft kannte Rosa Luxemburg. Als wir durch die gemeinsame Fahrt Fühlung miteinander bekommen hatten, fragte man mich, ein wenig verlegen, wer eigentlich Rosa Luxemburg sei, die man holen wolle. — Fünf Stunden waren wir bereits mit unzulänglichen Autos unterwegs und hatten jetzt endlich einen Berliner Vorortbahnhof erreicht. Hier überließen wir Auto und Begleitmannschaft ihrem Schicksal und fuhren mit der Bahn in die Stadt zurück.

Inzwischen war Rosa Luxemburg in Berlin eingetroffen. In einem überfüllten Zuge, eingeeengt zwischen Gepäckstücken und Reisenden, hatte sie, auf einem Koffer im Gang sitzend, die Heimreise angetreten. Als unterwegs bekannt gemacht wurde, daß die Fahrt bis Berlin ginge und Rosa Luxemburg in Frankfurt keinen der Freunde sah, blieb sie auf ihrem Koffer sitzen. — Der Zug lief in den Schlesischen Bahnhof ein, und Rosa Luxemburg stand ein Weilchen verwirrt neben ihrem Gepäck, bis sie auf den Gedanken kam, mit meiner Mutter¹¹⁵ zu telefonieren. Die gab ihr den Rat, zu ihr zu kommen, da ich mich sicher melden würde. Das tat ich auch bald darauf. Ich fuhr dann sogleich mit Rosa Luxemburg in die Redaktion des „Berliner Lokal-Anzeiger“, die am 9. November von einigen Revolutionsromantikern mit Beschlag belegt worden war. Man hatte mit dem Scherlschen technischen Personal sofort eine Abendausgabe unter dem Titel „Die Rote Fahne“ herausgebracht. Hinterher wurde noch die Morgenausgabe für den nächsten Tag fertiggestellt, und dann war der Lokal-Anzeiger wieder unter der alten Regie. Vom Scherl-Verlag führten Leo Jogiches, Paul Levi, Karl Liebknecht und Ernst Meyer Rosa Luxemburg ins Hotel Excelsior gegenüber dem Anhalter Bahnhof. Es war vereinbart worden, daß man vorläufig nicht nach Hause gehen, sondern im Hotel bleiben solle, um stets schnell miteinander beraten zu können. Die Herausgabe der „Roten Fahne“ im Scherl-Verlag und das schnelle Ende dieser Episode hat Paul Levi treffend und voraussehend in der erwähnten Plauderei des Zwickauer Volksblatt-Almanachs beschrieben:

„Ein [. . .] Freund von uns hatte sich irgendwo auf der Straße zehn Mann aufgelesen und war an deren Spitze — ‚ein Leutnant und zehn Mann‘ — auf Heldentaten ausgezogen, hatte den ‚Berliner Lokalanzeiger‘ besetzt [. . .]. Das war am Sonntag [. . .]. Diese unsere Eroberung schien uns gesichert durch jene zehn Mann, die erzbewaffnet vor dem Tore standen und keinen durchließen, der nicht wenigstens behauptete, er gehöre zu uns. Am Montag früh kamen wir wieder [. . .]. Wir waren alle versammelt. Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht, zehn oder zwölf andere Genossen, als plötzlich sich die Tür auf tat, der Verlagsdirektor erschien und erklärte, daß künftig keine Zeitung mehr erscheine. Das sei noch schöner, meinten wir. Der Verlagsdirektor ward frech; auch das Personal weigerte sich, zu drucken [. . .]. Es gab ein langes Parlamentieren, das kurz schloß: Als nämlich einer von uns sich entfernen wollte, um sich an den Arbeiter- und Soldatenrat zu wenden, fand er im Haustor Gewehrläufe gegen sich gewendet. Der Verlag Scherl hatte unsere Wache aufgekauft und die erklärte, daß keiner von uns lebend das Haus verlasse, ehe die Firma Scherl zustimme [. . .]. So saßen wir, ein Dutzend Gefangene unserer eigenen Militärmacht, am dritten Tage der Revolution und machten uns Gedanken darüber, wie eine Revolution wohl laufen werde, wo die ‚revolutionären Soldaten‘ zwischen dem ersten und dem zweiten Frühstück von einem beliebigen Kapitalisten schnell geramscht wurden [. . .]. Das war nur eine Episode. Aber es ist keine Episode, in der nicht ein Teil des ganzen Geschehnisses beschlossen wäre. Es war fast ein Symbol der Revolution.“¹¹⁶

Rosa Luxemburgs Gepäck stand auf dem Schlesischen Bahnhof. Es sei zwecklos, meinte man, daß ich dorthin wolle, da ich keinen Passierschein hätte. Den aber mußte man in jenen Tagen besitzen, wenn man abends auf die Straße wollte. Ich war fest entschlossen, auch ohne

115 Emilie Jacob(1849-1933), Mutter von Mathilde Jacob.

116 Paul Levi, Wie es an fing, a.a.O., S.33-34.

Passierschein mein Glück zu versuchen, und wirklich ließ man mich überall durch, sobald ich sagte, ich müsse Rosa Luxemburgs Koffer holen. — Als ich das Gepäck spät abends ins Hotel brachte, saßen die Freunde in politischen Beratungen noch beieinander. Wenn alle einig waren, pflegte Karl Liebknecht in irgend einem Punkt eine abweichende Meinung zu haben. Er konnte stundenlang wegen einer Geringfügigkeit diskutieren, um diese durchzusetzen. An diesem Abend war er ruhig und ein wenig gedrückt! Hatte ihn doch Leo Jogiches nur mit Mühe zurückhalten können, mit Haase und Ledebour in die Koalitionsregierung einzutreten.¹¹⁷

Die Spartakus-Führung lehnte, da es sich jetzt um Sein oder Nichtsein handelte, ein Paktieren mit der Bourgeoisie ab. Rosa Luxemburg begründete diesen Standpunkt im Spartakus-Programm:¹¹⁸

„Mit dem Ausgang des Weltkrieges hat die bürgerliche Klassenherrschaft ihr Daseinsrecht verwirkt. Sie ist nicht mehr imstande, die Gesellschaft aus dem furchtbaren wirtschaftlichen Zusammenbruch herauszuführen, den die imperialistische Orgie hinterlassen hat. [. . .] Die sozialistische Revolution ist die erste, die im Interesse der großen Mehrheit und durch die große Mehrheit der Arbeitenden allein zum Siege gelangen kann. [. . .] die wirtschaftliche Umwälzung kann sich nur als ein von der proletarischen Massenaktion getragener Prozeß vollziehen. Die nackten Dekrete oberster Revolutionsbehörden über die Sozialisierung sind allein ein leeres Wort. [. . .] Nicht wo der Lohnsklave neben dem Kapitalisten, der Landproletarier neben dem Junker in verlogener Gleichheit sitzen, um über ihre Lebensfragen parlamentarisch zu debattieren: dort, wo die millionenköpfige Proletariatsmasse die ganze Staatsgewalt mit ihrer schweißigen Faust ergreift, um sie wie der Gott Thor seinen Hammer den herrschenden Klassen aufs Haupt zu schmettern: dort allein ist die Demokratie, die kein Volksbetrug ist. [. . .] In diesem letzten Klassenkampf der Weltgeschichte um die höchsten Ziele der Menschheit gilt dem Feinde das Wort: Daumen aufs Auge und Knie auf die Brust.“ —

In den ersten Revolutionstagen lebte Rosa Luxemburg in einer ständigen Hetzjagd. Es kamen Besucher von nah und fern und aus allen Gesellschaftskreisen, viele, die bei den Spartakisten die Macht wähten und Vorteile für sich witterten. Es fanden Beratungen über die politischen Tagesfragen statt. Versammlungen wurden abgehalten, und nicht zuletzt tobte der Kampf um den Besitz des Scherlverlages, den man käuflich erwerben wollte. Aber alle Versuche, die „Rote Fahne“ dort weiterzudrucken, scheiterten. — „Ach,“ sagte Rosa Luxemburg nach den letzten ergebnislosen Bemühungen: „Die ‚Rote Fahne‘ wird auf meinem Grabe wehen!“ Man verhandelte schließlich erfolgreich mit dem „Kleinen Journal“ in der Königgrätzer Straße. Dort wurde am 18. November die „Rote Fahne“ unter der Schriftleitung von Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg begründet. Damit begann Rosa Luxemburgs Tätigkeit als Chefredakteur, während Karl Liebknecht sich hauptsächlich der Agitation unter den Massen widmete. Er gönnte sich kaum einige Stunden Schlaf, sprach täglich in drei bis vier Ver-

117 Im ursprünglichen Manuskript heißt es an dieser Stelle weiter: „Er schämte sich jetzt dieser Absicht, und so war man verhältnismäßig früh zu Entschlüssen gekommen. Gegen Mitternacht trennte man sich voneinander und suchte die Zimmer auf. Ich ging noch einen Augenblick zu Leo Jogiches, um ihm eine Bestellung auszurichten. Als ich in Rosa Luxemburgs Zimmer zurückkehrte, stand Karl Liebknecht mit ihr am Fenster. Beide bewunderten den Sternenhimmel. Der Stern ihres Unheils war an jenem Abend noch nicht sichtbar.“

118 „Was will der Spartakusbund?“ Zuerst im Dezember 1918 in der „Roten Fahne“ veröffentlicht, dann als Broschüre herausgegeben. Da es sich als notwendig erwies, später durch ein erläuterndes Vorwort von Paul Levi ergänzt. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

Mathilde Jacob bezieht sich auf die Broschüre: Was will der Spartakusbund? Hrsg. von der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund). 300. bis 400. Tausend, Berlin 1919. Die anonyme Einleitung wurde mit folgender Bemerkung versehen: „Es hat sich als notwendig herausgestellt, dem Programm die allgemeinen Gedankengänge des Kommunismus vorzuschicken, die das eigentliche Programm als bekannt voraussetzte. Diese Einleitung umfaßt die Abschnitte I bis IV; die Abschnitte V bis VIII enthalten den alten Text von Rosa Luxemburg.“ Die von Mathilde Jacob zitierten Passagen befinden sich in dieser Broschüre auf den Seiten 14-23.

sammlungen, in Betrieben, auf öffentlichen Plätzen, und war überall, wo immer er nötig war. — Die meisten Leitartikel der „Roten Fahne“ aus dieser Zeit stammen aus Rosa Luxemburgs Feder. Zwar schrieb Paul Levi wertvolle Beiträge zu den Tagesfragen, und nach Möglichkeit entlastete er Rosa Luxemburg, denn er gehörte zu ihren engsten Mitarbeitern. Aber weder er noch die anderen Redaktionskräfte waren genügend mit dem Zeitungswesen vertraut, so daß Rosa Luxemburg fast niemals vor 11 Uhr abends, häufig erst nach Mitternacht, die nötigen Arbeiten beendet hatte. Sie bestimmte die Reihenfolge der Artikel, Notizen und Nachrichten, sie nahm eine letzte Prüfung des Satzes vor, ehe die Zeitung in die Druckerei ging. Kümmerte sie sich um diese Dinge nicht, dann kam irgendetwas verkehrt heraus, und sie ärgerte sich am nächsten Tage, daß eine Zeitung, die unter ihrem Namen erschien, Fehler aufwies.¹¹⁹

Eine allgemeine Hetze gegen die „Rote Fahne“ und die Spartakisten setzte ein. Das Excelsior Hotel entledigte sich seiner spartakistischen Gäste, um zu zeigen, daß es nichts mit ihnen zu schaffen habe. Jetzt zog man von einem Hotel ins andere und wohnte getrennt voneinander. Sehr bald mußten diese führenden Revolutionäre unter falschen Namen leben, um sich und die Sache nicht zu gefährden. Die Hotels um den Anhalter Bahnhof kannten bereits die aufnahmesuchenden Spartakisten und verweigerten ihnen die Unterkunft. — Des Herumziehens müde, begab sich Rosa Luxemburg etwa Mitte Dezember in ihre Wohnung. Ich ging mit ihr. Nachts zwischen 12 und 1 Uhr holte ich sie nach vorheriger telefonischer Verständigung von der Bahn ab. Wie ein Kind streckte sie sich nach dem Zurruhelegen zufrieden im Bett aus und sagte: „Ich werde sehr gut schlafen, ich habe alles geschafft, was ich mir vorgenommen hatte. Ich bin so zufrieden.“ —

In den letzten Dezembertagen wurde aus dem „Spartakusbund“ die „Kommunistische Partei Deutschlands“. Auf ihrem Gründungsparteitag trat die putschistische Strömung in der neuen Partei erschreckend in die Erscheinung. Vergeblich versuchten Karl Liebknecht, Paul Levi und nicht zuletzt Rosa Luxemburg dagegen anzukämpfen:

„[...] die Machteroberung,“ führte sie in ihrer Rede aus, „soll nicht eine einmalige, sondern eine fortschreitende sein, indem wir uns hineinpressen in den bürgerlichen Staat, bis wir alle Positionen besitzen und sie mit Zähnen und Nägeln verteidigen. Und der ökonomische Kampf, auch er soll nach meiner Auffassung und der Auffassung meiner nächsten Parteifreunde durch die Arbeiterräte geführt werden. Auch die Leitung der ökonomischen Auseinandersetzung [...] in immer größere Bahnen soll in den Händen der Arbeiterräte liegen. Die Arbeiterräte sollen alle Macht im Staate haben. Nach dieser Richtung hin haben wir in der nächsten Zeit zu arbeiten, und daraus ergibt sich auch, wenn wir uns diese Aufgabe stellen, daß wir mit einer kolossalen Verschärfung des Kampfes in der nächsten Zeit zu rechnen haben. Denn hier gilt es, Schritt um Schritt, Brust an Brust zu kämpfen in jedem Staat, in jeder Stadt, in jedem Dorf, in jeder Gemeinde, um alle Machtmittel des Staates, die der Bourgeoisie Stück um Stück entrissen werden müssen, den Arbeiter- und Soldatenräten zu übertragen. Dazu müssen aber auch unsere Parteigenossen, dazu müssen die Proletarier erst geschult werden. Auch dort, wo Arbeiter- und Soldatenräte bestehen, fehlt noch das Bewußtsein dafür, wozu die Arbeiter- und Soldatenräte berufen sind. Wir müssen die Massen erst darin schulen, daß der Arbeiter- und Soldatenrat der Hebel der Staatsmaschinerie nach allen Richtungen hin sein soll, daß er jede Gewalt übernehmen muß und sie alle in dasselbe Fahrwasser der sozialistischen Umwälzung leiten muß. Davon sind auch noch diejenigen Arbeitermassen, die schon in den Arbeiter- und Soldatenräten organisiert sind, meilenweit entfernt, ausgenommen natürlich einzelne kleinere Minderheiten von Proletariern, die sich ihrer Aufgabe klar bewußt sind. Aber das ist nicht ein Mangel, sondern das ist gerade das normale. Die Masse muß, indem

119 Im ursprünglichen Manuskript hatte Mathilde Jacob noch folgende Sätze angefügt: „Sie erwartete Dr. Marchlewski (Karski), der, ein erfahrener Zeitungsmann, auf die gemeisame Arbeit mit Rosa Luxemburg eingestellt war. Er kam erst nach ihrem Tode.“

sie Macht ausübt, lernen, Macht auszuüben. Es gibt kein anderes Mittel, ihr das beizubringen. [. . .] Nur auf diese Weise können wir den Boden so unterminieren, daß er reif wird zu dem Umsturz, den dann unser Werk zu krönen hat. Und deshalb, Parteigenossen, war es auch nicht ohne klare Berechnung und ohne klares Bewußtsein, wenn wir Ihnen gestern ausführten, wenn ich speziell Ihnen sagte: Machen Sie sich den Kampf nicht weiter so bequem! [. . .] die Geschichte macht es uns nicht so bequem, wie es in den bürgerlichen Revolutionen war, daß es genügte, im Zentrum die offizielle Gewalt zu stürzen und durch ein paar oder ein paar Dutzend neue Männer zu ersetzen. Wir müssen von unten auf arbeiten, und das entspricht gerade dem Massencharakter unserer Revolution bei den Zielen, die auf den Grund und Boden der gesellschaftlichen Verfassung gehen, das entspricht dem Charakter der heutigen proletarischen Revolution, daß wir die Eroberung der politischen Macht nicht von oben, sondern von unten machen müssen. Der 9. November war der Versuch, an der öffentlichen Gewalt, an der Klassenherrschaft zu rütteln, — ein schwächlicher, halber, unbewußter, chaotischer Versuch. Was jetzt zu machen ist, ist, mit vollem Bewußtsein die gesamte Kraft des Proletariats auf die Grundfesten der kapitalistischen Gesellschaft zu richten. Unten, wo der einzelne Unternehmer seinen Lohnsklaven gegenübersteht, unten, wo sämtliche ausführenden Organe der politischen Klassenherrschaft gegenüber den Objekten dieser Herrschaft, den Massen, stehen, dort müssen wir Schritt um Schritt den Herrschenden ihre Gewaltmittel entreißen und in unsere Hände bringen. Wenn ich es so schildere, nimmt sich der Prozeß vielleicht etwas langwieriger aus, als man geneigt wäre, ihn sich im ersten Moment vorzustellen. Ich glaube, es ist gesund für uns, wenn wir uns mit voller Klarheit alle Schwierigkeiten und Komplikationen dieser Revolution vor Augen führen. Denn ich hoffe, wie auf mich, so wirkt auch auf keinen von Euch die Schilderung der großen Schwierigkeiten, der sich auftürmenden Aufgaben dahin, daß ihr etwa in Eurem Eifer oder Eurer Energie erlahmt; [. . .] je größer die Aufgabe, um so mehr werden wir alle Kräfte zusammenfassen; und wir vergessen nicht: Die Revolution versteht ihre Werke mit ungeheurer Geschwindigkeit zu vollziehen. Ich übernehme es nicht, zu prophezeien, wie viel Zeit dieser Prozeß braucht. Wer rechnet von uns, wen kümmert das, wenn nur unser Leben dazu ausreicht, es dahin zu bringen! Es kommt nur darauf an, daß wir klar und genau wissen, was zu tun ist; und was zu tun ist, hoffe ich mit meinen schwachen Kräften Ihnen einigermaßen in den Hauptzügen dargelegt zu haben.“¹²⁰

Die warnende Stimme Rosa Luxemburgs erhob sich vergeblich. — Bei der ersten Besprechung über die zu verteilenden Posten in der neuen Partei hatte Rosa Luxemburg mich zu ihrer Sekretärin erbeten. Leider brachte ich ihr jetzt nicht immer das nötige Verständnis entgegen. Tausend Kleinigkeiten zerrten an mir herum. Rosa Luxemburg war weit über ihre Kräfte in Anspruch genommen. Sie war gewohnt, alles mit der Hand zu schreiben, so daß ich kaum zum Arbeiten mit ihr kam. Für eine gegenseitige Verständigung blieb keine Zeit übrig. Anstatt geduldig abzuwarten, wie sich die Dinge entwickeln würden, arbeitete ich mit Leo Jogiches. „Ich freue mich über deinen guten Geschmack“, sagte Rosa Luxemburg, „aber daß Leo verträglicher als ich sein soll, ist mir unverständlich. Er ist der schwierigste Charakter, den ich kenne, mit mir kann man doch auskommen.“¹²¹ —

Eines Abends wartete ich in Südende lange auf Rosa Luxemburgs Anruf, bis Paul Levi mir mitteilte, ich möchte in die Redaktion kommen, es sei nicht gut, wenn Rosa Luxemburg nach Hause führe. Man wisse bei der herrschenden Pogromstimmung nicht, ob sie in ihrer Wohnung sicher sei. Mit großer Verspätung kam ich zum Potsdamer Platz und lief zur Redaktion, vor der Rosa Luxemburg bereits mit Paul Levi wartete. „Aber“, sagte Rosa Luxemburg, „wie kannst du nur so laufen!“ Paul Levi begleitete uns zu einer Droschke, und wir fuhren in meine Wohnung. Rosa Luxemburg lehnte sich an mich, noch einmal sagte sie, daß ich langsamer hätte gehen sollen. — „Ich habe solchen Hunger“, fügte sie hinzu, „gib mir etwas von dem

120 Rosa Luxemburg, Rede zum Programm. Gehalten auf dem Gründungsparteitag der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund), 29.-31. Dezember 1918 zu Berlin. Verlag „Rote Fahne“ Berlin 1919. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].
Die Redeauszüge Rosa Luxemburgs finden sich auf S.24-26. Schreibfehler und abweichende Interpunktion wurden korrigiert.

121 Im ursprünglichen Manuskript fügte Mathilde Jacob noch hinzu: „Leider konnte ich es damals nicht.“

Mitgebrachten. Leo würde zwar sagen, man müsse sich beherrschen, aber ich muß etwas essen.“¹²²

Am 29. Dezember telephonierte Rosa Luxemburg mit mir, sie habe ein paar freie Stunden, ich möchte sie besuchen. Ich erwiderte, daß ich nicht kommen könnte. Dann käme sie zu mir. — Es gab aber keine freien Stunden für sie und später erzählte sie mir, was alles auf sie eingestürzt sei. — An einem der nächsten Tage ging ich auf die Redaktion der „Roten Fahne“. „Kommst du endlich mal wieder auf ein Plauderstündchen! Wie konntest du so lange fortbleiben; siehst du nicht, wie ich lebe?“ — Aber da rief schon Karl Liebknecht aus dem Nebenraum: „Bitte, Rosa, kommen Sie sofort in die Sitzung. Wir warten doch auf Sie.“¹²³

Die von der Konterrevolution in der Berliner Bevölkerung erzeugte Pogromstimmung wurde von Tag zu Tag bedrohlicher. Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht waren von dem Arzt Dr. Bernstein,¹²⁴ dem bekannten Anarchisten und Gebärstreikpropagandisten, aufgenommen worden. Als ich sie dort aufsuchen wollte, waren beide bereits wieder zu einer Arbeiterfamilie nach Neukölln übersiedelt. Die Angehörigen des Arztes hatten befürchtet, daß durch das Geschwätz ihres Dienstmädchens die Sicherheit ihrer verfolgten und gehetzten Gäste gefährdet wäre. — Im Begriff, mich auf den Weg nach Neukölln zu machen, läutete das Telephon. Aufgeregt meldete eine befreundete Genossin, daß Wolfgang Fernbach erschossen worden sei. Ich ließ mir die Nachricht wiederholen, sie war mir unfassbar. Am vorhergehenden Tage hatte ich unsern Freund auf der Redaktion der „Roten Fahne“ gesprochen. Er war voller Zuversicht und hatte Leo Jogiches gebeten, irgendetwas im Dienste der Revolution tun zu dürfen. „Wollen Sie Eugen Leviné¹²⁵ in der Redaktion des ‚Vorwärts‘ vertreten?“ fragte Leo Jogiches, etwas zögernd, wegen der damit verbundenen Gefahr. „Es ist kein Redakteur dort.“ — Der „Vorwärts“ war zum Entsetzen Rosa Luxemburgs von Spartakisten besetzt worden. — „Natürlich“, lautete die Antwort. — Wolfgang Fernbach ging dem Tod nicht ahnungslos entgegen. Mit fester Hand hatte er auf einen Briefumschlag, nach Angabe seiner Wohnadresse,

122 Im ursprünglichen Manuskript folgen hier längere Ausführungen: „Wir ließen uns ein paar Stückchen Putenbraten munden, den wir von einer guten Freundin bekommen hatten. ‚Rosa‘, sagte ich, ‚ich habe Angst um dich, was soll nur werden?‘. Wenn es gefährlich zu werden droht, so verreisen wir beide in den nächsten Tagen.“ Daraus wurde natürlich nichts. Dagegen nahm Rosa Luxemburg ein junges Mädchen zu sich, die nach dem Tode Hans Diefenbachs brieflich bei ihr Zuflucht gesucht. [Es handelte sich um Martha (Medi) Urban (1894-1963), spätere Frau von Karl Kautsky, jun.] Wir hatten gemeinsam überlegt, daß das junge Mädchen kam, und ich war durchaus einverstanden damit gewesen. Als sie aber eintraf, verließ ich die Wohnung. Ich bekam nicht fertig, Rosa Luxemburg fortab zu besuchen. Tat ich es gelegentlich, so litt ich solche Qualen, daß ich mir vornahm, meine Besuche einzustellen. Rosa verstand von alledem nichts. ‚Ich begreife nicht, daß du nicht zu mir kommst‘, sagte sie des öfteren. ‚Es geht jetzt nicht‘, erwiderte ich. ‚Ich arbeite bis spät abends mit Leo.‘ In der Tat arbeiteten wir von morgens 9 bis nachts gegen 12 Uhr. War ich früher fertig, so lief ich in die Redaktion der ‚Roten Fahne‘ und begleitete Rosa Luxemburg von dort zur Bahn, fuhr aber trotz jedesmaliger Aufforderung nicht mit nach Südende.

Einmal, als wir kurz vor Mitternacht zur Bahn schritten und Rosa Luxemburg nur mühsam vor Müdigkeit sprechen konnte, sagte sie: ‚Kannst du mir sagen, weshalb ich stets so lebe, wie ich nicht die geringste Neigung habe? Ich möchte malen und auf einem Fleckchen Erde leben, wo ich Tiere füttern und sie lieben kann. Ich möchte Naturwissenschaften studieren, aber vor allem friedlich für mich allein leben können, nicht in dieser ewigen Hetzjagd.‘ Ich erzählte dies Leo Jogiches. ‚Machen Sie sich keine Sorgen Mathilde. Wenn Rosa anders lebte, wäre sie erst recht nicht zufrieden. Sie kann gar nicht anders leben.‘

123 Im ursprünglichen Manuskript fügte Mathilde Jacob an dieser Stelle noch hinzu: „Wir verabschiedeten uns flüchtig. Ich ging nach Haus mit den besten Vorsätzen, wie gut sich mein Verhältnis zu Rosa Luxemburg gestalten sollte. Leider konnten diese Vorsätze nicht mehr verwirklicht werden.“

124 Dr. Alfred Bernstein (1858-1922). Sozialdemokratischer Berliner Stadtverordneter 1904-1913, Wundarzt und Geburtshelfer. Gründungsmitglied der Berliner Arbeitersamariter. Nach 1918 Sympathisant der Freien Arbeiter-Union Deutschlands. Das Wohnhaus stand in der Blücherstraße 13.

125 Eugen Leviné (1883-1919), Teilnehmer an der russischen Revolution 1905, Sozialrevolutionär, 1909 Emigration nach Deutschland, Anhänger der Linken, Teilnehmer am Gründungskongreß der KPD; als leitendes Mitglied des Vollzugsrates des Ausschusses der Münchener Räterepublik verhaftet und hingerichtet.

geschrieben: „[. . .] Die einliegende Postkarte bitte ich den Finder, falls mir irgendetwas zustößt und ich hilflos schwer verwundet oder tot aufgefunden werde, sofort abzusenden und möglichst einen kurzen Vermerk über die näheren Umstände beizufügen. Jedenfalls muß der Absender noch den Ort, wo ich aufgefunden werde, vermerken . . .“. Er ward das Opfer der Vorwärtsbesetzung. Seine Frau selber fand diese Zeilen bei der Leiche ihres Mannes. —

Auf dem Wege nach Neukölln hörte ich aufgeregte Unterhaltungen: „Man müßte sie in Stücke schneiden und den Raubtieren zum Fraß geben.“ In solchen bestialischen Drohungen äußerte sich die maßlose Hetze gegen Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht. — Als ich mein Ziel auf Umwegen erreicht hatte und sicher war, keine Spitzel hinter mir zu haben, stieg ich von einem kleinen Hof aus 4 Treppen zu dem Versteck der beiden hinauf. Ich hatte das Gefühl, nachdem ich mit Rosa Luxemburg und ihrer neuen Wirtin gesprochen, daß ich dort bleiben müßte, um rechtzeitig warnen und helfen zu können. „Aber wo willst du schlafen?“ fragte mich Rosa Luxemburg, als ich diesen Wunsch äußerte. „In dem Bett hier schläft die Genossin mit ihrem Kind, ich selbst liege auf dem Sofa.“ — Es war eine schmale, harte Lagerstätte. „Ach,“ warf die Genossin ein, „Sie könnten schon bleiben, wenn nur nicht gar so viele Menschen herkämen. Ich habe Angst, daß Karl und Rosa bei uns entdeckt werden.“ Ich überlegte. In dem zweiten Zimmer debattierte Karl Liebknecht mit einer wirklich recht beträchtlichen Zahl von Genossen. Es war ein wirres Durcheinander in dem kleinen Raum. „Karl,“ bat ich, „lassen Sie Rosa allein wohnen, Sie dürfen nicht beide zusammen bleiben, es genügt, wenn einer entdeckt wird.“ „Das ist ganz ausgeschlossen,“ war die bestimmte Antwort. „Wir müssen zusammenbleiben, um stets sofort beraten zu können.“ Alle Einwendungen hiergegen nützten nichts. „Bitte,“ sagte ich, „kommen Sie einen Augenblick zu Rosa hinüber.“ Hier wiederholte ich meine Bitte auf Trennung und fügte die Nachricht vom Tode Wolfgang Fernbachs hinzu. „Das ist nicht möglich,“ rief Karl Liebknecht aus, „Sie müssen sich irren.“ „Nein Karl, ich irre mich nicht. Ich habe die Angehörigen gesprochen, es ist so.“ Rosa Luxemburg weinte leise. „Ich gebe dir einen Brief, Mathilde, du wirst ihn morgen Frau Fernbach bringen.“ „Auch ich schreibe,“ sagte Karl Liebknecht und gab in einigen Zeilen seinem Mitgefühl Ausdruck. Rosa Luxemburgs Brief lautete etwa: Liebe Genossin Fernbach, ich drücke Ihnen in Ihrem Schmerz die Hand. Ich habe schon so viele meiner Freunde rechts und links an meiner Seite fallen sehen. Das ist das Schicksal des revolutionären Kämpfers. Ich selbst habe nur den einen Wunsch, auch meinen Tod im Kampf um unsere Sache zu finden. Ich bin überzeugt, daß Sie tapfer sein werden. —

Nachdem Karl Liebknecht zu den Genossen zurückgegangen war, sagte mir Rosa Luxemburg, daß ich sie am nächsten Abend wohl nicht mehr in dieser Wohnung antreffen würde; die Wirtin hätte Angst, sie bei sich zu behalten. — Fast jeder hatte Angst, und es war schwer, ein Unterkommen für Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht zu finden. Ich sprach mit der Wirtin, sie sagte, sie könne die Verantwortung nicht länger übernehmen. Es kämen unausgesetzt Leute; ich solle selbst sagen, ob das nicht auffiele in einem Hinterhaus. Sonst besuche sie selten jemand. — Man konnte der Frau nur recht geben, und ich versicherte ihr, daß man sich um eine andere Unterkunft bemühe.¹²⁶ Während dieses Gesprächs war wieder ein Genosse

126 Im ursprünglichen Manuskript heißt es an dieser Stelle weiter: „„Ach, Mathilde,“ sagte Rosa Luxemburg, als ich wieder bei ihr war, „wäre ich doch wieder im Loch.“ Wie kannst du so etwas Schreckliches wünschen!“ Tausendmal besser als dieses Herumvagabundieren. Im Gefängnis hatte ich meine Ruhe; da ist meine Zelle und außer mir hat niemand in ihr etwas zu suchen. Aber hierher kommen so viele Menschen, daß ich es einfach nicht ertragen kann. Kannst du mir z.B. sagen, was Fräulein J. . . . hier zu suchen hat? Ich bin gestern davongelaufen, als sie kam und habe mich mit einem Buch in das kleine Schlafzimmerchen der Leute gesetzt. Als sie

gekommen. Er überbrachte die Nachricht, daß Leo Jogiches verhaftet worden sei. Rosa Luxemburg erschrak und ich versprach, nach ihm Umschau zu halten. Beim Abschied umarmte sie mich und küßte mich herzlich.

Am andern Morgen ging ich, bevor ich mich um Leo Jogiches kümmerte und noch ehe ich die Briefe zu Frau Fernbach trug, vor die Redaktion der „Roten Fahne“. Dort wurde ich auf Geheiß des Hausverwalters von Regierungssoldaten, die das Gebäude besetzt hielten, zur Garde-Kavallerie-(Schützen)-Division geführt. Es genügte, daß der Verwalter den Befehl gegeben hatte: „Verhaften Sie, die hat auch in der Redaktion gearbeitet.“ — Es dauerte geraume Zeit, bis man mich verhörte. Viele Genossen, auch Unbeteiligte, füllten den Raum. Ich konnte die Briefe Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts unbemerkt in ein Butterbrot schieben, das ich verzehren wollte; aber man gestattete mir, die Toilette aufzusuchen, und während die mich begleitenden Soldaten mit aufgefplantem Gewehr vor der Tür warteten, zerriß ich die Briefe und ließ sie durch Wasser in die Tiefe spülen. — Wären die Briefe bei mir gefunden worden, dann hätte man gewußt, daß ich mit Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht, auf deren Ergreifung hohe Prämien ausgesetzt waren, Verbindung hatte.

Bei dem vorgenommenen Verhör wurde ich körperlich untersucht. Man fand einige Ausgabezettel, hauptsächlich Beträge für Autofahrten, und man kombinierte, ich müßte diese Fahrten für die Kommunistische Partei gemacht haben. Obgleich dies eine Verhaftung nicht rechtfertigte, wurde ich ins Reichstagsgebäude befördert, wo das Regiment „Reichstag“ hauste. Hier sah es wüst aus. Fast alle Klubsessel und Teppiche waren mit dem Messer mutwillig zerschlitzt, Spiegel und Fensterscheiben demoliert.

Die Mannschaften umkreisten mich gleich wilden Tieren. Sie waren in einer erschreckenden Pogromstimmung. In das kleine Zimmer, in das ich schließlich gebracht worden war, kamen fortwährend Soldaten; sie starrten mich neugierig an. Denn bei meinem Eintreffen hatte sich die Nachricht verbreitet, ich sei Rosa Luxemburg, die man verhaftet hätte. Wenn ich hier herauskomme, dachte ich, werde ich Rosa Luxemburg vor der ihr drohenden Gefahr zu schützen wissen. Ich kam zwar heraus, aber in Begleitung einiger verwilderter Soldaten, die mit mir in meine Wohnung fuhren. Auf mich wartend, saß in meinem Arbeitszimmer Paul Levi. Er wollte Briefe von mir schreiben lassen und wurde nun gemeinsam mit mir ins Moabiter

[Forts. von Anm. 126]

endlich wieder fort war, ging ich zu den Genossen und höre von ihnen gesprächsweise, daß Leo verhaftet worden sei. Stell dir vor, welchen Schreck ich bekam. Du mußt morgen gleich nach ihm Umschau halten und alles tun, was möglich ist.

Das wollte ich selbstverständlich, doch kam ich nicht dazu. An jenem Abend aber trieb es mich, schuldig, wie ich mich Rosa Luxemburg gegenüber fühlte, ihr diese Schuld zu bekennen. „Ich muß dir sagen, Rosa“, begann ich, „ich komme sonst innerlich nicht zur Ruhe, ich war stets im Unrecht, wenn ich mich durch dich verletzt fühlte. Ich muß dich um Verzeihung bitten und verspreche dir, für die Folge stets zu kommen, wenn du mich rufst. Es ist ein Wahnsinn, dich für mich allein in Anspruch nehmen zu wollen.“

„Aber Mathilde, verstehst du denn nicht, daß ich das junge Mädchen aus Pietät für unsern Freund Hans Diefenbach zu mir genommen habe, und daß mein Verhältnis zu dir ein ganz anderes ist?“

„So oder so, Rosa, ich bereue mein Benehmen, und das muß ich dir sagen.“

Rosa Luxemburg lachte. „Weißt du, als Hans Diefenbach gestorben war, bereute ich, ihm dies und jenes nicht gesagt zu haben. Sprich dich nur aus, du hast dann nach meinem Tode nichts zu bereuen.“

In diesem Augenblick kam Karl Liebknecht mit der Wirtin und ihrem Töchterchen zu uns. „Ich schlage vor, wir lesen etwas“, sagte er. „Ach ja“, fiel ich ins Wort und glaubte, Rosa Luxemburg damit zu erfreuen. Sie warf mir einen strafenden Blick zu, daß ich die Antwort nicht ihr überlassen hatte. Wir lasen also, das heißt Karl Liebknecht las vor. Zuerst wählte er ein Märchen von Tolstoi, dann etwas von Goethe. Beim Abschied — es war das letzte Mal, daß ich Rosa Luxemburg sah, — küßte ich ihre Hand. Sie entzog sie mir wie gewöhnlich, umarmte mich und küßte mich herzlich auf den Mund. Obgleich Karl Liebknecht und die Wirtsleute dabei waren, umarmte ich Rosa Luxemburg, ihr zuflüsternd, daß ich sie am nächsten Tage wiedersehen würde, daß jetzt alles wieder in Ordnung und ich glücklich sei.“

Gefängnis gebracht. Wahrscheinlich hat ihm diese Verhaftung damals das Leben gerettet; er hat es später öfters behauptet. Denn hätte man ihn bei Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht angetroffen, so wäre er gleich jenen bestialisch ermordet worden. —

Da ich keine „strafbare Handlung“ begangen hatte, war mein Rechtsbeistand sicher, daß man mich bald wieder entlassen würde. Mir war es gar nicht unlieb, das Gefängnis an mir selber zu erproben, weil ich jetzt beurteilen konnte, ob ich meine Gefangenen stets richtig versorgt hatte. Einige Kleinigkeiten fand ich an meiner Fürsorge auszusetzen, und da ich mit Rosa Luxemburgs Verhaftung rechnen zu müssen glaubte, wollte ich in Zukunft manches besser machen. Nach einigen Tagen besuchte mich ein junger Anwalt in Vertretung Hüge Haases. Auf meine Frage, was draußen los sei, antwortete er: „Nichts Neues. Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht sind ermordet. Nun ist wieder Ruhe eingetreten.“ Ich starrte den Überbringer dieser Nachricht an, konnte die Tränen nicht zurückhalten und schluchzte unaufhörlich.¹²⁷

„Wenn man verhaftet wird, so sind daran fast stets Unvorsichtigkeiten schuld. Hüten Sie sich vor solchen, sonst werden Sie gleich einigen anderen Genossen ständig im Loch sitzen, was kein Ruhm ist.“ Diesen guten Rat hatte mir Rosa Luxemburg zu Anfang des Krieges gegeben. Und nun war ich doch nicht vorsichtig genug gewesen. Ich hielt es für sicher, daß ich Rosa Luxemburg von Karl Liebknecht schließlich getrennt haben würde, wenn ich nicht ins Gefängnis gekommen wäre, und ich litt sehr unter meiner Schuld. Nach Verlauf einer Woche wurde ich und auch Paul Levi aus der Haft entlassen.¹²⁸ Leo Jogiches, der ebenfalls wieder auf freiem Fuß war, sagte kein Wort, als wir uns wiedersahen.

Einen Tag nach meiner Haftentlassung, am 25. Januar, fand auf dem Friedhof in Friedrichsfelde die Beisetzung Karl Liebknechts und anderer 29 Opfer aus den Januar-Kämpfen statt.¹²⁹ „Karl und Rosa sollen nun auch im Tode beieinander sein,“ sagte Leo Jogiches. „Wir werden heute einen leeren Sarg versenken, um symbolisch den Platz anzuzeigen, wo Rosas sterbliche Reste der Erde übergeben werden. Ich hoffe, daß man ihren kleinen Leichnam finden wird.“¹³⁰

Da ich für Leo Jogiches Leben fürchtete, bat ich ihn, nicht in seiner bisherigen Wohnung zu bleiben. Sie war der Polizei bekannt, nur allzu bequem konnte sie ihn dort verhaften.

127 Im ursprünglichen Manuskript lautet der nächste Satz: „Dann ging ich in meine Zelle und marterte mich mit der Schuld ab, die mich durch meine Verhaftung vielleicht an Rosas Tod traf.“

128 Der Text des ursprünglichen Manuskriptes geht so weiter: „Als wir aus den Gefängnismauern heraus waren, sagte er: ‚Wissen Sie, wie ich es erfahren habe? Ich kam ins Gefängnisbüro, um meine Briefschaften zu holen, und ich lese dort in großen Lettern unter den Zeitungsköpfen, daß Karl und Rosa ermordet sind. Das ist doch furchtbar!‘ — Leo Jogiches sagte kein Wort, als wir uns wiedersahen. Ich sprach ihm von den Vorwürfen, die mich zu Boden drückten; ich erzählte von den Mißverständnissen, die zwischen Rosa Luxemburg und mir Platz greifen konnten, und er versuchte, mich davon frei zu machen. Ich bin sicher, daß er selbst sich mit Vorwürfen marterte.“

129 Folgende Passage schließt sich im ursprünglichen Manuskript an: „Auch Wolfgang Fernbach zählte zu diesen. ‚Daß Rosa ihre Schwäche gegen Karl so furchtbar büßen muß,‘ sagte ich zu Leo Jogiches, als wir gemeinsam den Weg zur Trauerfeier machten.“

130 Im ursprünglichen Manuskript heißt es weiter: Der Anblick der vielen offenen Gräber, die Angehörige und Freunde wehklagend umstanden, war schaurig. Wir legten Blumen auf den leeren Sarg Rosa Luxemburgs. Als ihr verstümmelter Körper, den verrohten Soldaten auf Geheiß der Offiziere in den Landwehrkanal geworfen hatten, am 13. Juni endlich zur Ruhe gebettet wurde, war dieser Sarg bereits verfallen und das Grab von Leo Jogiches aufgerichtet. Nachdem ich Rosa Luxemburg verloren hatte, wollte ich gegen Leo Jogiches so handeln, daß ich bei seinem Tode nichts zu bereuen hätte. Als er gelegentlich schlechter Stimmung und unumgänglich war, sagte ich zu ihm: „Sie wissen, ich verkrache mich nicht mit Ihnen. Ich möchte mir nicht wieder Vorwürfe machen wie nach Rosas Tod. Wer weiß, was noch kommen kann in dieser schrecklichen Revolution.“ „Sobald wieder geordnete Verhältnisse eintreten“, erwiderte er friedfertig, „gehe ich nach Skandinavien. Dort zu leben ist lange mein Wunsch. Es ist auch das einzige Land, das ich ohne Rosa aufgesucht habe. In anderen Ländern, die ich liebe und wohin ich gern ginge, würde ich immer an die mit Rosa dort verlebte Zeit erinnert werden.“

„Sie haben ganz recht,“ erwiderte er, „aber ich kann meine Wirtin jetzt nicht verlassen. Später wird sich's machen lassen, nur im Augenblick nicht. Die Frau verlangt eine Art Dankbarkeit, daß sie sich in meiner Gefängniszeit um mich gekümmert hat, sie würde kein Verständnis dafür haben, wenn ich jetzt von ihr ginge.“ — Abend für Abend verließen wir gemeinsam unsere Arbeitsstätte in der Wilhelmstraße und gingen zum Potsdamer Vorortbahnhof, von dem aus wir so oft zu Rosa Luxemburg gefahren waren. Leo Jogiches benutzte den Stadtbahnring nach Neukölln, während ich eine Straßenbahn nahm. Mitunter sah ich ihn beim Besteigen der Bahn plötzlich wieder auftauchen und mir zurufen: „Leben Sie wohl! Ich wollte nur sehen, ob Sie mitkommen.“ — Unsere Gespräche drehten sich immer und immer wieder um Rosa Luxemburg. „Mathilde,“ sagte er, „ich habe meine Mutter zärtlich geliebt, und ich habe lange Zeit gelitten, nachdem sie mir frühzeitig durch den Tod entrissen war. Aber ich fand mich mit meinem Schicksal schließlich ab. Über Rosas Verlust werde ich nicht hinwegkommen.“¹³¹ —

Im März erhielten wir aus zuverlässiger Quelle die Nachricht, daß unser Büro von Regierungstruppen besetzt werden sollte. Wir verließen daher mit dem Material, gedrucktem und geschriebenem, die Räume und wanderten in illegale Wohnungen. Beim Umzug war Leo Jogiches allgegenwärtig, er sorgte dafür, daß nichts liegen blieb, was die Gegenrevolution mit unserer Arbeit hätte vertraut machen können.

In den ersten Tagen des März wurde von der oppositionellen Arbeiterschaft der Generalstreik für Berlin proklamiert. „Die Kapitalisten wanken, die Regierung ist am Stürzen. Arbeiter, Proletarier, zaudert nicht!“, hieß es in einem Aufruf der Kommunistischen Partei. — Die Antwort der Reaktion: Der Streik wurde blutig niedergeschlagen. Wir hatten viele Tote zu beklagen, die teils gemeuchelt, teils in den Straßenkämpfen gefallen waren.

Während dieser Unruhen fand ein Parteitag der „Unabhängigen Sozialdemokratischen Partei“ in Berlin statt. Auf dieser Tagung trennte sich Clara Zetkin von der USP und schloß sich der Kommunistischen Partei an. Leo Jogiches erwartete sie mit Ungeduld, um ihr Arbeitsgebiet mit ihr zu beraten.¹³² — „Bitte, Clara, versuchen Sie zu erreichen,“ sagte ich gesprächsweise, während ich sie im Tagungslokal zu Leo Jogiches führte, „daß Leo bei den jetzigen Unruhen nicht zu Hause schläft, er hat kein Recht dazu, sich dieser Gefahr auszusetzen.“ — Einen jungen polnischen Genossen, von dem ich wußte, daß er Leo Jogiches ergeben war, bat ich, ihm ein Unterkommen zu verschaffen. „Wird er den Rat befolgen?“ war der berechnete Einwurf. „Er will allerdings durchaus zu Hause bleiben,“ bestätigte ich. „Versuchen wir es. Ich habe ein Zimmer bei meinem Bruder im Tiergartenviertel, dort wäre Leo sicher und gut aufgehoben. Bitte, sagen Sie ihm, daß ich ihn heute Abend um 9 Uhr vor dem Haus erwarte.“ Der junge Pole wartete lange, bei schlechtem Wetter, an jenem Abend. Leo Jogiches kam nicht. Am nächsten Tage, nachdem sich unser Genosse mit Leo Jogiches bereits verstan-

131 Im ursprünglichen Manuskript heißt es weiter: „Während der arbeitsreichen Tage blieb Leo Jogiches keine Zeit, sich dem Schmerz hinzugeben. Wie stets hatte er einen Witz oder eine Anekdote in Bereitschaft, ein aufmunterndes Lächeln für die Mitarbeiter und vor allem für die Jugend, die ihn so liebte. Kaum zwei Monate vergingen zwischen Arbeit und der Erinnerung an unsere Tote. Es kam der März, der mit seinen Stürmen die Revolution hinwegzufegen drohte.“

132 Im ursprünglichen Manuskript schließen folgende Sätze an: „Sie wünschte, in Rosa Luxemburgs Wohnung untergebracht zu werden. Leo Jogiches lehnte ab, uns dort zu besuchen. „Das bringe ich nicht fertig“, sagte er zu mir, „ich begreife nicht, daß Sie es können.“ Halb mich entschuldigend erklärte ich, daß ich gern nach Südende ging. Leo Jogiches dagegen begleitete ich in das ehemalige Herrenhaus nach der Leipziger Straße, in dem der USP-Parteitag tagte.“

digst hatte, sagte dieser lachend zu mir: „Sie dürfen wirklich niemanden in den strömenden Regen schicken, wenn ich nicht zugesagt habe, zu kommen.“

Einige Stunden später, als ich mit Clara Zetkin in der Südender Wohnung war, setzte sich Leo Jogiches telephonisch mit uns in Verbindung. Er möchte zu uns hinausfahren, und ob wir für ihn zu essen hätten. Wir waren überrascht, daß er sich gegen seine Gewohnheit zu einer Mahlzeit ansagte, hatten reichlich vorgesorgt und freuten uns darauf, den Abend mit ihm zu verbringen. Ich holte den Freund von der Bahn ab, damit er das erste Wiederbetreten der Wohnung weniger schmerzlich empfände. Als wir bei Tisch saßen, sagte Leo Jogiches: „Es ist schön hier. Mir ist, als ob Rosa jeden Augenblick kommen müßte. Wir wollen die Wohnung, falls sie noch nicht vermietet ist, behalten, Mathilde. Machen Sie gleich morgen einen neuen Kontrakt.“ Eine größere Freude konnte mir Leo Jogiches nicht bereiten, und auch Clara Zetkin war recht zufrieden. „Jetzt bitte ich Sie nur noch um eines, Leo, auch wenn Sie meine Beharrlichkeit nicht schätzen. Versprechen Sie mir, nicht mehr zu Hause zu wohnen. Am besten wäre es, wenn Sie für einige Zeit verreisten.“ „Das ist ausgeschlossen, es ist keine Zeit zum Verreisen.“ „Sie werden Zeit haben, sobald Sie im Loch sind, und noch viel mehr Zeit, wenn man Sie ermordet haben wird.“ Leo Jogiches antwortete nicht, und man sprach von anderen Dingen. Er verließ uns zu später Stunde. Als ich ihn zum Bahnhof brachte, bat er mich, wegen des Wohnens nicht mehr in ihn zu dringen. Er habe in seinem Leben nur immer nach seinem Kopf gehandelt und wolle davon nicht abgehen.

Am nächsten Tage — es war ein Sonntag — blieben Clara Zetkin und ich allein miteinander. Am folgenden Morgen reiste sie nach Stuttgart zurück und ich begleitete sie zur Bahn. Eigentlich wollte ich auf dem Heimweg in das Moabiter Kriminalgebäude gehen, um mich dort bei den Rechtsanwälten Theodor Liebknecht¹³³ und Kurt Rosenfeld¹³⁴ nach einer gefangenen Genossin zu erkundigen. Ich war aber sehr müde, so daß ich es auf den nächsten Tag verschob. Dienstag, gleich früh morgens, ging ich nach Moabit ins Kriminalgebäude, um eine Sprecherlaubnis für die in Untersuchungshaft befindliche Genossin zu erwirken. Auf einem der langen Wandelgänge des Gerichtsgebäudes traf ich Kurt Rosenfeld. „Bitte, kommen Sie mit mir,“ sprach er mich an, „ich habe Ihnen etwas zu sagen. Leider nichts Gutes,“ fügte er hinzu, nachdem wir ein für die Anwälte bestimmtes Zimmer betreten hatten. „Dann ist Leo verhaftet!“ „Es ist schlimmer!“ „Haben sie ihn auch gemordet?“ „Es ist noch nicht festgestellt. Lesen Sie die Notiz hier in der heutigen ‚Vossischen Zeitung‘.“ „Danach unterliegt es doch keinem Zweifel!“ „Zeitungsnotizen stimmen nicht immer, ich habe noch keine wirklichen Anhaltspunkte.“

Kurt Rosenfeld verließ mich, kurz darauf trat Theodor Liebknecht ins Zimmer. „Was ist los, Mathilde?“ „Leo ist ermordet.“ „Aber ich weiß doch nichts davon.“ „Wollen sie mich ins Leichenschauhaus begleiten, Genosse Liebknecht? Ich möchte Gewißheit haben.“ Wir fuhren nach der Hannoverschen Straße ins Leichenschauhaus. „Soll ich ohne Sie hineingehen?“ fragte Theodor Liebknecht. „Frau, bleiben Sie draußen,“ mischte sich der Türhüter in unser Gespräch, „den Anblick werden Sie nie wieder los.“ Theodor Liebknecht ging allein und kam

133 Theodor Liebknecht (1870-1948), Jurist, betrieb zusammen mit seinem Bruder Karl eine Rechtsanwaltspraxis in Berlin. 1917 USPD-Mitglied, 1921 preußischer Landtagsabgeordneter, 1922 Rest-USPD, 1931 SAPD, führte in der Weimarer Republik einige aufsehenerregende Prozesse. Emigration nach Prag und Basel.

134 Kurt Rosenfeld (1877-1943), Rosa Luxemburgs Rechtsanwalt, 1906-1910 Lehrer an der Parteischule, seit 1910 Berliner Stadtverordneter, 1917 USPD, 1918 preußischer Justizminister, 1920-1932 MdR, 1922 SPD, 1931 SAPD, 1933 Emigration nach Paris, später USA.

bald zurück. Er hatte die Leiche von Leo Jogiches gefunden. „Abscheulich, so viele Tote!“ Ein Augenzeuge, der auch am 10. März in Neukölln verhaftet worden war, hat die Vorgänge bei der Ermordung von Leo Jogiches in einem Zeitungsartikel geschildert. Ich lasse den Bericht hier folgen:

„... Vor meinem Hause stand ein riesiges Lastauto mit bewaffneten Soldaten, das von einem Panzerauto begleitet war. Einige Parteigenossen, unter ihnen auch Leo Jogiches, standen schon auf dem Lastwagen [...]. Unser Weg führte direkt ins Hauptquartier der Regierungstruppen, ins Kriminalgebäude Berlin. Dort abgeliefert, mußten wir zunächst stundenlang auf dem Flurgang warten. Leo Jogiches meinte, der Spaß würde nur ein paar Tage dauern. Man konnte auch beinahe seiner Meinung sein, denn plötzlich wurden wir nach dem Untersuchungsgefängnis, das im selben Gebäude sich befindet, abgeführt. Leider wollte uns der Direktor dort nicht haben. Er erklärte energisch, bei ihm sei alles voll besetzt. So zog der uns begleitende Wachtmeister mit der Bemerkung: ‚Was macht man mit der Bande, am besten ist's, über den Haufen schießen,‘ wieder mit uns ab.“

Jetzt begann das große Rätseln, was mit uns zu machen sei. Man führte uns an den ersten Platz zurück, wo wir abermals zu warten hatten. Inzwischen waren auch die höheren Offiziere erschienen. Sie erkundigten sich angelegentlichst nach uns und beschäftigten sich insbesondere mit Leo Jogiches. Es kam auch der berühmte Tamschick¹³⁵ hinzu, der Leo Jogiches' Paß verlangte. — Den werde er zu gegebener Zeit dem Untersuchungsrichter vorlegen. — Tamschick drohte mit dem Revolver und erpreßte die Herausgabe des Passes.

Ein furchtbares Martyrium begann jetzt für Leo Jogiches. Man trennte ihn von uns und er mußte sich zunächst an ein Fenster stellen. Später rief man ihn ins Zimmer der Offiziere, wo er unbarmherzig geschlagen wurde; es war draußen zu hören, wie man ihn marterte und dann sahen wir, wie er hinausgestoßen wurde.

Wir andern wurden in eine Wachstube geführt und erneut nach Waffen durchsucht. Man erklärte uns, jeder Fluchtversuch koste das Leben. Ein Fluchtversuch aber war bei der scharfen Kontrolle der Eingänge sowieso aussichtslos.

In der Wachstube hörten wir einen Revolverschuß, der vom Flur des Kriminalgebäudes herkam. Für uns unterlag es keinem Zweifel, daß Leo Jogiches das Opfer des wildgemachten Soldaten Tamschick geworden war. Auf Leo Jogiches war es abgesehen, vermutete man doch in ihm den Rächer Rosa Luxemburgs. Er war es gewesen, der das Material zur Aufklärung der Morde der Öffentlichkeit bekanntgegeben hatte. Man fürchtete ihn, es lag bewußter Mord an ihm vor. — Trotzdem wurde nach der Ermordung von Leo Jogiches in der Öffentlichkeit die falsche Behauptung aufgestellt, er sei ‚auf der Flucht‘ erschossen worden.“¹³⁶ —

Ich übernahm die Vorbereitungen für die Beisetzung Leo Jogiches', denn alle sonst hierfür in Betracht kommenden Genossen mußten in strengster Illegalität leben. — Die Straßenbahnen waren nicht in Betrieb, aber Autos und Droschken fuhren. Mit Theodor Liebknechts Beistand hatte ich in wenigen Tagen alles Nötige vorbereitet.

Karl Liebknecht war auf der Totenbahre von Käthe Kollwitz¹³⁷ gezeichnet worden. Ich hatte den Wunsch, daß ihre Künstlerhand auch Leo Jogiches' Totenanzicht der Nachwelt übermittele. Um ihre Bereitwilligkeit zu erbitten, wollte ich mich vergewissern, ob sie zu Hause sei. Aber nur in dringenden Fällen wurde eine Telefonverbindung hergestellt. Da der Mann von Käthe Kollwitz ein bekannter Arzt war, wurde mir für eine ärztliche Anfrage das Gespräch

135 Der Polizeibeamte Tamschick (genauere biographische Daten konnten nicht ermittelt werden) soll nicht nur Jogiches, sondern auch den Gewerkschaftsführer der Elektrizitätsarbeiter, Wilhelm Sült, und den früheren Kommandanten der Volksmarinedivision, Heinrich Dorrenbach, ermordet haben. Er wurde später vom preußischen Innenminister Severing zum Polizeileutnant befördert. Siehe *Illustrierte Geschichte der deutschen Revolution*, Berlin 1929, S.367-368. Siehe außerdem den Bericht Karl Retzlaws, Aufstieg und Niedergang. *Erinnerungen eines Parteiarbeiters*, 4. neugefaßte Auflage, Frankfurt/M. 1976, S.127.

136 Der Bericht erschien 1929. Siehe Fritz Winguth, Leo Jogiches zum zehnten Jahrestag seiner Ermordung, in: *Leipziger Volkszeitung*, Jg.36 (1929), Nr.38 vom 9. März 1929. Mathilde Jacob hat die Erinnerungen von Fritz Winguth, ehemals Leiter der radikalen Jugendbewegung in Neukölln, leicht bearbeitet.

137 Käthe Kollwitz (1867-1945), Graphikerin und Bildhauerin.

gestattet. Statt dessen brachte ich mein Anliegen vor, woraufhin das Amt die Verbindung abbrach. Jetzt wußte ich, daß ich Käthe Kollwitz antreffen würde, und ich fuhr sogleich zu ihr. Sie empfing mich freundlich und erklärte sich bereit, die Zeichnung auszuführen. Gesprächsweise bemerkte sie, daß sie der Kommunistischen Partei zwar nicht angehöre, aber das wärmste Mitgefühl für ihre auf so furchtbare Art ums Leben gekommenen Führer habe. Auch die Antwort möchte ich wiedergeben, die Käthe Kollwitz mir gab, als ich sie später bat, ihr Honorar zu bestimmen: „Ach, solche Dienste möchte ich mir nicht bezahlen lassen.“ „Darf ich dann bitten, daß wir die Auslagen für den Wagen zurückerstatten?“ „Ich bin von meiner Wohnung ins Leichenschauhaus zu Fuß gegangen, ich möchte zu dieser Arbeit kein Auto nehmen. Hoffentlich ist mir das Bild gelungen,“ und sie zeigte zwei im Ausdruck wundervoll festgehaltene Kreidezeichnungen. —

Die Trauerfeier für Leo Jogiches auf dem Friedrichsfelder Friedhof war schlicht und ergreifend. Die engsten Mitarbeiter des Toten blieben ihr fern, sie durften sich den Gefahren einer Verhaftung nicht aussetzen. Offiziell war die Beerdigung nicht bekanntgegeben worden, dennoch fand sich eine nicht kleine Zahl von Parteigenossen ein, die den toten Führer verehrt und geliebt hatten. Die Reden, die an seinem Sarge gehalten wurden, waren von aufrichtiger Trauer und dem Gelöbnis erfüllt, den unterbrochenen Kampf des Toten fortzuführen. —

Der Märzstreik hatte nicht den ersehnten Erfolg gebracht, vielmehr das Zurückgehen der revolutionären Bewegung herbeigeführt. Die kommunistischen Parteiführer, von der Gegenrevolution als Freiwild betrachtet, waren jetzt gezwungen, ihr Dasein unterirdisch zu fristen und siedelten aus Sicherheitsgründen nach Frankfurt am Main über. Dorthin wurde eine illegale Reichskonferenz einberufen, um die in Berlin unterbrochene Verbindung zwischen der Parteileitung und dem Reich wieder herzustellen.

Die Herausgabe der „Roten Fahne“ in Berlin war durch den Belagerungszustand unmöglich gemacht worden. Weder fand sich eine Druckerei, noch war eine Verbreitungsmöglichkeit gegeben. Um ein Ersatzorgan für Berlin zu schaffen, arbeiteten Paul Levi und einige andere Berliner Redakteure an der Hanauer „Freiheit“ mit. Hanau, in unmittelbarer Nähe Frankfurts unter der vorbildlichen und klugen Führung des Arztes Dr. Wagner,¹³⁸ war ein gut revolutionärer Bezirk. Die Auflage der „Freiheit“ wurde erheblich erhöht und die für Berlin nötigen Exemplare versandt. Aber die Entfernung war zu groß, sie gelangten zu spät, durch die Ereignisse überholt, an ihren Bestimmungsort. So änderte man das Domizil wieder und fuhr in die Berlin näher gelegene Stadt Leipzig. Von dort aus hoffte man, die „Rote Fahne“ wieder in alle Winde wehen zu lassen. — Nach der Ermordung Leo Jogiches' hatte Paul Levi die Führung der Partei übernommen. Er ließ häufig Rundschreiben mit Direktiven und politische Situationsberichte an Deckadressen der kommunistischen Ortsgruppen herausgehen. Die zentrale Lage Leipzigs ermöglichte außerdem eine persönliche Fühlungnahme mit den Vertrauensleuten im Reich. Erschwerend war, daß die Anwesenheit der in Leipzig arbeitenden politischen Kräfte oftmals in Berlin nötig war. Die Bahnverbindung war schlecht, die Züge fuhren langsam und selten, so daß die Reisen nach Berlin viel Zeit kosteten. Dazu kam, daß

138 Georg Wagner (1867-?), Arzt, Sozialdemokrat, „Vertrauensarzt“ für die Hanauer Gewerkschaftsorganisationen, 1912-1933 Mitglied der Hanauer Stadtverordnetenversammlung, Mitglied des Hanauer Arbeiter- und Soldatenrates, Mai 1919 KPD, Levi-Anhänger, seit 1922 Führer einer unabhängigen Kommunistischen Partei in Hanau („KPD-Wagner Gruppe“), 1933 ins Konzentrationslager verschleppt.

nicht alle mit dem nötigen Opfermut arbeiteten.¹³⁹ Je mehr die Kommunistische Partei anwuchs, um so geringer wurde die Zahl der Opferwilligen.¹⁴⁰ —

Das Erscheinen der „Roten Fahne“ war fortgesetzt mit großen Schwierigkeiten verbunden. Um das über sie verhängte Verbot kümmerte man sich nicht. Es wurde eine illegale Druckerei eingerichtet, die die „Rote Fahne“ herausbrachte. Da aber das Verbot des Blattes die übliche Zeitungsexpedition unmöglich machte, konnte man es nur in Postpaketen verschicken, die auch von Leipzig aus erst nach drei bis vier Tagen, häufig später, in Berlin eintrafen. Sandte man die Zeitungen durch Kuriere, so wurden diese allzu häufig verhaftet und die Zeitungen beschlagnahmt. Auch mußte die Verbreitung illegal vorgenommen werden. Denn jeder Zeitungshändler, der Exemplare der „Roten Fahne“ verkaufte, wurde festgenommen. Zu alledem gesellte sich die Schwierigkeit der Papierbeschaffung. Papier für Druckzwecke war, wie alles zu jener Zeit, eingeteilt und nur gegen Bezugsschein erhältlich. Die Reichsverteilungsstelle gab für die illegale „Rote Fahne“ selbstverständlich kein Papier her. Man war also auf den Schleichhandel angewiesen, was recht kostspielig war.

Als ausschlaggebendes Moment kam zu all diesen Hindernissen, daß über Sachsen der Belagerungszustand verhängt werden sollte. Man zögerte ihn noch kurze Zeit hinaus, um die Frühjahrsmesse ungehindert vorübergehen zu lassen. Kaum aber war diese beendet, zog General Maercker¹⁴¹ mit seiner Truppe in Leipzig ein. Am 11. Mai in aller Frühe hörte ich im Halbschlaf Pferdegetrappel. Als ich aus dem Fenster sah, patrouillierten Maercker-Soldaten vor dem meiner Wohnung gegenüberliegenden Haus der „Leipziger Volkszeitung“.

Da alle unsere Zusammenkünfte in Leipzig streng vertraulich stattgefunden hatten und meine Wohnung, die als Arbeitsstätte diente, nur wenigen zuverlässigen Parteigenossen bekannt war, wurde von den Maercker-Soldaten nur das offizielle kommunistische Parteibüro besetzt, aus dem alle wichtigen Materialien fortgeschafft worden waren. Die Druckerei der „Roten Fahne“ freilich wurde demoliert.

Die politisch führenden Genossen waren vor Eintreffen des Generals Maercker zufällig zu Besprechungen nach Berlin gefahren. Nach einigen Tagen des Abwartens fuhr ich mit den in Leipzig zurückgebliebenen Genossen, nachdem wir alles Material verpackt und geordnet hatten, ebenfalls nach Berlin. Der Sicherheit halber wohnte ich bei Freunden. Als ich in meine illegale Wohnung kam, hörte ich, daß Rosa Luxemburgs Leiche im Landwehrkanal gefunden worden sei. Auch die Zeitungen schrieben darüber. Zwar waren schon mehrmals derartige Gerüchte aufgetaucht, die sich bei Nachforschungen stets als falsch erwiesen hatten, diesmal aber schien die Nachricht zu stimmen. Auch hatte Noske¹⁴² die Tote nach Zossen bringen lassen; er mußte also ein Interesse an dem leblosen Körper haben. Wollte er Rosa Luxemburg unauffällig irgendwo begraben lassen?

Ich ging, um Näheres zu erfahren, in das Büro Theodor Liebknechts. Er selbst war nach Stutt-

139 Im ursprünglichen Manuskript ist folgender Satz eingefügt: „Es hatten sich Elemente eingeschlichen, denen die Arbeit Sache des Geldverdienens war.“

140 Im ursprünglichen Manuskript heißt es noch weiter: „Nicht wenige Genossen, die in der Kriegszeit selbstlos und der Sache ergeben waren, hatten die hohen Gehälter und das für illegale Zwecke allzu leicht hergegebene Geld, dessen Wert sie nicht kannten, korrumpiert.“

141 Georg Maercker (1865-1924), Generalmajor, 1918/1919 Führer des Freiwilligen Landesjägerkorps, 1920 Befehlshaber im Wahlkreis IV (Dresden).

142 Gustav Noske (1868-1946), Korbmacher, Redakteur verschiedener sozialdemokratischer Tageszeitungen, MdR 1906-1920, Repräsentant des rechten Parteiflügels. 1918 Mitglied des Rates der Volksbeauftragten, Januar 1919-März 1920 Reichswehrminister, schlug die revolutionären Nachkriegserhebungen mit Hilfe des Militärs blutig nieder.

gart gefahren, wo er in einem politischen Prozeß die Verteidigung kommunistischer Angeklagter übernommen hatte. Die Garde-Kavallerie-(Schützen)-Division hatte sich bereit erklärt, einen von uns gewählten Arzt in ihrem Auto nach Zossen mitzunehmen, damit dieser den Obduktionsbefund der Gerichtsärzte nachprüfen könnte. Der Vertreter Theodor Liebknechts lehnte dies Anerbieten ab. Sobald man es annähme, meinte er, spräche man der Garde-Kavallerie-(Schützen)-Division das Recht zu, als Gericht aufzutreten. Ich teilte diese Auffassung nicht: Der Obduktionsbefund war von Wichtigkeit, man konnte durch ihn in die Lage gesetzt werden, Rückschlüsse auf die Art der Ermordung zu ziehen. Ich bestand deshalb darauf, daß ein Arzt, der unser Vertrauen besaß, bei der Obduktion der Gerichtsärzte zugegen sei.

Es war inzwischen später Abend geworden. Zwei Ärzte bat ich vergeblich, mit den Offizieren nach Zossen zu fahren. Sie fürchteten für ihr Leben, sicher aber mußten sie mit politischer Verfolgung rechnen, wenn sie sich zur Verfügung stellten. Einer der beiden Ärzte hatte zugesagt, zog aber sein Versprechen mit der Begründung zurück, bei einer wichtigen Operation am nächsten Morgen nicht fehlen zu dürfen. Ich versuchte mein Glück bei einem dritten uns befreundeten Arzt, der sich ohne weiteres bereit erklärte. Er versicherte, bestimmt fahren zu wollen. Ich läutete außerdem im Schöneberger Krankenhaus bei einem Sohne Clara Zetkins, Dr. Maxim Zetkin¹⁴³ an, der als Arzt dort tätig war. Ich wollte ihn bitten, sich dem Kollegen auf der Fahrt anzuschließen. Dr. Zetkin war aber ausgegangen, und es gab keine Möglichkeit, ihn zu erreichen. — Am folgenden Tage erfuhr ich, daß der Arzt, der mir die feste Zusage gegeben hatte, nicht nach Zossen gefahren war. Rechtsanwalt Weinberg hatte ihm davon abgeraten, wieder mit der Begründung, daß die Garde-Kavallerie-(Schützen)-Division als Gericht nicht anerkannt werden dürfe.

Inzwischen war die Obduktion vorgenommen worden. Ich bat Maxim Zetkin, sich von der Garde-Kavallerie-(Schützen)-Division die Erlaubnis geben zu lassen, die obduzierte Leiche nachträglich zu besichtigen. Er ging in das berühmte Quartier der Division, das Eden-Hotel, wo ihm zunächst einige der Toten abgenommene Sachen vorgelegt wurden, über die er nichts zu sagen wußte. Meist von Hause abwesend, hatte er Rosa Luxemburg nur flüchtig bei seiner Mutter gesehen. So konnte er auch nach den ihm vorgelegten Bildern — man hatte die Leiche photographiert — die Identität mit Rosa Luxemburg nicht feststellen. Er schlug den verhandelnden Offizieren vor, mich kommen zu lassen.

Ich erkannte sogleich die mir gezeigten Gegenstände: ein Paar Handschuhe, die ich besorgt hatte, Fetzen eines Samtkleides, die die Farbe nicht verändert hatten, und ein goldener Anhänger, den man der Leiche unversehrt hatte abnehmen können. Man gab mir noch die Photographien, die ich, ohne einen Blick auf sie zu werfen, Paul Levi überbrachte. Es unterläge keinem Zweifel, sagte er beim Betrachten der Bilder, daß es Rosa Luxemburgs Leiche sei.

Einen Schein, der die Herausgabe der toten Rosa Luxemburg anordnete, hatte man mir mit den Worten überreicht, von der Militärbehörde sei die Leiche jetzt freigegeben, ob Herr Noske sie herausgäbe, bezweifle man. Jetzt hieß es schnell handeln. Ich setzte mich mit den Anwälten in Verbindung, um sie zu bitten, sich um Rosa Luxemburgs Leiche nicht mehr zu kümmern. Sie sei freigegeben alles weitere würde ich ohne ihre Hilfe unternehmen. „Ich habe bereits an Noske geschrieben“, bemerkte einer der Anwälte, „er möge Ihnen die Leiche aushändigen lassen. Warten Sie doch seinen Bescheid ab.“ Gerade diesen Bescheid wollte ich

143 Maxim Zetkin (1883-1965), Arzt, Sohn Clara Zetkins.

nicht abwarten. Ich fragte Paul Levi, ob ich, auf die Gefahr hin, daß man die Leiche in Zossen nicht herausgäbe, ein Leichenauto nehmen solle. Paul Levi wünschte, daß ich den Versuch sofort unternähme.

Für den gleichen Tag war es zu spät geworden, ich konnte erst am nächsten Morgen die traurige Fahrt antreten, auf der mich Maxim Zetkin begleitete. An Ort und Stelle zeigten wir den von der Militärbehörde ausgestellten Schein für die Herausgabe der Leiche. Man ließ Maxim Zetkin die Tote besichtigen, an der er nichts mehr feststellen konnte. Auch der Leichenwäscher konnte seines Amtes nicht walten, so weit war die Verwesung vorgeschritten. Man bedeckte die Leiche mit einem Tuch und legte ihr ein Kissen unter das Haupt. Hatte die tote Rosa Luxemburg all die Zeit im Wasser gelegen? Welche Schandtaten waren an ihr begangen worden?

Erst zehn Jahre nach diesem grausigen Fund, im Prozeß des Reichsanwalts Jorns,¹⁴⁴ konnte Paul Levi den Sachverhalt völlig klären. Dieser Prozeß war von Jorns angestrengt worden, weil er sich durch den Vorwurf eines Journalisten, er habe die Mörder Rosa Luxemburgs und Karl Liebknechts begünstigt, beleidigt fühlte. Der Prozeß wurde von Paul Levi, der bei Durchsicht der Akten feststellen konnte, mit welcher Bestialität die entmenschten Offiziere bei der Ermordung vorgegangen waren, so geführt, daß die Öffentlichkeit nunmehr erfuhr, wie alle diese Verbrechen gedeckt worden waren, wie den Offizieren zum Freispruch oder zur Flucht verholfen, die Schuld der Anstifter und der Mörder vertuscht worden war, und wie der Führer der nach der Mordtat eingeleiteten kriegsgerichtlichen Untersuchung, der damalige Kriegsgerichtsrat Jorns, in Amt und Würden blieb und darin höher und höher stieg. Paul Levi konnte diesen Prozeß¹⁴⁵ nicht bis ans Ende durchfechten. Er fand durch ein tragisches Geschick den Tod unweit der Stelle, an der eine entmenschte Soldateska die grausam ermordete Rosa Luxemburg ins Wasser geworfen hatte.

Maxim Zetkin begab sich von Zossen zurück an seine Arbeitsstätte, während ich, neben dem Chauffeur sitzend, mit der toten Rosa Luxemburg ins Leichenschauhaus nach Berlin fuhr. Der Weg ging durch das im Frühlingsschmuck prangende Lichtenrade, an Wäldern und Wiesen vorüber, wo Rosa Luxemburg frohe Stunden verbracht hatte. Auch durch Südende fuhr der Wagen und in Berlin an der Redaktion der „Roten Fahne“ vorbei, Rosa Luxemburgs letzter Wirkungsstätte.¹⁴⁶ Dann übergaben wir den Sarg dem Leichenschauhaus, in das ich jetzt täglich ging, um nachzuforschen, ob die Leiche an ihrem Platz war.

Der Beerdigungstag kam. Arbeiter trugen den Sarg auf einen offenen mit Kränzen bedeckten Wagen. Ich folgte ihm noch eine kurze Strecke Wegs und ging dann zu Clara Zetkin. Sie war gekommen, um zu der Freundin letzte Abschiedsworte an der Gruft zu sprechen.¹⁴⁷ Der gewaltige Trauerzug, der sich vom Friedrichshain aus in Bewegung setzte, wurde zu einer

144 Paul Jorns (1871-1942), seit 1909 Kriegsgerichtsrat im Heeresdienst, führte die Ermittlungen in den Mordfällen Liebknecht/Luxemburg. 1923 Oberstaatsanwalt, 1936 planmäßiger Leiter des Volksgerichtshofes (Oberreichsanwalt). Ruhestand ab 1.4.1937, stellte sich aber bei Kriegsausbruch wieder dem Volksgerichtshof zur Verfügung und blieb dort bis zum Ende, NSDAP-Mitglied seit 1933.

145 Der Jorns-Prozess. Rede des Verteidigers Dr. Paul Levi nebst Einleitung. Berlin 1929, Internationale Verlagsanstalt. [Originalanmerkung von Mathilde Jacob].

146 Im ursprünglichen Manuskript heißt es an dieser Stelle noch weiter: „Einige Häuser von dieser entfernt ließ ich vor einem Gärtnerland halten, in dem ich öfters Blumen geholt, um sie auf den Schreibtisch Rosa Luxemburgs zu stellen. Jetzt kaufte ich einen Strauß weißen Flieders und ließ ihn in den Sarg legen.“

147 Im ursprünglichen Manuskript ist noch eingefügt: „An dem gewaltigen Zuge, der sich vom Friedrichshain in Bewegung setzte, nahm sie nicht teil. Ihr Wagen durchfuhr vor ihm die Straßen, auf deren Bürgersteig dicht gedrängt Proletarier warteten, die, verhindert sich dem Zug anzuschließen, ihrer Führerin ein letztes Lebewohl sagten.“

machtvollen Kundgebung der revolutionären Arbeiter. Voran gingen Matrosen und feldgraue Soldaten, dann folgten die engsten Freunde und Kampfgenossen, denen sich die Berliner Kreise und Betriebe anschlossen. Vor dem Friedhof in Friedrichsfelde löste der Tauerzug sich auf. Für die Beisetzung selbst war nur eine bestimmte Anzahl von Karten ausgegeben worden. Als erster sprach Paul Levi am offenen Grabe der toten Kämpferin und Freundin. Ihm folgte Clara Zetkin. Eine ehemalige Schülerin der Parteischule gedachte der geliebten und verehrten Lehrerin. Die Vertreterin der Jugend flocht in ihre Rede die Hymne Heinrich Heines:

„Ich bin das Schwert, ich bin die Flamme,
Ich habe euch erleuchtet in der Dunkelheit, und als die
Schlacht begann, focht ich voran, in der ersten Reihe.
Rund um mich her liegen die Leichen meiner Freunde, [. . .]
Wir haben aber weder Zeit zur Freude noch zur Trauer.
Aufs neue erklingen die Drommeten, es gilt neuen Kampf [. . .].“¹⁴⁸

Dann senkten sich unter den Klängen der „Internationale“ rote Fahnen auf die Gruft der toten Heldin.

148 Siehe Heinrich Heine, „Hymnus“, in: Heinrich Heine, *Sämtliche Schriften in zwölf Bänden*. Hrsg. von Klaus Briegleb, Bd.7 (Schriften 1837-1844), München 1976, S.489.

Es ist kein Zufall, daß im Entstehen des Bewußtseins der Nationen nicht die Schlachtfelder, nicht die Könige und nicht die Feldherren dauernden Wert haben: um die grauen Gefängnismauern, um das schlichte menschliche Martyrium, das in ihnen beschlossen, windet sich, wie Epheu, das Gedenken der Nationen: der Tower in London, die Bastille, der Spielberg und nun die Schlüsselburg.

Paul Levi in der Kritik von Vera Figners „Nacht über Rußland“.¹⁴⁹

Am 2. Februar 1919 sprach Paul Levi im Lehrervereinshaus zu Berlin die Gedenkworte für Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht.¹⁵⁰ Er gab mit ihnen die für alle Zeiten gültige Darstellung vom Leben und Schaffen der beiden großen Toten. In den entscheidenden Jahren seines Lebens hat Paul Levi in enger Verbindung mit der politischen Arbeit Rosa Luxemburgs gestanden. Kurz vor seinem Hinscheiden war es ihm noch vergönnt, das blutige deutsche Revolutionsdrama aufzurollen, in dem so viele Tapfere mit Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht den Märtyrertod fanden. Es ist Paul Levi in der als klassisch anzusprechenden Prozeßführung gelungen, den an Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht verübten Meuchelmord in allen Einzelheiten aufzuzeigen.

Der biographische Teil der oben erwähnten Gedenkrede — Leo Jogiches hat dem Kampfgefährten und Freunde die Informationen über das persönliche Leben Rosa Luxemburgs gegeben — sei auf den folgenden Blättern diesem Buche beigegeben, das nichts anderes sein will als Zeugnis einer Liebe für den Menschen Rosa Luxemburg über das Grab hinaus und zugleich Zeugnis einer Liebe für eine Sache, von der wir, all der Opfer gedenkend, mit Vera Figner sagen müssen, daß uns die Revolution und der Bürgerkrieg viel Leiden brachten, und, Enttäuschung an den Klassengenossen möchten wir für uns sagen.

„Rosa Luxemburg ist geboren am 5. März 1871¹⁵¹ als die Tochter eines jüdischen Kaufmannes in Samost in Russisch-Polen. Ihre Eltern lebten in ärmlichen Verhältnissen. Sie hat in ihrer Jugendzeit kennen gelernt, was Armut heißt. Und doch eine seltene Armut! Denn trotz dieser Armut erhob sich ihre Familie merklich über das Niveau ihrer Umgebung. Es war nicht jenes dunkle, scheue Milieu, in dem ihre Glaubensgenossen dort in Polen zu leben pflegten, es war eine eigentümliche Umgebung von Geistigkeit in diesem niederen Hause. Es mag von seiten der Mutter gewesen sein, daß in dieser Familie ein Geist von Intellektualismus herrschte. Man sah in diesem Hause trotz der Armut auf irdische Güter nichtachtend herab, man zählte nicht Geld, sondern bildete den Geist, man sprach nicht Jüdisch, sondern Polnisch, und man las nicht den Talmud, sondern die deutschen Klassiker, Schiller und Goethe, und daneben die polnische Literatur.

Es war ein armes Haus; doch man lebte darin ein selten enges, treues Familienleben, und namentlich zur Mutter scheinen die Beziehungen besonders herzliche gewesen zu sein. Wir wissen, mit welcher Zärtlichkeit Rosa von ihrer Mutter schrieb und sprach. Die Eltern wieder suchten ihren Kindern die beste Ausbildung zuteil werden zu lassen, die in Rußland möglich war. So kam Rosa auf das Mädchengymnasium in Warschau. Sie zeigte schon dort, in jüngsten Jahren, die Eigenschaft, die auch später jeden, der mit ihr in Berührung trat, in Erstaunen setzte: die Schärfe des Verstandes, die ohne Beispiel war. Sie war in allen Klassen der Schule

149 Paul Levi, Ein Erinnerungsbuch, in: Sozialistische Politik und Wirtschaft, Jg.4 (1926), vom 30. Dezember.

150 Paul Levi, Karl Liebknecht und Rosa Luxemburg zum Gedächtnis. Rede, gehalten von Paul Levi bei der Trauerfeier am 2. Februar 1919 im Lehrer-Vereinshaus zu Berlin. Hrsg. von der Kommunistischen Partei Deutschlands (Spartakusbund), o.O. [Berlin], o.J. [1919].

151 Im Original bei Paul Levi ist irrtümlich der 5. Mai als Geburtstag angegeben. Mathilde Jacob hat dieses Datum korrigiert.

die Jüngste und die Kleinste und nahm stets den ersten Platz ein und erhielt Belobigungen bis zur letzten Klasse. Man wollte ihr für ihre Leistungen die goldene Medaille verleihen — das war ihr erstes politisches Opfer: Die konnte sie nicht erhalten, weil sie politisch nicht als so wenig anrühlich erkannt wurde, wie man es in Rußland verlangte. Denn die Politik, die die Leidenschaft der damals aufwachsenden polnischen und russischen Generation war, hatte auch sie früh ergriffen. Zwar, als sie mit 15 Jahren das Gymnasium verließ, schien sie andern Zielen zuzuneigen. Sie hatte ein ausgesprochenes zeichnerisches Talent und beschäftigte sich mit Belletristik. Neben dieser damals mehr spielerischen Betätigung trat sie aber in eins jener politischen ‚Kränzchen‘ ein, die damals in Rußland und in Polen aufblühten. Dort las man zwar nicht sozialistische Schriftsteller, sondern die Schriften liberaler Politiker. Aber das genügte damals der russischen Polizei. Ihr ‚Kränzchen‘ wurde polizeilich aufgehoben; mit 18 Jahren mußte Rosa Luxemburg über die Grenze ins Ausland fliehen, und sie kam nach jener Stadt, die damals noch eine Asylstätte war für politische Flüchtlinge aller Länder: nach Zürich. Sie begann dort mit einem unregelmäßigen Universitätsstudium und studierte, wofür sie schon als Schülerin eine besondere Neigung und Begabung gezeigt hatte, Mathematik und Naturwissenschaften.

Dort in Zürich fand sie zuerst die Wege zu den großen Gedanken des Sozialismus. Teils mag es der Verkehr mit polnischen und russischen Freunden gewesen sein, der ihr den Weg zeigte, teils aber vor allem auch der Verkehr mit einer Familie, von der ich glaube ein paar Worte sagen zu müssen: der Familie Lübeck. Die Lübecks waren arm, deutsche Sozialdemokraten, gleichfalls nach Zürich ins Asyl gegangen und von schwerem persönlichem Unheil dort verfolgt. Der Mann war in völliges Siechtum verfallen und lag gelähmt im Bette; er war des Schreibens nicht mehr fähig. Die Frau war in innere Konflikte gestürzt, war dem Familienleben entfremdet, die Familie bot ein Bild der Auflösung und der Zerrüttung. Dazu war noch eine Schar Kinder vorhanden. Da trat Rosa Luxemburg — erst nur als bescheidene Zimmermieterin — in jenen Kreis. Selbst war sie von Hause aus auch nur mit den geringsten Mitteln ausgestattet: Materiell konnte sie die Familie nicht stützen. Aber damals schon das Charakteristischste in ihrem Wesen: Von dem Augenblick ihres Eintritts in diesen Kreis an war sie die moralische Stütze der Familie, sie, die Kleine, war die Stärkste, die starke Seele, an der die andern sich aufrichten. Sie half dem schwerkranken Manne, der am Schreiben verhindert war, indem sie nach seinem Diktat schrieb oder für ihn schrieb, sie stützte die Frau in ihren Konflikten und hielt sie in der Familie, sammelte die Kinder um sich, baute wieder auf, was gefallen war, hielt die Familie wieder zusammen. Sie tat schon damals in kleinem Kreise, was sie später in großen Parteien tat: Ihre Seelenstärke erhob alle Schwankenden und Irrenden zu neuem, stetem, festem Leben.

In diesem Hause und im Verkehr mit Lübeck fand sie auch den weiteren Weg, der sie zum Sozialismus hinführte. Den Sozialismus vermittelt hat ihr niemand: Sie hat ihn aus den Quellen geschöpft, aus den Werken von Marx und Engels selbst, die sie in jenen Jahren las. Die folgenden Jahre, von 1889 bis 1892, verbrachte sie, ohne systematische Universitätsstudien zu treiben, teils in Zürich, teils in Bern und teils in Genf, im wesentlichen mit Studien der sozialistischen und historischen Literatur beschäftigt. In jenen Jahren trat sie auch in Verkehr mit russischen Sozialisten, mit Axelrod¹⁵² und Plechanow¹⁵³ zumal. 1892 kehrte sie

152 Pavel B. Axelrod (1850-1928), bedeutender Vertreter der sozialistischen Arbeiterbewegung Rußlands, der eng mit der deutschen Sozialdemokratie zusammenarbeitete. Mitbegründer der ersten russischen marxistischen Gruppe „Befreiung der Arbeit“; später einer der Führer der Menschewisten.

wieder nach Zürich zurück, und dieses Jahr brachte ihren Eintritt in das politische Leben. Sie schloß sich einem kleinen Kreise polnischer Sozialisten an, Karski, Leo Jogiches und andern Freunden, die ihr bis zum letzten Tage ihres Lebens treu geblieben sind, und unternahm es mit diesen zusammen, die polnische Bewegung zu beeinflussen, das Werk von Karl Marx in das politische Leben Polens einzuführen.

Eine eigentliche marxistische Richtung war bis zu jenen Tagen in Polen nicht vorhanden gewesen. Was sich da als Sozialist ausgab, waren kleine terroristisch-konspirative Gruppen; eine auf die Bewegung und das Eigenleben der Massen gestützte Partei war nirgendwo. Vor allem war es eine Richtung unter Führung von Dazynski,¹⁵⁴ die glaubte, auf dem Umwege über die Errichtung eines unabhängigen Polens zur sozialen Revolution in Polen zu kommen.

Hier begann ihre Arbeit. In ihrem Kreise war sie sofort der geistig überragende Kopf; so erhielt sie den Auftrag, zum 1. Mai 1892 eine Broschüre zu schreiben.

Die Mai-Broschüren hatten eine besondere Bedeutung. In dem damaligen russischen Reiche war die Arbeitsruhe und Demonstration am 1. Mai die einzige Möglichkeit, bei der die sozialistischen Parteien ihre Kraft zeigen und entfalten konnten. Das war ein Gradmesser für die Stärke der Bewegung, ähnlich wie man in Deutschland die Reichstagswahlen für einen solchen Gradmesser gehalten hat. Ob dieser seiner Bedeutung wurde der 1. Mai stets mit einer besonderen literarischen Arbeit begrüßt, und diese Arbeit für 1892 sollte Rosa Luxemburg herstellen. Es war ihre erste politisch-literarische Arbeit und zugleich die einzige, die nicht gedruckt werden konnte — als sie das Manuskript ablieferte, stellte sich heraus, daß es, statt in Prosa, in Hexametern geschrieben war.

Es war ein Kampf gegen eine Welt von Feinden, den Rosa Luxemburg damals begann. Im Jahre 1893 erschien die erste polnisch-sozialistische Zeitung, *Czrawa Robotnitscha*,¹⁵⁵ „Arbeitersache“. Ihr Erscheinen bedeutete den Beginn der Kämpfe innerhalb der Sozialdemokratie Polens. In Polen herrschend war damals die eben erwähnte Partei Dazynskis, die sich als nächstes Ziel die Aufrichtung eines national-polnischen Staates gesetzt hatte und diesen polnischen Staat als die Voraussetzung für die Befreiung des Proletariats betrachtete. Sie beförderte die neu aufkommende marxistische Richtung aufs bitterste. Und zunächst mit Erfolg. Im Jahre 1893 ward Rosa Luxemburg zum Internationalen Kongreß in Zürich delegiert und erlebte das Schauspiel, daß sie auf Antrag von Dazynski, unter Zustimmung übrigens der damaligen deutschen Delegation, von der Vertretung auf dem Kongreß ausgeschlossen wurde mit der Begründung, ihre Organisation sei eine Spitzelorganisation. Sie ließ sich nicht schrecken. Es mußte der Kampf um den Marxismus in Polen von Grund auf geführt werden. Rosa Luxemburg schrieb die theoretischen und historischen Arbeiten. In tiefgehenden Studien der Geschichte Polens legt sie theoretisch den Grund für eine marxistische Bewegung in Polen. Unter Aufzeigung des gesamten historischen Hintergrundes der polnischen Geschichte, unter Aufzeigung des sozialen Hintergrundes der polnischen Aufstände, unter

153 Georg Plechanow (1856-1918), zunächst Anhänger der Volkstümpler, 1880 Emigration in die Schweiz, 1883 Begründer der marxistischen Gruppe „Befreiung der Arbeit“, nach der Spaltung der russischen Sozialdemokratie (1903) Anhänger der Menschewisten.

154 Ignacy Dazynski (1866-1936), seit 1892 Führer der Polnischen Sozialdemokratischen Partei Galiziens und Schlesiens (PPSD), Abgeordneter im österreichisch-ungarischen Parlament, Unterstützer der PPS, November 1918 Ministerpräsident der Provisorischen Volksregierung der Republik Polen.

155 Gemeint ist die sozialistische Monatsschrift „*Sprawa Robotnicza*“. Organ der Sozialdemokratie des Königreichs Polen. Erschien von 1893 bis 1896 unregelmäßig in Paris.

Aufzeigung aller ökonomischen Entwicklungstendenzen der Gegenwart stellt sie die Frage, ob die Wiederaufrichtung eines polnischen Staates möglich sei, ob das Proletariat die Aufgabe habe, nationale Staaten zu begründen, oder ob nicht das Proletariat im engsten Zusammenhange mit dem russischen Proletariat gegen den Absolutismus und mit diesem zugleich gegen die Bourgeoisie kämpfen müsse. Sie arbeitete damals, 1895, in Paris, studierte dort in der Nationalbibliothek die Quellen über polnische Geschichte, und ihre Arbeiten fanden ihren Abschluß in zwei Schriften, von denen die eine theoretisch von grundlegender Bedeutung ist, die andere, praktisch-agitatorisch, den Abschluß bildet einer jahrelang polnisch-journalistischen Tätigkeit; die eine: ‚Die industrielle Entwicklung Polens‘,¹⁵⁶ die andere — damals wurde das Wort geprägt —: ‚Der soziale Patriotismus in Polen‘, eine Artikelserie in der ‚Neuen Zeit‘.¹⁵⁷ Hier entwickelte sie das marxistische Programm für Polen.

Der Kampf, der nach außen von Rosa Luxemburg allein geführt wurde, war nicht gering. Denn Dazynski stand nicht allein. Kautsky stand auf seiner Seite. Der deutsche Parteivorstand — damals die Weltmacht in der Internationale — deckte ihn und wandte sich gegen Rosa Luxemburg. Und doch blieb der Erfolg nicht aus. Im Jahre 1896, in drei Jahren, war das Werk der Begründung des marxistischen Sozialismus in Polen beendet. 1896 erlebte sie bereits in London den Triumph, daß ihr Mandat auf dem Internationalen Kongreß anerkannt wurde, 1896/97 wurde der deutsche Parteivorstand erobert, 1900 erlebte sie in Paris den weiteren Triumph, daß die neue Richtung paritätisch mit der alten anerkannt, als gleichberechtigte Gruppe neben der Dazynskischen zugelassen wurde. Vor allem aber 1905 unter den Schlägen der Revolution fand die neue Richtung ihre Rechtfertigung vor der Geschichte; jene patriotische, nationalistische Richtung in der polnischen Sozialdemokratie wurde in der Revolution zur Bedeutungslosigkeit verurteilt. Unter den Schlägen der Revolution und unter den Schlägen der Agitatorin Rosa Luxemburg spaltete sich der soziale Patriotismus Polens und ist seitdem in Polen in Bedeutungslosigkeit verblieben, bis ihm die ‚Befreiertätigkeit‘ von Bethmann Hollweg¹⁵⁸ und Beseler¹⁵⁹ wieder eine um so schneller welkende Blüte brachte. Rosa Luxemburg hat der polnischen Bewegung immer die Treue bewahrt. Bis 1912 in regelmäßigen literarischen Arbeiten, und später noch, auch jetzt noch aus dem Gefängnis heraus, hat sie den polnischen Freunden geholfen. Gewiß, wie überall, so haben sich auch in Polen im Kriege die nationalistischen Schakale des Sozialismus wieder ans Licht gewagt. Aber die kommende Revolution in Polen wird auch dort siegreich sein gegen die Patrioten, sie wird aufmarschieren und siegen unter dem Banner, das Rosa Luxemburg der polnischen Sozialdemokratie gegeben hat.

Sie selbst hatte, als im Jahre 1896 der schwerste Teil des Kampfes um den Marxismus in Polen gestritten und die theoretische Grundlegung vollendet war, sich mit dem Hauptteil ihrer Kraft neuen Aufgaben zugewandt. Sie hatte die Absicht, um der polnischen Bewegung eine größere Stütze zu sein, in die deutsche Partei einzutreten, und so beschloß sie, nach Deutschland zu gehen. Man war in ihrem Kreise in Zürich damals der Meinung: wenn man in Deutschland in der sozialdemokratischen Partei etwas gelten wolle, müsse man ein Doktor sein. So begann

156 Rosa Luxemburg, Die industrielle Entwicklung Polens. Inaugural-Dissertation zur Erlangung der staatswissenschaftlichen Doktorwürde der hohen staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich, Leipzig 1898.

157 Der Sozialpatriotismus in Polen, in: Die Neue Zeit, Jg. 14 (1895/96), Bd. 2, Nr. 41, S. 459-470.

158 Theobald von Bethmann-Hollweg (1856-1921), seit 1905 preußischer Innenminister, 1907 Staatssekretär des Reichsrates des Innern, 1909 Reichskanzler und preußischer Ministerpräsident, Juli 1917 Rücktritt.

159 Hans von Beseler (1850-1921), preußischer General, 1915-1918 Generalgouverneur in Warschau.

also Rosa Luxemburg im Herbst 1896 regelmäßig das Kolleg zu besuchen, und am 1. Mai 1897 promovierte sie magna cum laude zum Doctor juris. Ihr Professor hatte summa cum laude¹⁶⁰ beantragt, aber die hohe Fakultät war der Meinung, das sei für eine Frau zuviel. Damit war der eine Teil einer Existenz in Deutschland geschaffen. Ein anderer Teil war noch nötig. Um in Deutschland sozialdemokratisch zu wirken, durfte man kein Ausländer sein. Man mußte die deutsche Staatsangehörigkeit erwerben. Nichts war leichter als das. In jener Familie Lübeck, von der ich sprach, wuchs eine ganze Schar von Söhnen auf, und Rosa Luxemburg ging mit einem dieser jungen Lübecks¹⁶¹ eine Scheinehe ein. Damit hatte sie die deutsche Staatsangehörigkeit erworben. Die Ehe wurde sofort wieder geschieden, und am Tage darauf reiste Rosa Luxemburg nach Deutschland ab.

In Deutschland standen 1898 die Reichstagswahlen vor der Tür. So kam Rosa Luxemburg frisch in die Wahlbewegung hinein; ihre Tätigkeit war zunächst eine agitatorische. Sie fand zunächst in Oberschlesien Verwendung im Dienste des polnischen Proletariats. Dann aber begann ihre bestimmende Tätigkeit in der Partei. Die Wahlbewegung ging vorüber, und mit einem Schlage stand sie so eigentlich auf dem Felde, auf dem sie am stärksten war: in der theoretischen Polemik. In diesem Jahre 1898 veröffentlichte Eduard Bernstein¹⁶² zuerst seine Aufsätze: „Probleme des Sozialismus“,¹⁶³ die theoretische Begründung des Revisionismus. Das starke Gebäude der deutschen Partei, das bis heute so mächtig und ohne Sprung zu sein schien, geriet in heftiges Wanken. Kautsky, der damals berufene Theoretiker, wurde unsicher, der Parteivorstand war schwankend geworden. Hier war Rosa Luxemburg im Großen das, was sie schon in dem kleinen Drama in der Familie Lübeck gewesen war: die Stütze aller Wankenden und Schwachen. Sie veröffentlichte in der „Leipziger Volkszeitung“ eine Artikelserie „Sozialreform oder Revolution?“¹⁶⁴ Diese Artikel waren eine Tat. Sie hatten einen doppelten Erfolg. Sie hielten die deutschen Parteinstanzen und Theoretiker äußerlich auf der revolutionären Linie fest und machten die Verfasserin zur anerkannten Führerin einer Richtung. Sie hat damals dem Revisionismus in der Partei das Wasser abgegraben.

Um jene Zeit wurden die beiden Redakteure der „Dresdener Volkszeitung“ ausgewiesen, und Rosa Luxemburg wurde ihre Nachfolgerin.¹⁶⁵ Sie blieb jedoch nur kurze Zeit in dieser Stellung und siedelte dann als freie Schriftstellerin nach Berlin über. Hier konnte sie noch einmal, in gründlicherer Form, die Polemik gegen Bernstein wiederholen, als er sein Buch erscheinen ließ.

160 Im Originaltext Paul Levis heißt es „cum laude“.

161 Gustav Lübeck. Ging 1898 mit Rosa Luxemburg eine Scheinehe ein, die 1903 geschieden wurde.

162 Eduard Bernstein (1850-1932), Handlungsgehilfe, Schriftsteller; seit 1872 Mitglied der SDAP, 1881 Redakteur des emigrierten Parteiorgans „Der Sozialdemokrat“; ständiger Mitarbeiter der Theoriezeitschrift „Die Neue Zeit“, begann ab 1896 mit der Revision des Marxismus; 1902-1906 und 1912-1918 MdR, ständiger Mitarbeiter der „Sozialistischen Monatshefte“, 1917 USPD, 1919 Rückkehr zur SPD.

163 Gemeint ist die Artikelfolge Eduard Bernsteins „Die Probleme des Sozialismus. Eigenes und Übersetztes“, in: Die Neue Zeit, Jg. 15 (1896/97), Bd. 1, Nr. 6, S. 164-171, Nr. 7, S. 204-213, Nr. 10, S. 303-311, und Nr. 25, S. 772-783.

164 „Sozialreform oder Revolution. Besprechung der Bernsteinschen Aufsatzreihe: Probleme des Sozialismus. Neue Zeit 1898“ erschien zunächst in der Leipziger Volkszeitung vom 21.-28.9.1898, Nr. 219-225 und vom 4.-8.4.1899, Nr. 76-80. Als Monographie unter dem Titel: Sozialreform oder Revolution? Mit einem Anhang: Miliz und Militarismus, Leipzig 1899. Eine 2. Aufl. erschien 1908.

165 Im September 1898 übernahm Rosa Luxemburg die Redaktion der „Sächsischen Arbeiter-Zeitung“ in Dresden, da die beiden Redakteure Parvus (Alexander Helphand) und Marchlewski als unerwünschte Ausländer aus Sachsen ausgewiesen worden waren.

Inzwischen aber war dem Sozialismus eine zweite Gefahr herangewachsen. 1900 war Millerand¹⁶⁶ in das Ministerium Waldeck-Rousseau¹⁶⁷ eingetreten, und damit war in der Internationale die Frage nach dem Ministerialismus aufgerollt. Jaurès,¹⁶⁸ der stärkste Kopf der französischen Sozialdemokratie, verteidigte den Ministerialismus, war für den Eintritt von Sozialisten in bürgerliche Ministerien, und der eben zerschmetterte Opportunismus in allen Ländern sog aus ihm neue Kraft. Vollmar¹⁶⁹ verteidigte ihn ebenfalls in den „Sozialistischen Monatsheften“.¹⁷⁰ Kein Gegner hatte sich in Deutschland gefunden; da trat Rosa Luxemburg auf den Plan. In fünf Artikeln in der „Neuen Zeit“¹⁷¹ hat sie den Kampf ausgetragen. Mit leichter Gebärde schob sie Vollmar beiseite und suchte den eigentlichen und stärksten Gegner in diesem Kampfe zu treffen: Jean Jaurès. Ihr Erfolg war, daß im Jahre 1904 auf dem Internationalen Kongreß in Amsterdam die Frage des Ministerialismus im revolutionären Sinne entschieden wurde und daß alles Leben, das der Opportunismus aller Länder dem Ministerialismus entnommen hatte, wieder erlosch. Jaurès war unterlegen und hat sich gefügt.

Das Jahr 1905 bringt die russische Revolution. Sie beginnt mit jenem denkwürdigen Zuge der Petersburger Arbeiter unter Führung des Popen Gapon¹⁷² vor den Zarenpalast in Petersburg. Man stellte liberale Forderungen auf: nach einer Volksvertretung, nach Preßfreiheit, Versammlungsfreiheit und wie die liberalen Forderungen alle heißen. In einer Artikelserie in der „Neuen Zeit“¹⁷³ wirft Rosa Luxemburg die Frage auf: Welches ist die Aufgabe und das Ziel des Proletariats in der Revolution? und sie hat die Frage so beantwortet, wie sie seitdem in Rußland sowohl in den revolutionären Kreisen der ganzen Welt beantwortet wird: Die Teilnahme des Proletariats an der Revolution hat zum Ziel die Diktatur des Proletariats. Sie hat mit dieser Arbeit nicht nur das theoretische Gerippe geschaffen für die russische proletarische Revolution, die im Oktober 1905 einsetzte, sondern theoretisch das Ziel gegeben für die revolutionäre Bewegung, in der wir augenblicklich stehen und durch die das Proletariat der ganzen Welt in diesem Jahr wird hindurchgehen müssen.

Aber mit der theoretischen Führung wollte sich Rosa Luxemburg nicht begnügen. Trotz des Abratens und der Warnungen ihrer Freunde reiste sie im Dezember 1905 als Frau Matschke nach Warschau, stand dort in der Bewegung und wurde im März 1906 verhaftet. Sie blieb in Haft bis Ende Juni 1906, wo sie gegen Kauton auf freien Fuß gesetzt wurde. Das Schicksal, das ihr blühte, war klar: Leo Jogiches, mit dem sie zusammen kämpfte, ist in jenen Tagen

166 Alexandre Millerand (1859-1943), Journalist, ab 1885 französischer sozialistischer Abgeordneter, im Kabinett Waldeck-Rousseau 1899 bis 1902 Handelsminister als erster sozialistischer Minister überhaupt. 1905 Ausschuß aus der französischen Partei, politische Rechtsentwicklung, 1920-1924 Präsident der Republik.

167 Pierre Waldeck-Rousseau (1846-1904), französischer Politiker, gemäßigter Republikaner. 1881-1882 sowie 1883-1885 Innenminister, 1899-1902 französischer Premierminister. Leitete die Gesetzgebung zur Trennung von Staat und Kirche ein.

168 Jean Jaurès (1859-1914), Philosophieprofessor, 1885 Abgeordneter der radikalen Linken, gründete 1902 die Zeitung „L'Humanité“, Pazifist. Wurde am 31.7.1914 in Paris ermordet.

169 Heinrich Georg von Vollmar (1850-1922), Mitglied der Sozialdemokratie seit 1876, Vertreter des radikalen linken Flügels, Mitarbeiter der Dresdner „Volkszeitung“ und des Zürcher „Sozialdemokrat“ (seit 1879), 1881-1887 und 1890-1918 MdR, wandelte sich zu einem bedeutenden Vertreter des süddeutschen Revisionismus, stand zeitweise im scharfen Gegensatz zur Parteileitung Bebels.

170 Georg von Vollmar, Zum Fall Millerand, in: Sozialistische Monatshefte, Jg.6 (1900), Nr.12, S.767-783.

171 Die sozialistische Krise in Frankreich, in: Die Neue Zeit, Jg.19 (1900/01), Bd.1, S.495-499, S.548-558, S.619-631, S.676-688.

172 G.A. Gapon (1870-1906), russischer Priester, Agent der russischen Geheimpolizei, initiierte im Januar 1905 die Petersburger Arbeiterdemonstrationen mit.

173 Rosa Luxemburg veröffentlichte 1905 in Die Neue Zeit vier Artikel über Rußland: Die Revolution in Rußland, in: Die Neue Zeit, Jg.23. (1904/05), Bd.1, S.572-577; Nach dem ersten Akt, a.a.O., S.610-614; Das Problem der „hundert Völker“, a.a.O., S.643-646; Der Bittgang des Proletariats, a.a.O., S.711-714.

von den russischen Gerichten zu der höchsten zulässigen Strafe von 8 Jahren Zuchthaus verurteilt worden; das wäre ihr Schicksal gewesen. Sie ging nach Finnland und von dort über Schweden nach Deutschland zurück.

Es galt, die Lehren auszumünzen, die die russische Revolution ihr und dem deutschen Proletariat gegeben hatte. Das geschah in einer umfangreichen literarischen Tätigkeit. Die erste Frucht war die in Hamburg erschienene Broschüre: *„Der Generalstreik und die deutsche Sozialdemokratie“*.¹⁷⁴ Rosa Luxemburg brachte aus der russischen Revolution die neue Taktik mit, durch die allein das Proletariat seinen Befreiungskampf durchkämpfen kann: die Taktik der Massenbewegung, der Massenaktion, des Massenstreiks im besonderen. Von diesem Tage an, da sie diese Taktik verlangte, begann ihr gespanntes Verhältnis zu den *„Instanzen“*. Denn bei den deutschen Partei-Instanzen galt das Wort von Auer:¹⁷⁵ *„Generalstreik — Generalunsinn“*. Die Parteinstanzen fühlten, daß in den Massen ein Neues, Größeres, als es Parteisekretariate sind, ins Leben trat, und sie fürchteten das Neue. Sie fühlten, daß mit dem Eintritt der Massen in die Bewegung ein neues Element von so ungezügelter Gewalt käme, daß sie fürchten mußten, jene ungestümen Massen in ihrem instinktiven Wollen würden das künstliche, aus Paragraphen und Mitgliedsbüchern aufgerichtete Gebäude zertrümmern. Und so bedeutete der Kampf für die Massenaktion zugleich den Kampf gegen die Partei-Instanzen. Sie hat damals trotzdem theoretisch die Partei beherrscht. Karl Kautsky wandte sich ihr zu, der damals sein Buch schrieb: *„Der Weg zur Macht“*,¹⁷⁶ das einzige seiner Bücher, das heute noch andere lesen und das *er* schon vollständig vergessen hat. Sie führte den Kampf weiter auf den Parteitag. Das Jahr 1910 brachte die Krise. Es kam die preußische Wahlrechtsbewegung, und in dieser Bewegung kamen zum ersten Mal in Deutschland die Massen auf die Straße. Herr von Jagow¹⁷⁷ erließ seinen Erlaß: *„Die Straße dient lediglich dem Verkehr“*, der Parteivorstand kuschte, und alle Energie der Massen verpuffte ins Leere.

Rosa Luxemburg zog die kritischen Folgerungen daraus, indem sie in einer Frankfurter Rede im Jahre 1911¹⁷⁸ scharfe Kritik an dem feigen Verhalten des Parteivorstandes übte, und sie hat dann diese Kritik in drei Artikeln in der *„Dortmunder Zeitung“*¹⁷⁹ wiederholt und noch verschärft. Von diesem Tage an gingen ihre Wege und die des Parteivorstandes auseinander. Die Geister schieden sich, und auch für das theoretische Licht der Partei, für Karl Kautsky, war es eine Entscheidungsstunde. Unter dem Einfluß der russischen Ereignisse hatte er sich dem Standpunkt Rosa Luxemburgs genähert. Nun war er ebenfalls vor die Frage gestellt: für die Revolution mit den Massen, oder für den Parteivorstand mit den Mitgliedsbüchern? Er hat in seinen damaligen Artikeln über die *„Angriffs- oder Ermattungsstrategie“* die Entscheidung

174 Gemeint ist die Broschüre: *Massenstreik, Partei und Gewerkschaften*, Hamburg 1906.

175 Ignaz Auer (1864-1907), Sattler, 1874 Sekretär des Parteiausschusses, 1875 auf dem Gothaer Vereinigungskongreß zu einem der Sekretäre der Partei gewählt, langjähriges Reichstagsmitglied; seit 1890 Sekretär des Parteivorstandes der SPD.

176 Karl Kautsky, *Der Weg zur Macht*. Politische Betrachtungen über das Hineinwachsen in die Revolution, Berlin 1907.

177 Traugott von Jagow (1865-1941), seit 1906 Oberregierungsrat in Potsdam, seit 1909 Polizeipräsident von Berlin, 1916-1919 Regierungspräsident in Breslau.

178 In Wirklichkeit das Jahr 1910. Siehe Rosa Luxemburg, *Der preußische Wahlrechtskampf und seine Lehren*. Vortrag gehalten am 17. April 1910 im Zirkus Schumann zu Frankfurt am Main. Stenographischer Bericht, Frankfurt/M. 1910.

179 Gemeint sind die Artikel: *Was weiter?*, in: *Arbeiter-Zeitung*. Sozialdemokratisches Organ für das Rheinisch-Westfälische Industrie-Gebiet, Dortmund, Nr.61 vom 14. März 1910 und Nr.62 vom 15. März 1910, sowie: *Die Maifeier im Zeichen des Wahlrechtskampfes* in: a.a.O., Nr.91 vom 20. April 1910. Rosa Luxemburg hielt am 12. April 1910 in Dortmund ebenfalls eine Rede. Der Text: *Die Lehren des Wahlrechtskampfes*, in: a.a.O., Nr.86 vom 14. April 1910 fehlt in den *„Gesammelten Werken“*.

für den Parteivorstand getroffen und damit den Weg beschritten, der ihn *mit* dem Parteivorstand zum 4. August 1914 führte.

An dieser Stelle möchte ich ein Wort widmen ihrer Tätigkeit an der von der sozialdemokratischen Partei gegründeten Parteischule. Sie war die beste Lehrerin, sie war der Kopf, der theoretisch führte, und das Temperament, das alle Hörer, alle Schüler hinriß, und ich glaube, es gibt im Leben Rosa Luxemburgs kaum ein schöneres Gedächtnis als das Jahr 1913, als Eduard Bernstein sie auch von diesem Posten zu entfernen suchte. Wie damals die Schüler Mann für Mann, — es waren ja keine Knaben mehr, sondern erwachsene Männer — die, die Anhänger geblieben waren, und die, die aus Schülern wieder Gegner geworden waren, Mann für Mann für ihre Lehrerin Rosa Luxemburg eintraten und so Zeugnis für sie ablegten, daß selbst ein deutscher Parteivorstand davon absehen mußte sie zu entfernen.

Es begannen neue Kämpfe. Die Zeit war eine andere geworden. Sie duldete keine Halbheiten und leeren Worte mehr. Am fernen Horizonte stiegen die ersten Wolken des Gewitters auf, das sich in diesem Kriege entladen sollte. Der Imperialismus war zur Frage der sozialistischen Politik überhaupt geworden. Rosa Luxemburg hatte sich als eine der ersten schon im Jahre 1905 mit dieser Frage beschäftigt und sie in ihrer ganzen Bedeutung erkannt. In den Jahren nach 1910 tritt sie in den unmittelbaren Kampf gegen den Krieg ein, der kommen mußte. Theoretisch und praktisch kämpfte sie. Theoretisch geht sie vor, indem sie den Imperialismus zergliedert in ihrem Werke von der ‚Akkumulation des Kapitals‘,¹⁸⁰ und praktisch in ihrem Kampfe gegen den Militarismus. Die eine Tätigkeit zog ihr die Angriffe aller Preßblatkaiken des Parteivorstandes zu, der den Imperialismus mit seinen Gefahren wegen der unvermeidlichen Folgen auf die Partei und deren politische Führung nicht sehen wollte, die andere die Verfolgung durch preußische Staatsanwälte. Jene endigte in giftigen Zeitungsartikeln, diese in Gefängnisstrafen. Im Herbst 1913 hielt sie wiederum in Frankfurt am Main eine Rede, in der sie den Proletariern die Gefahren zeigte, denen sie entgegengingen, und worin sie die Worte sprach: ‚Wenn uns zugemutet werden soll, auf unsere französischen Brüder zu schießen, so sagen wir: Nein, das tun wir nicht!‘¹⁸¹ Das war ein Verbrechen, das dann von den Frankfurter Gerichten mit einem Jahr Gefängnis gerächt wurde. Sie ließ sich nicht schrecken. Unmittelbar im Anschluß an dieses Urteil neue Reden: Die Reden gegen die Dramen des deutschen Militarismus, die sich Tag für Tag in den Kasernen abspielten. Der Staatsanwalt holt zu neuem Schlage aus, er will zu dem einen Jahr Gefängnis noch weitere hinzufügen. Es findet in Berlin der Prozeß statt, in dem der Staatsanwalt und die Welt die Stimme der Tausende hören sollte, die der Militarismus schon im Frieden zermalmte. Es kam nicht so weit, die politisch so fruchtbare Tätigkeit des Staatsanwalts fand ein frühzeitiges Ende. Der Krieg begann, und es kam der Augenblick, in dem sich Rosa Luxemburg im Waffenbunde zusammenschloß mit dem zweiten, den wir heute betrauern und der mit ihr in den Tod gegangen ist, mit Karl Liebknecht [. . .].

Nach Würdigung der Persönlichkeit und der politischen Tätigkeit Karl Liebknechts, sagt Paul Levi am Schluß seiner Rede:

„Die Revolution zieht weiter ihre Straße, die Straße, die gesäumt ist von Meilensteinen; und jene Meilensteine sind Leichenhügel [. . .]. Die Bourgeoisie konnte nur das Verbrechen ver-

180 Gemeint ist die Abhandlung: Die Akkumulation des Kapitals. Ein Beitrag zur ökonomischen Erklärung des Imperialismus, Berlin 1913.

181 Siehe Rosa Luxemburg im Kampf gegen den deutschen Militarismus. Prozeßberichte und Materialien aus den Jahren 1913-1915, Berlin [DDR], 1960, S.38. Der Text der Reden ist nicht mehr erhalten.

üben; sie hat die Welt hineingeführt in diese Qual, in dieses Chaos, in diese Anarchie. Wir werden herausmarschieren aufrecht, mit flatternden Fahnen, wenn der, der das Verbrechen verübt hat, kraftlos am Boden liegt. Wir werden herausmarschieren stolzen Schrittes, denn wir wissen: Das Heil und die Zukunft der Menschheit ruht in dem Siege unserer Fahnen. Und in jener Stunde des Sieges werden wir noch einmal zurücksehen müssen auf alle die, die für uns gelebt haben, die für uns gestorben sind. Sie starben ja alle im Gedanken an jene Stunde. Ich weiß es, sie beide, Rosa Luxemburg und Karl Liebknecht liebten jenen Ritter Ulrich von Hutten, den Mann, der die beginnende neue Zeit erfocht mit seinen scharfen Schlägen, mit seinen scharfen Worten. So wie er, bald scheidend, seine Kampfgenossen rief, so würden die Toten, könnten sie noch zu uns sprechen, uns Mut und Kraft in die Seele senken zum neuen Kampfe . . .“¹⁸²

182 Im Originaltext Paul Levis folgt hier ein Zitat aus: Ein neu Lied Herr Ulrichs von Hutten, siehe: Ulrich von Hutten, Werke. Hrsg. von E. Böcking, 5 Bde., Leipzig 1859-1870, Bd.2, S.99-100.

NEUERE FORSCHUNGEN ZUR HOLLÄNDISCHEN MARXISTISCHEN SCHULE

Von Hans Manfred Bock

Die politische Bewegung und politische Theorie des Vor-, Zwischen- und Nachkriegs-Sozialismus, die man etwas pauschal als Holländische Marxistische Schule zusammenfaßt, ist in der westeuropäischen Studentenrevolte der späten sechziger Jahre wiederentdeckt, in den siebziger Jahren in mehreren Sprachen neu ediert und in den achtziger Jahren in mehreren umfassenden Arbeiten neu dargestellt und interpretiert worden. Der folgende Überblick soll die Orientierung über die letzten zwanzig Jahre Forschungsarbeit ermöglichen und besonders die umfassenden Monographien der achtziger Jahre unter dem Aspekt vorstellen, welche neuen Quellen, Erkenntnisse und Beurteilungsperspektiven in ihnen erschlossen werden.¹

1. Die Kritik an der „Alterskrankheit“ der klassischen Arbeiterbewegung und die Wiederentdeckung der Holländischen Marxistischen Schule

In dem Sensations-Buch der Brüder Cohn-Bendit, das eine Programm-Schrift der antiautoritären Studentenbewegung sein wollte, hieß es 1968: „Nur Rosa Luxemburg, Anton Pannekoek und die ‚linken Kommunisten‘ (KAPD) bestritten vor und nach der Revolution den Führungsanspruch der Partei zugunsten der Spontaneität und der Selbstorganisation der Massen. Dagegen wendet sich Lenin mit seiner Schrift ‚Der linke Radikalismus, die Kinderkrankheit im Kommunismus‘. Wir treten in die Fußstapfen dieser linksradikalen Gruppen“.² Mit diesem historischen Anknüpfungsversuch konnten damals auch die Gebildeteren unter den Zeitgenossen kaum etwas anfangen, sofern er sich auf Pannekoek und die KAPD bezog. Das ist zwanzig Jahre später anders. Die Holländische Marxistische Schule, die in der antiautoritären Studentenbewegung gleichsam mit einem Suchscheinwerfer angeleuchtet wurde, ist heute im Wesentlichen in ihren Dokumenten zugänglich und in ihrer Geschichte überschaubar. Dazu hat eine erstaunlich kontinuierliche und überwiegend voneinander unabhängige Forschungsarbeit in mehreren westeuropäischen und nordamerikanischen Ländern beigetragen, in der sich ein historisch-kritisches Interesse an der weitgehend vergessenen Richtung im internationalen Sozialismus der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts auch über das Strohfeuer der antiautoritären Bewegung hinaus stabilisiert hat.

Das Interesse der Antiautoritären an Pannekoek und den niederländischen Marxisten beruhte eindeutig auf deren gleichzeitiger Kritik an der Sozialdemokratie und am Kommunismus sowjetischer Prägung und auf ihrer Befürwortung des Spontaneismus und der Räteidee.³ Der von der Studentenbewegung geweckte Informationsbedarf richtete sich zuerst einmal auf die Texte der Holländer, deren Argumente bis an die Schwelle der siebziger Jahre allenfalls in der polemischen Version ihrer Wiedergabe durch Lenins Schrift über den „Linken Radikalismus, die Kinderkrankheit im Kommunismus“ bekannt waren. Es waren die Texte der theoretisch-taktischen Kontroversen in den letzten Vorkriegsjahren der Zweiten Internationale und in den ersten Jahren der Dritten Internationale, die in den ersten unabhängig voneinander und

1 Der Verfasser dankt für wertvolle Literaturhinweise Marcel van der Linden, Amsterdam, und Philippe Bourrinet, Paris.

2 Gabriel und Daniel Cohn-Bendit, Linksradikalismus. Gewaltkur gegen die Alterskrankheit des Kommunismus, Reinbek bei Hamburg 1968, S.262.

3 Die Rezeption des Rätekommunismus in der Studentenbewegung wird dargestellt in: Hans Manfred Bock, Geschichte des ‚linken Radikalismus‘ in Deutschland. Ein Versuch, Frankfurt/M. 1976, S.230-252.

gleichzeitig entstandenen Anthologien zugänglich gemacht wurden. Mit der frühesten Textsammlung⁴ wurde versucht, den historischen Kontext und den theoretischen Zusammenhang in den Schriften Anton Pannekoeks und Herman Gorters vor und nach dem Ersten Weltkrieg zu verdeutlichen. Beide sozialistischen Theoretiker wurden in die Nachbarschaft der philosophischen westeuropäischen Opposition in der frühen Komintern gestellt und die langfristige Wirkung ihrer Kritik am Kautskyanismus und Leninismus-Stalinismus wurde skizziert. Auf diese Textauswahl stützte sich die erste englische Anthologie der Holländischen Marxistischen Schule,⁵ die in einer Reihe erschien, in der auch Schriften Louis Althusser und Antonio Gramsci publiziert wurden.

Historisch und dokumentarisch breiter angelegt war der von Frits Kool besorgte Band⁶ mit überwiegend Texten der Holländer (Pannekoek, Gorter) und der anderen linkskommunistischen Theoretiker (u.a. Otto Rühle, Karl Schröder, Heinrich Laufenberg, Fritz Wolffheim). Allein 160 von 640 Seiten umfaßte die Einleitung, die von langjähriger Vertrautheit mit den dargestellten Tendenzen der Vor- und Zwischenkriegsgeschichte des Rätekommunismus zeugte. Mit dieser voluminösen Dokumentation und Darstellung lag ein Beispiel für die Möglichkeit antimarxistischer Instrumentalisierung der Geschichte und Theorie des Linkskommunismus im allgemeinen und der Holländischen Marxistischen Schule im besonderen vor, denn der Herausgeber ließ keinen Zweifel daran aufkommen, daß er deren Argumentation für „Revolutions-Mystik“ und „-Mythologie“ und sie selbst allenfalls als die „Ketzer des Marxismus“ und als Bolschewismus-Kritiker für interessant hielt.

Nicht allein auf die Kritik an der Sozialdemokratie und am Sowjet-Kommunismus, sondern auch auf die Räteidee als Regenerationsansatz des Sozialismus in der Theorie der Niederländer hob die Pannekoek-Anthologie Serge Bricianers ab, die parallel zu den beiden anderen Dokumentationen entstand und internationale Verbreitung fand.⁷ Bricianers von kritischer Sympathie angeleiteter Rekonstruktions-Versuch der Entwicklung und der Einheit von Pannekoeks politischem Denken ist in vielen Punkten bis heute nicht übertroffen. Das Buch unterschied sich durch seine kritische und historisch einordnende Distanz zur Zentralgestalt der Holländischen Marxistischen Schule von der 1970 erschienenen Pannekoek-Biographie des praktizierenden Rätekommunisten Cajo Brendel,⁸ der dann auch eine Sammlung von Pannekoek-Texten publizierte.⁹

In Italien erschien der erste Band mit dem Neudruck von Schriften Pannekoeks 1970,¹⁰ und

4 [Anton] Pannekoek und [Herman] Gorter, *Organisation und Taktik der proletarischen Revolution*. Hrsg. und eingeleitet von Hans Manfred Bock, Frankfurt/M. 1969; von dem Buch als ganzem und von einzelnen Teilen zirkulierten in den frühen siebziger Jahren mehrere Raubdrucke. Zur deutschen Neuveröffentlichung einzelner Schriften der Holländer bis Mitte der siebziger Jahre siehe meine Zusammenstellung in: *Geschichte des „linken Radikalismus“*, a.a.O., S.354ff.

5 Pannekoek and Gorter's *Marxism*. Edited and introduced by D.A. Smart, London 1978.

6 Die Linke gegen die Parteiherrschaft. Hrsg. und eingeleitet von Frits Kool, Freiburg i.B. 1970.

7 Pannekoek et les conseils ouvriers. Textes choisis, traduits et présentés par Serge Bricianer, Paris 1969; Pannekoek e i consigli operai, Torino 1975; ders., *Pannekoek and the Workers' Councils*. With an introduction by John Gerber, St. Louis 1978.

8 Cajo Brendel, *Anton Pannekoek. Theoretikus van het Socialisme*, Nijmegen 1970.

9 Anton Pannekoek, *Neubestimmung des Marxismus. Diskussion über Arbeiterräte*. Einleitung Cajo Brendel, Berlin 1974.

10 Anton Pannekoek, *Organizzazione rivoluzionaria e consigli operaio*. A cura di Piet Rademakers, Milano 1970.

er leitete hier, ähnlich wie Bricianers Buch in Frankreich,¹¹ eine bis heute anhaltende publizistische Befassung mit dem Theorie-Beitrag der Holländischen Marxistischen Schule in der Geschichte und Gegenwart des Sozialismus ein. In den Niederlanden selbst wurde 1972 der erste Sammelband mit Schriften Pannekoeks herausgegeben,¹² dem hier wie andernorts der Nachdruck vieler Einzelschriften Pannekoeks, Gorters und anderer Autoren der rätekommunistischen Tradition folgten. Erst zehn Jahre später erschienen aus dem reichhaltigen Material des Pannekoek-Archivs im Internationalen Institut für Sozialgeschichte (IISG),¹³ herausgegeben und eingeleitet von dessen langjährigem Bearbeiter B.A. Sijes, die Erinnerungen Anton Pannekoeks erstmals gedruckt.¹⁴

Teilweise in Verbindung mit dieser umfassenden publizistischen Erschließung der Schriften der niederländischen Marxisten, teilweise ergänzend zu den dargestellten wichtigsten Sammelbänden erschienen auch schon in den siebziger Jahren einzelne Detailstudien zu dem Gesamtkomplex Holländische Marxistische Schule. Sie sollen im Folgenden an den passenden Stellen einbezogen werden in das Resümee der vier monographischen Studien, allesamt breit angelegte Doktorarbeiten, die in den achtziger Jahren vorgelegt wurden und die den Übergang von einem primär politischen in ein überwiegend akademisches Interesse an der Geschichte der niederländischen Rätekommunisten anzuzeigen scheinen. Die Ph.-D.-Dissertation von Marinus A.M. Boekelman¹⁵ war der erste monographische Anlauf, die theoretische und politisch-praktische Tätigkeit Anton Pannekoeks überblickbar zu machen. Der Autor wertete erstmals in größerem Umfang die Bestände des Pannekoek-Archivs im IISG aus und sein nicht geringstes Verdienst ist es, die bis heute vollständigste Bibliographie der zu Lebzeiten Pannekoeks erschienenen Schriften erarbeitet zu haben.¹⁶ Boekelmans Darstellung konzentriert sich auf die politische Theorie und Praxis Pannekoeks in den Jahren 1901 bis 1921, während der von ihm unterschiedenen fünften Entwicklungsperiode von 1921 bis 1960 nur residuale Bedeutung zugemessen wird. Indem der Verfasser seinen Blick fast ausschließlich auf die Themen des politischen Denkens Pannekoeks und auf deren Zusammenhang mit den Parteien der Zweiten Internationale vor 1914 und der frühen Dritten Internationale richtete, vertiefte er die schon in den Analysen der siebziger Jahre vorherrschende theorie- und

11 Dort trug neben einer Reihe von Übersetzungen einzelner Bücher und Texte Pannekoeks vor allem folgendes Buch zur Aktualisierung der Theorie der Holländer bei: Denis Authier und Jean Barrot, *La Gauche Communiste en Allemagne 1918-1921. Avec des textes de H. Laufenberg, F. Wolffheim, H. Gorter, H. Roland-Holst, A. Pannekoek*, Paris 1976. Dies Buch ist nicht auf der Grundlage von Quellenkenntnis geschrieben, im Gegensatz zur Habilitationsschrift von Pierre Broué, *Révolution en Allemagne 1917-1923*, Paris 1971. Broués monumentale Arbeit widmet den Holländern und der KAP-Geschichte weit mehr Aufmerksamkeit als in der Regel die deutsche Forschung zur November-Revolution. Vgl. zu beiden Arbeiten, besonders auch zur Kritik an dem Buch von Authier und Barrot, den Überblick: Gert Krumeich, *Französische Arbeiten seit 1945 zur deutschen Sozial- und Wirtschaftsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert*, in: *Geschichte und Gesellschaft*, Jg.12 (1986), S.106-133, bes. S.124f.

12 Anton Pannekoek, *Partij, raden, revolutie. Samengest. en van aantekeningen voorzien door J. Kloosterman*, Amsterdam 1972. Vorher schon als Einzelveröffentlichung: Anton Pannekoek, *De arbeidersraden. Met een voorwoord van B.A. Sijes*, Amsterdam 1971.

13 Vgl. dazu Corrado Malandrino, *L'archivio Pannekoek' dell'Istituto Internazionale di Storia Sociale di Amsterdam*, in: *Movimento operaio e socialista*, Jg.8 (1985), S.267-280.

14 Anton Pannekoek, *Herinneringen. Herinneringen uit de arbeidersbeweging. Sterrenkundige herinneringen. Met bijdragen van B.A. Sijes en E.P.J. van den Heuvel*, Amsterdam 1982.

15 Marinus Antonius M. Boekelman, *The development of the social and political thought of Anton Pannekoek, 1873-1960. From Social Democracy to Council Communism*, Ph.D. thesis University of Toronto 1980, 506 Ms.-S.

16 A.a.O., S.368-484; dort allein die Pannekoek-Veröffentlichungen; S.465-501 die Sekundärliteratur.

organisationsgeschichtliche Perspektive. Die Arbeit von John Paul Gerber,¹⁷ die teilweise auf Boekelmans Vorarbeit aufbauen konnte, setzt die Akzente methodologisch und inhaltlich anders. Gerbers Darstellung läßt sich stärker auf die sozialhistorischen Konstituierungsbedingungen der niederländischen Arbeiterbewegung ein und berührt insofern auch Bedingungsfaktoren für die Entstehung und Entwicklung der Holländischen Marxistischen Schule, die über Pannekoeks Biographie hinausgehen. Der Autor, der die chronologischen Zäsuren in der politischen Biographie des Protagonisten dieser Gruppierung etwas anders setzt als Boekelman, widmet auch der Periode seiner Marginalisierung von 1927 bis zu seinem Tode 1960 mit rund hundert Seiten ein Sechstel seiner Darstellung. Während die beiden nordamerikanischen Arbeiten gleichsam panoramisch angelegt sind, nimmt sich Corrado Malandrino in seiner als Buch verfügbaren Studie über Pannekoek¹⁸ vor, an einigen Stellen dieser Biographie in die Tiefe zu graben. Ihn interessiert der Zusammenhang der Sozialismus- und Marxismuskonzeption des Niederländers mit der politischen Kultur und dem philosophisch-wissenschaftlichen Denken seiner Zeit. Neben dem politischen Denken und Handeln wird in dieser Untersuchung auch die in der übrigen Literatur — abgesehen von einigen Passagen bei Bricianer¹⁹ — wenig beachtete Tätigkeit Pannekoeks als hoch angesehener Astronom thematisiert. In der unabhängig von Malandrino, aber gleichzeitig entstandenen Pariser Dissertation von Philippe Bourrinet²⁰ steht ein abermals anderes und ebenfalls zu den anderen Forschungsarbeiten komplementäres Erkenntnisziel im Vordergrund. Bourrinet schrieb keine Pannekoek-Biographie, sondern ihn interessierten die theoretischen Positionen derer, die er die „deutsch-holländische Linke“ nennt, als Reflex politik- und organisationsgeschichtlicher Konstellationen von der Entstehung der „Tribunisten“-Gruppe 1907 bis zum Ende der Nachfolgeorganisationen der links- und der rätekommunistischen Traditionen der Zwischenkriegszeit zu Beginn der fünfziger Jahre. Inhaltlich bringt diese Arbeit erstmals Licht in die Diskussionen der „Groep van Internationale Communisten“ (GIC) von 1927 bis zum Beginn des Zweiten Weltkrieges. Für diese komplizierte Spurensuche konnte der Verfasser stärker noch als die Pannekoek-Biographen auf die Unterstützung ehemaliger Mitglieder dieser rätekommunistischen Tradition zurückgreifen.

Hält man sich weniger an die Biographie Pannekoeks und mehr an das Gesamtphänomen der Holländischen Marxistischen Schule, die als bekannteste Repräsentanten mindestens noch Herman Gorter und zeitweilig auch Henriette Roland Holst sowie eine Reihe weniger bekannter Persönlichkeiten einschloß, so ist der Stand der politisch-biographischen und politisch-theoretischen Forschung weniger weit entwickelt. Als solider Beitrag zum politischen Werdegang Gorters, der als Dichter ungleich bekannter blieb denn als Politiker, liegt die niederländische Dissertation von Herman de Liagre-Böhl vor.²¹ Zu Henriette Roland Holsts politischer

17 John Paul Gerber, *Anton Pannekoek and the Socialism of Workers' Self-Emancipation 1873-1960*. Ph.D. thesis University of Wisconsin-Madison 1984, 689 Ms.-S.; siehe auch John Paul Gerber, *From Left Radicalism to Council Communism: Anton Pannekoek and German Revolutionary Marxism*, in: *Journal of Contemporary History*, Jg. 23 (1988), S.169-189; dort ist die Veröffentlichung seiner Dissertation angekündigt: Leiden 1988. Im folgenden wird Bezug genommen auf das Dissertations-Manuskript.

18 Corrado Malandrino, *Scienza e Socialismo. Anton Pannekoek (1873-1960)*, Milano 1987.

19 Pannekoek et les conseils ouvriers, a.a.O., S.6ff.

20 Philippe Bourrinet, *Aux origines du courant international communiste des conseils. La gauche communiste hollandaise (1907-1950). Du Tribunisme au 'Conseillisme'*, Paris 1987, 406 Ms.-S.

21 Herman de Liagre-Böhl, *Herman Gorter. Zijn politieke activiteiten van 1909 tot 1920 in der opkomende kommunistische beweging in Nederland*, Nijmegen 1973. Ergänzende Aufsätze über Gorter u.a. von Herman de Liagre-Böhl finden sich in: *Acht over Gorter. Uitgegeven door Garrit Stuiveling*, Amsterdam 1978. Neu aufgelegt wurde die Biographie Gorters durch seine Gefährtin Henriette Roland Holst, Herman Gorter, Nijmegen 1973.

Entwicklung gibt es einige im Folgenden einbezogene Aufsätze, die ihre temporäre Zugehörigkeit zur Tendenz der radikalen Marxisten thematisieren. Gedenkschriften und autobiographische Veröffentlichungen müssen das Bild für die weniger bekannten Militanten ergänzen.²² Beim Blick auf die Gesamterscheinung Holländische Marxistische Schule muß die Frage gestellt werden, ob es sich tatsächlich um ein über mehrere Jahrzehnte identisches und kontinuierliches Phänomen handelt. Der Begriff kam in den frühen zwanziger Jahren auf, um eine bestimmte Tradition niederländischer Marxismus-Rezeption von der Vorkriegszeit bis zur linken Opposition im frühen westeuropäischen Kommunismus zu kennzeichnen. Die Frage, ob er zurecht geprägt wurde und ob er über die Tradition hinaus, für die er geprägt war, angewendet werden kann, wird anhand der Untersuchungsergebnisse der neueren Studien beantwortbar sein. Ohne diese Antwort zu präjudizieren, kann man die Geschichte der radikalen marxistischen Unterströmung der Niederländer im internationalen Sozialismus in drei diachronisch unterscheidbaren Positionsbestimmungen resümieren: ihre Vorkriegsposition als „aktiv-radikale“ Sozialdemokraten, ihre Kriegs- und Nachkriegsrolle als Vorbereiter und intellektuelle Mentoren des „Linkskommunismus“ bis 1927 und ihre Positions-Neubestimmung als Zentrum des „Rätekommunismus“ ab 1927.

2. Die Niederländer als „aktiv-radikale“ Sozialdemokraten vor 1914

Die Eigencharakterisierung als „aktiv-radikale“ im Gegensatz zu den „passiv-radikalen“ Sozialdemokraten stammt aus Pannekoeks Kontroverse mit Kautsky aus dem Jahre 1912.²³ Sie gibt recht gut das politisch-theoretische Spezifikum der Position der Holländischen Marxistischen Schule wieder, die diese im Kontext und vor dem Erfahrungshintergrund der niederländischen und der deutschen Sozialdemokratie vor 1914 einnahm. Die Genese, die konstitutiven Merkmale und die Verankerung sowie die Wirkung dieses „aktiven Radikalismus“ der Niederländer sind aufgrund der neueren Forschungsbemühungen differenziert nachweisbar. Ihre Anfänge sind zu sehen im Engagement einer jungen Intellektuellen-Gruppe in der niederländischen Sozialdemokratie in den letzten Jahren vor der Jahrhundertwende. Diese Gruppe formierte sich um die seit 1896 von einem der Gründerväter der „Sociaal-Democratische Arbeiderspartij“ (SDAP) herausgegebene Zeitschrift „De Nieuwe Tijd“. Sie umfaßte die bereits renommierten Schriftsteller Herman Gorter und Henriette Roland Holst,²⁴ zu denen der junge Astronom Anton Pannekoek 1899 hinzukam. Die „Nieuwe-Tijd“-Gruppe verstand sich als Vorhut einer Marxismus-Rezeption in der holländischen Sozialdemokratie, die sich lange Zeit am deutschen Vorbild orientierte. Neben der Rolle des Herausgebers der Zeitschrift, Frank van der Goes (1859-1939), ist vor einigen Jahren auch auf die zentrale Funktion des Redaktionssekretärs von 1902 bis 1913, Pieter Wiedijk (1867-1938), hingewiesen worden.²⁵ War diese „Nieuwe-Tijd“-Gruppe intern keineswegs homogen und ohne Spannungen,

22 Generell wird die biographische Orientierung über die niederländische Arbeiterbewegung erheblich leichter sein, wenn alle 6 Bde des Wörterbuchs vorliegen, dessen 1. Bd. jüngst erschienen ist: P.J. Meertens u.a., *Biographisch Woordenboek van het Socialisme en de Arbeidersbeweging in Nederland*. Deel 1, Amsterdam 1986. Der erste Bd. enthält (S.90ff) eine kurze Biographie über Pannekoek von Johanna M. Welcker.

23 Vgl. dazu meine Zusammenfassung in der Einleitung zu A. Pannekoek und H. Gorter, *Organisation und Taktik* . . . , a.a.O., S.15-21.

24 Zu beiden gibt es die ältere Darstellung von Rob Antonissen, Herman Gorter en Henriette Roland Holst, Antwerpen 1946, und neuerdings J.C. Brandt Corstius, Herman Gorter en Henriette Roland Holst, in: *Acht over Gorter*, a.a.O., S.253-279.

25 Mathijs C. Wiessing, *Die Holländische Schule des Marxismus. Erinnerungen und Dokumente*, Hamburg 1980, S.51-67.

so ist sie doch bis zur Spaltung der SDAP 1909 als eigenes nicht nur theoretisches, sondern auch politisches Aktionszentrum in der Partei erkennbar. Eine neuere zusammenfassende Darstellung der parteiinternen Entwicklung der SDAP von der Gründung der oppositionellen Zeitschrift „De Tribune“ 1907 bis zur Spaltung von 1909²⁶ macht deutlich, daß in der Opposition der „Tribunisten“ die Gruppe Pannekoek-Gorter-Roland Holst u.a. mehr an prinzipiellen Fragen einer revolutionären Strategie als an Fragen des innerparteilichen Machterwerbs interessiert war. Da letzteres das Hauptanliegen der Gruppe David J. Wijnkoop, J.P. Ceton, Willem van Ravesteijn war, folgten beide Gründungstendenzen des „Tribunismus“ unterschiedlichen Logiken, und es kam zwischen beiden sogar zu offenen Differenzen.²⁷ Die zehn Jahre des gemeinsamen oppositionellen Kampfes der „Nieuwe-Tijd“-Gruppe in der SDAP mit der Kernstruktur Pannekoek-Gorter-Roland Holst bis zur Gründung der „Sociala Democratische Partij“ (SDP) zeichnen sich somit als die formative Periode der Holländischen Marxistischen Schule deutlich ab.

In den vorliegenden monographischen Studien wird diese Periode am eingehendsten dargestellt bei Gerber und Malandrino. Beide Autoren interessiert weniger der Gesamtzusammenhang der „Nieuwe-Tijd“-Gruppe als vielmehr der soziale Hintergrund und die politisch-intellektuelle Disposition und Entwicklung Pannekoeks, der in kürzester Zeit die theoretisch führende Persönlichkeit der Gruppe wurde. Gerber faßt die schon oft beschriebenen Stellungnahmen der „Nieuwe-Tijd“-Gruppe in den parteiinternen Kontroversen um die Agrar- und die Schulfrage ab 1901 und um den Transportarbeiterstreik 1903, der die Massenstreikdebatte in den Niederlanden einleitete, umsichtig zusammen.²⁸ Über die Kampfgemeinschaft in der SDAP hinaus wurde der Kern der „Nieuwe-Tijd“-Gruppe zusammengeschweißt durch die Gemeinsamkeit ihrer spezifischen Marxismus-Rezeption. Ihr gilt eines der besten Kapitel in Gerbers Arbeit.²⁹ Er charakterisiert die Synthese des Marxschen Historischen Materialismus mit der Erkenntnistheorie Josef Dietzgens, die Pannekoek, Gorter und Roland Holst mit vereinten Kräften herstellten, als einzigartige Position im Spektrum der Marxismus-Diskussion der Zweiten Internationale, obwohl sich Pannekoek und seine Mitstreiter im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts in Übereinstimmung mit Kautskys Marxismus-Version wähten. Der Autor weist überzeugend nach, daß Pannekoek unter Beibehaltung der grundlegenden geschichtsphilosophischen Prämissen des Marxismus über die Dietzgen-Aneignung zur Kritik der positivistischen und deterministischen Auffassung desselben bei seinen Zeitgenossen gelangte, die besonders im Amalgam von Marxismus und Darwinismus der populären Sozialismus-Verständnisses zum Ausdruck kam.³⁰ Indem er die Rolle des „Geistigen“ in der Entwicklung der Produktivkräfte und in der Entwicklung der Klassenkämpfe in Anlehnung an Dietzgen herausstellte, gelangte Pannekoek zur theoretischen und praktischen Betonung des subjek-

26 Erik Harmsen, *Crisis in the party. The Tribune faction and the origins of the Dutch Communist Party 1907-1909*, in: *Journal of Contemporary History*, Jg.II (1976), S.43-64.

27 A.a.O., S.57f.

28 John Paul Gerber, *Anton Pannekoek . . .*, a.a.O., S.84-132.

29 A.a.O., S.41-83: *Mind and Reality: Pannekoek's Methodology*. Vgl. dazu auch Corrado Malandrino, *Scienza e Socialismo*, a.a.O., S.95-108; Cajo Brendel, *Anton Pannekoek*, a.a.O., S.II-20 und Marinus A.M. Boekelman, *The development of the social and political thought of Anton Pannekoek*, a.a.O., S.131-137.

30 A.a.O., S.71. Bereits Hans-Josef Steinberg, *Sozialismus und deutsche Sozialdemokratie. Zur Ideologie der Partei vor dem 1. Weltkrieg*, Hannover 1967, S.55f., hat zutreffend auf Pannekoeks bemerkenswerte „strikte Ablehnung der kritiklosen Übertragung der Lehre vom Kampf ums Dasein auf die menschliche Gesellschaft“ hingewiesen.

tiven Faktors, der „subjective and active elements in Marxism“.³¹ Gerber belegt, daß diese Marxismus-Version von Pannekoek in vielfältigen Zusammenhängen, in seinen philosophischen und naturwissenschaftlichen Arbeiten und in seinen praktisch-strategischen Ausarbeitungen, maßgeblich war und bis in die fünfziger Jahre beibehalten wurde. Dieser Nachweis der Kontinuität und der Einheit des niederländischen Dietzgen-Marxismus, der bisher in dieser Breite nicht erbracht wurde, ist ein handfester Rechtfertigungsgrund dafür, von einer Holländischen Marxistischen Schule zu reden. Nicht alle Urheber der Marx-Dietzgen-Synthese blieben Marxisten; so wandte sich Henriette Roland Holst nach vielen Zwischenstationen Ende der zwanziger Jahre dem religiösen Sozialismus zu. Und nicht alle „Nieuwe-Tijd“-Marxisten waren an der Ausarbeitung dieser Synthese beteiligt; so z.B. Pieter Wiedijk.³² Aber in der von Pannekoek und Gorter lebenslang vertretenen antiökonomistischen und antideterministischen Marxismus-Auffassung und in deren konkreter Ausarbeitung in verschiedenen historischen Konstellationen der Arbeiterbewegung in Zusammenarbeit mit wechselnden politischen Gruppen ist — so kann man nach Gerbers Arbeit sagen — die historische Identität der Holländischen Marxistischen Schule begründet.

Zu den Sozialisations-Bedingungen und zur politisch-praktischen Tätigkeit Pannekoeks vor 1914 hat insbesondere Corrado Malandrino eine Fülle von Einzelheiten zusammengetragen. So zur frühen politischen Arbeit während Pannekoeks Beschäftigung am Observatorium in Leiden 1899-1906, zu seiner Tätigkeit in der deutschen Sozialdemokratie von 1906-1914, und zwar dort besonders zu seiner Dozentur an der Parteischule der SPD 1906/07 und zu seiner Lehrfunktion in Bremen ab 1910.³³ Die praktisch-politische Aktivität Gorters und Roland Holsts nach Pannekoeks Übersiedlung nach Deutschland 1906, die dessen Einfluß auf seine politischen Vertrauten in Holland kaum minderte, wird bei Gerber für die Entstehungsphase der „Sociaal-Democratische Partij“ (SDP) breit geschildert.³⁴ Insbesondere in der Dissertation von Herman de Liagre-Böhl wird für die Zeit seit der Gründung der SDP bis zum Ersten Weltkrieg die enge Korrespondenz zwischen der theoretisch-taktischen Positionsbestimmung dieser Partei, in der Gorter eine wichtige Rolle spielte während Roland Holst einstweilen in der SDAP blieb, und der politischen Entwicklung Pannekoeks in der Bremer Sozialdemokratie aufgedeckt.³⁵ Diese Beschreibungen der organisatorischen und taktischen Stellungnahmen und Einflußnahmen der Holländischen Marxistischen Schule ergänzen und erweitern einen früheren Darstellungsversuch der Tätigkeit Pannekoeks in der SPD vor

31 John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.63. Zur Marx-Rezeption bei Gorter siehe auch Fr. de Jong Edz., Herman Gorter en Marx, in: Acht over Gorter, a.a.O., S.283-304.

32 Dazu die Hinweise bei Mathijs C. Wiessing, Die Holländische Schule . . . , a.a.O., S.60f.

33 Corrado Malandrino, Scienza e Socialismo, a.a.O., S.61-144, besonders eingehend auf die Berliner Jahre 1906-1910. Malandrinos Stärke ist die Vertiefung ins Detail, Gerbers Darstellungsweise ist eher abstrahierend-politikwissenschaftlich. Malandrino hat einige Aufsätze zur Vorkriegstätigkeit Pannekoeks vor seinem Buch veröffentlicht, u.a. ders., La prima attività politica e sociale di Anton Pannekoek a Leida (1899-1906), in: Il pensiero politico, Jg.15 (1982), S.350-374. Interessant auch die Briefe Pannekoeks an Robert Michels, die er veröffentlichte: Corrado Malandrino, Lettere di Anton Pannekoek a Robert Michels (1905), in: Annali della Fondazione Luigi Einaudi, Jg.19 (1985), S.467-492.

34 John Paul Gerber, Anton Pannekoek, . . . , a.a.O., S.141ff.

35 Herman de Liagre-Böhl, Herman Gorter, . . . , a.a.O., S.106ff. Vgl. auch John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.141ff.

1914.³⁶ Dort war auf der Grundlage des Pannekoek- und des Kautsky-Archivs im IISG die enge persönliche Verbindung Pannekoeks mit Kautsky und schwerpunktmäßig seine publizistische Einwirkung auf die SPD durch die Pressekorrespondenz, die er von 1908 bis 1914 betrieb, dargelegt und dokumentiert worden. Es kann nach diesen sehr detaillierten und kohärenten Forschungsergebnissen, die hier in den faktischen Einzelheiten nicht referiert werden können, nicht mehr zweifelhaft sein, daß unter dem Einfluß der Holländischen Marxistischen Schule ab 1910 in der niederländischen SDP und in der Bremer Organisation der SPD³⁷ eine eigenständige Konzeption revolutionär-sozialistischer Politik entwickelt und wirksam vertreten wurde, die nicht identisch war mit der radikalen Linken um Rosa Luxemburg, Karl Liebknecht u.a.³⁸ und von der eine klar umrissene Kontinuitätslinie im westeuropäischen Sozialismus bzw. Kommunismus ausgeht, die bis in die Mitte des Jahrhunderts reicht.

Die revolutionär-sozialistische Strategie des „aktiven Radikalismus“, die sich ab 1910 in der Auseinandersetzung mit Kautsky abzeichnet, ist seit Ende der sechziger Jahre oft dokumentiert und resümiert worden.³⁹ Sie wird in systematisierender Absicht zusammengefaßt und diskutiert vor allem in den Arbeiten von Gerber und Boekelman. Gerber hebt zutreffend die politischen Schriften Pannekoeks aus der Zeit vor 1910 von denen nach der preußischen Wahlrechts-Kampagne dieses Jahres ab.⁴⁰ In den Jahren bis 1910 konkretisierte Pannekoek seine politische Theorie in der Kritik am Revisionismus und seinem philosophischen Korrelat, dem Neukantianismus, und am Anarchismus. Die Summe dieser praxisbezogenen Reflexionen hatte er 1909 in seiner Schrift über „Die taktischen Differenzen in der Arbeiterbewegung“ veröffentlicht.⁴¹ Gerber sieht in der Analyse der „Machtmittel der Bourgeoisie“, namentlich der Formen ihrer Herrschaft über das Bewußtsein der Arbeiterklasse, bei dem Niederländer Ansätze einer Theorie der kulturellen Hegemonie, wie sie in der Nachkriegszeit von Antonio Gramsci entfaltet wurde. Die ab 1910 ausformulierte Strategie der revolutionären Massenaktionen mit der in ihr enthaltenen kritischen Infragestellung der formalen Organisation und der Bürokratisierung in der Arbeiterbewegung, der Parlaments- und der Gewerkschaftsarbeit interpretiert Gerber als praktisch gewendete und auf die Strategie der Arbeiterbewegung angewandte Folgerung aus der Akzentuierung des subjektiven Faktors im Dietzgen-Marxis-

36 Hans Manfred Bock, Anton Pannekoek in der Vorkriegs-Sozialdemokratie. Bericht und Dokumentation, in: *Jahrbuch Arbeiterbewegung. Theorie und Geschichte*, Bd.3 (1975), S.103-167. Dort der Wiederabdruck einiger Korrespondenz-Artikel, die Pannekoek bei Niederschrift seiner Memoiren (vgl. Anton Pannekoek, *Herinneringen*, a.a.O., S.174) im Rückblick noch als das Beste bezeichnete, was damals in der Parteipresse erschienen sei. Der Aufsatz von Corrado Malandrino, Anton Pannekoek e il movimento socialdemocratico tedesco (1906-1914), in: *Annali della Fondazione Luigi Einaudi*, Jg.17 (1983), S.497-543, ist weitestgehend textgleich mit den entsprechenden Kapiteln seines Pannekoek-Buchs von 1987. Zur Bremer Linken und zur SDP siehe auch John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.233-293.

37 Während für die Erschließung der Rolle Pannekoeks in der Bremer SPD die ältere Arbeit von Karl-Ernst Moring, *Die Sozialdemokratische Partei in Bremen 1890-1914*, Hannover 1969, sehr hilfreich war, fehlt bisher eine entsprechende kritische Geschichte der niederländischen SDP.

38 Dies herauszuarbeiten und die Vorkriegsposition der Bremer Linken und der Niederländer zu vergleichen mit der anfänglichen Strategie-Konzeption der „Jungen“ in der SPD um 1890, wurde versucht in Hans Manfred Bock, *Quelques tendances gauchistes dans la social-démocratie en Allemagne avant 1914*, in: *La Social-Démocratie dans l'Allemagne impériale*. Edité par Joseph Rovin, Paris 1985, S.195-219.

39 Vgl. Anton Pannekoek et les conseils ouvriers, a.a.O., S.51-98; Hans Manfred Bock, *Geschichte des „linken Radikalismus“*, a.a.O., S.76-89.

40 John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.294. Über die im März 1910 beginnenden politischen Differenzen Pannekoeks mit Kautsky siehe auch Anton Pannekoek, *Herinneringen*, a.a.O., S.140ff.

41 Darüber auch ausführlich Marinus A.M. Boekelman, *The development of the social and political thought of Anton Pannekoek*, a.a.O., S.138ff. Von der (von Lenin 1910 ausdrücklich empfohlenen) Schrift gab es in den frühen siebziger Jahren in der Bundesrepublik Deutschland drei Neudrucke; vgl. meine bibliographischen Angaben in: Anton Pannekoek in der Vorkriegs-Sozialdemokratie, a.a.O., S.167.

mus der Holländer. Im Gegensatz zu der unnötig langen Paraphrase der Pannekoek-Luxemburg-Kautsky-Debatte der Jahre 1910 bis 1912 über den Massenstreik⁴² enthalten die Kapitel in Gerbers und Boekelmans Arbeiten über die Imperialismus- und Nationalismus-Analyse Pannekoeks in den letzten Vorkriegsjahren erstmalig zusammenfassende Darstellungen. Die 1912 im Widerspruch gegen die austromarxistischen Thesen Otto Bauers formulierte Verurteilung jeglicher Form des Nationalismus und dessen Charakterisierung als die effizienteste Spielart ideologischer Herrschaft des Bürgertums über das Proletariat wird als die am weitesten gehende Ausprägung eines kompromißlosen Internationalismus in der Zweiten Internationale bewertet.⁴³ Die Analyse der Kritik Pannekoeks vom Jahre 1913 an Rosa Luxemburgs Imperialismus-Theorie ergibt, daß in dieser Kontroverse der hauptsächliche Einwand sich gegen die Auffassung von der gleichsam mechanischen ökonomischen Notwendigkeit der Entstehung des Imperialismus richtete. Pannekoeks Verständnis des Imperialismus setzte hingegen bei der „gesellschaftlichen Notwendigkeit“ für dessen Entstehung ein und er betonte — in der politisch-ökonomischen Argumentation sich an Karl Radeks Imperialismus-Thesen anlehnend — besonders die ideologischen Entstehungsursachen.⁴⁴

Die vorliegenden Erkenntnisse über die Holländische Marxistische Schule vor 1914 lassen es als geboten erscheinen, ihre Position des „aktiven Radikalismus“ sehr viel stärker als bisher geschehen in das insgesamt so vielfältige Spektrum der internationalen Sozialismus-Diskussion dieser Periode einzubeziehen und vergleichend zu diskutieren. Die Aufgabe einer kritisch vergleichenden Analyse ist in den neueren Arbeiten, deren Verfasser ja in erster Linie um die historische Rekonstruktion bemüht sind, noch nicht gelöst. Der Vergleich könnte insbesondere von großem Interesse sein im Zusammenhang der philosophischen Marxismus-Debatte, der Strategie-Diskussion sowie der Imperialismus- und Nationalismus-Theorie der Zweiten Internationale. Die 1910 bis 1914 in der Bremer Linken und in der niederländischen SDP vertretene und propagierte Massenaktions-Strategie in Verbindung mit einer spezifischen Variante der Imperialismus-Theorie und mit einem resoluten Internationalismus, diese Vorkriegs-Position des „aktiven Radikalismus“ der Holländischen Marxistischen Schule wurde nach Kriegsbeginn 1914 in einer neuen internationalen Konstellation der Arbeiterbewegung weiterentwickelt.

3. Die Niederländer als Vorbereiter und intellektuelle Mentoren des Linkskommunismus in den Kriegs- und Nachkriegsjahren bis 1927

Die kritische Vorkriegs-Position der Vertreter der Holländischen Marxistischen Schule ermöglichte es ihnen nach Beginn des Ersten Weltkrieges, sofort den Zusammenbruch der

42 Diese Texte sind in den meisten der neueren Anthologien abgedruckt; sie sind der bekannteste Teil der Vorkriegs-Position der Niederländer, nicht zuletzt deshalb, weil Lenin sich in Kapitel VI/3 von „Staat und Revolution“ auf diese Debatte bezieht. Siehe die Beiträge Pannekoeks in: Die Linke gegen die Parteiherrschaft, a.a.O., S.179-210 und A[nton] Pannekoek und H[erman] Gorter, Organisation und Taktik, . . . , a.a.O., S.49-72. Siehe auch Corrado Malandrino, *Scienza e Socialismo*, a.a.O., S.132-138.

43 John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.319. Diesem Teil der politischen Theorie der Niederländer vor 1914 ist bislang wenig Aufmerksamkeit gewidmet worden; Pannekoeks einschlägige Schrift: *Klassenkampf und Nation*, Reichenbach 1912, ist m.W. nur im Französischen neu veröffentlicht worden in: *Nation et lutte de classe*. Josef Strasser, *A propos de l'internationalisme*. L'ouvrier et la nation; Anton Pannekoek, *Lutte de classe et nation*. Introduction par Claudie Weill, Paris 1977.

44 Vgl. John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.308ff; Marinus A.M. Boekelman, The development of the social and political thought of Anton Pannekoek, a.a.O., S.217ff. Grobe Fehleinschätzungen der Stellung Pannekoeks in der Imperialismus-Debatte durch die ältere Literatur sind damit als solche klar erkennbar und widerlegt. Vgl. als Beispiel die unhaltbare Darstellung Pannekoeks in Abraham Ascher, „Radical“ Imperialists within German Social Democracy 1912-1918, in: *Political Science Quarterly*, Jg.76 (1961), S.555-575.

Zweiten Internationale zu konstatieren und zu analysieren. Aufgrund dieser Disposition ergab sich ein frühzeitiges, ebenso intensives wie problematisches Zusammengehen mit den Bolschewiki in dem Bemühen um den Aufbau einer neuen Internationale, das in der Zimmerwalder Linken konkrete Formen annahm. Die Forschungssituation zum Linkskommunismus war bis in die achtziger Jahre dadurch gekennzeichnet, daß seine Ursprünge im „aktiven Radikalismus“ der Bremer Linken und der SDP vor 1914 deutlich erkannt, daß aber die genauere Entwicklung in den Kriegsjahren nur bruchstückhaft bekannt war.⁴⁵ Diese Lücke füllen nun weitgehend die Monographien von Gerber, Boekelman und Bourrinet, in denen die Diskussionen besonders in den Niederlanden dargestellt werden.⁴⁶ Alle konstitutiven Programmpunkte des Linkskommunismus, die Selbstbewußtseinsentwicklung des Proletariats in revolutionären Massenaktionen, die revolutionären Räte als Kampforgane, antibürokratische Kritik und die Ablehnung der Mitarbeit in den Parlamenten und in den etablierten Gewerkschaften, kennzeichnen im Lauf der Kriegsjahre die Stellungnahmen der Niederländer. Unter ihrem theoretischen Einfluß stabilisierte sich die ab 1916 von Bremen angeführte Tendenz der „Internationalen Sozialisten Deutschlands“ (ISD), die im August 1917 sich als selbständige Partei im Reichsmaßstab zu konstituieren versuchte — im Gegensatz zum Spartakus-Bund — und die bis zum Frühjahr 1920 das Koordinationszentrum der linkskommunistischen Opposition in der jungen KPD blieb.⁴⁷ Die Theorie-Praxis-Symbiose zwischen den Niederländern und den Linkskommunisten in Deutschland erneuerte sich im Laufe des Jahres 1919, öffentlich und ausdrücklich nach dem 2. Parteitag der KPD im Oktober, und blieb prinzipiell auch erhalten, als sich die aus der linkskommunistischen Opposition heraus gegründete „Kommunistische Arbeiter-Partei Deutschlands“ (KAPD) nach 1921 rasch desintegrierte. Die neueren Monographien zur Holländischen Marxistischen Schule erweitern die Kenntnis der Geschichte des Linkskommunismus in erster Linie um die Dimension der deutsch-holländischen und der internationalen Beziehungen.

Als wichtige Erkenntnisse über die Vorgeschichte des Linkskommunismus in den Kriegsjahren können folgende Ergebnisse skizziert werden: Die Kriegssituation führte nicht nur Pannekoek in die Niederlande zurück, was keinen Abbruch der ständigen Kontakte zur radikalen Linken in Deutschland („Lichtstrahlen“-Gruppe und Bremer Linke) bedeutete, sondern sie führte auch die „Nieuwe-Tijd“-Dreiergruppe der Vorkriegsjahre wieder politisch und räumlich zusammen. Henriette Roland Holst war nach ihrem Austritt aus der SDAP in den letzten Vorkriegsjahren Anfang 1915 wieder politisch aktiv geworden in einer antimilitaristischen Vereinigung „Revolutionair Socialistisch Verbond“ (RSV), über den sie im Mai 1916

45 Als bis heute wichtigste ältere Studie für die Kriegsentwicklung der Bremer Linken, in der die enge politisch-ideologische Gemeinsamkeit Johann Kniefs mit Pannekoek herausgearbeitet wird, ist hier zu nennen: Gerhard Engel, Die politisch-ideologische Entwicklung Johann Kniefs (1890-1919). Untersuchungen zur Geschichte der Bremer Linksradikalen, Diss., Berlin-[Ost] 1967, 525 Ms.-S. Für die Kriegs-Geschichte der SDP war — und bleibt in großen Teilen — die Dissertation von Herman de Liagre-Böhl über Gorter die maßgebliche Arbeit.

46 Gerbers Arbeit steht auch hier zu der Boekelmans in einem Verhältnis wie eine ausgeführte Zeichnung zu einem ersten Skizzen-Entwurf. Bourrinets Arbeit, die die Vorkriegs-Position der Holländer sehr summarisch behandelt, ist für die Kriegsjahre (S.37-72) sehr informationsreich für die Geschichte der SDP insgesamt.

47 Als minutiöse Studie der Rolle der Bremer Linksradikalen in der Entstehungsgeschichte der KPD und der Revolutionsgeschichte in Bremen ist immer noch unersetzlich: Peter Kuckuk, Bremer Linksradikale bzw. Kommunisten von der Militärrevolte im November 1918 bis zum Kapp-Putsch im März 1920. Ihre Politik in der Hansestadt und in den Richtungskämpfen innerhalb der KPD, phil. Diss., Hamburg 1970, 610 Ms.-S.

den Anschluß an die SDP fand.⁴⁸ Sie arbeitete in diesen Jahren eng mit Pannekoek und Gorter zusammen in der Redaktion der „Tribune“, der „Nieuwe Tijd“ und des Zimmerwald-Organs „Vorbote“. Gemeinsam mit beiden unterstützte sie gegen die Vorbehalte der SDP-Führung (Ravesteijn, Wijnkoop, Ceton) die Zimmerwalder Linke in der Absicht der vollständigen Erneuerung der Internationale.⁴⁹ Das schnelle Ende des weitgehend von ihr finanzierten „Vorbote“ nach dessen zweiter Nummer war eher das Ergebnis des Ringens um die Festlegung der Redaktionspolitik als der Ausdruck bereits erkannter Gegensätze zwischen Bolschewiki und den Niederländern. Namentlich Gorter stand in den Kriegsjahren in engem Briefkontakt mit Lenin.⁵⁰ Er übersetzte nicht nur Lenins „Staat und Revolution“ bereits 1918 ins Niederländische, sondern er begrüßte im selben Jahr in einer SDP-Broschüre emphatisch die russische Oktober-Revolution und das in ihr praktizierte Rätssystem.⁵¹ Pannekoeks Analyse der russischen Ereignisse seit der Februar-Revolution wies ebenfalls die Vorbildhaftigkeit der Räte als Organe der Selbstaktion der Massen nach.⁵² Allerdings waren weder er noch Gorter von der Transferierbarkeit der Strategie der russischen Revolution auf Westeuropa überzeugt. Wenn es noch eines Beweises bedurfte, daß die Niederländer trotz ihrer praktischen oppositionellen Gemeinsamkeit in den Kriegsjahren mit Lenin und den Bolschewiki und trotz dessen Wertschätzung der Vorkriegs- und Kriegsschriften der Holländischen Marxistischen Schule⁵³ keine Anhänger der Bolschewiki waren, so wird dieser Beweis durch die neueren Studien erbracht.⁵⁴ Die Synopse ihrer zentralen Überlegungen zeigt, daß sie die Hauptursachen für den Zusammenbruch der Zweiten Internationale in der ideologischen („geistigen“) Macht des Imperialismus und Nationalismus über die Proletarier und in der strukturellen bürokratischen Erstarrung der großen Arbeiterorganisationen vor 1914 sahen.⁵⁵ Die Schärfe ihrer

48 Siehe John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.350ff. Zu Henriette Roland Holst siehe neuerdings auch: Gernot Jochheim, Gewaltlosigkeit in der proletarischen Revolution. Der Beitrag Henriette Roland Holsts zur Klassenkampftheorie während des I. Weltkrieges, in: Wege des Ungehorsams. Jahrbuch für die libertäre und gewaltfreie Aktion, Politik und Kultur, Bd.2 (1986), S.139-155. Zu den Linksgruppierungen insgesamt im Weltkrieg bezieht sich Bourrinet auf Jan Erik Burger, Linkse frontforming. Samenwerking van revolutionaire socialisten 1914-1918, Amsterdam 1983. Das Buch war mir nicht zugänglich.

49 Dazu die Dokumentation in: Mathijs C. Wiessing, Die Holländische Schule . . . , a.a.O., S.139ff.

50 A.a.O., S.68-88: Herman Gorter im Jahre 1918, mit der Erstveröffentlichung der deutschen Originale von Briefen Gorters an Lenin. Zu den Beziehungen beider in den Kriegsjahren siehe auch Herman de Liagre-Böhl, Herman Gorter, a.a.O., S.131ff.

51 Herman Gorter, Die Weltrevolution, Amsterdam 1918, auszugsweise abgedruckt in A. Pannekoek und H. Gorter, Organisation und Taktik, . . . , a.a.O., S.102-117.

52 So insbesondere in einer Artikelserie in: De Nieuwe Tijd, Jg 1917/18: De Russische Revolutie. Vgl. dazu John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.340ff; siehe auch Marinus A.M. Boekelman, The development of the social and political thought of Anton Pannekoek, a.a.O., S.243-250.

53 Von den Weltkriegs-Schriften besonders enthusiastisch von Lenin begrüßt: Herman Gorter, Het imperialisme, de wereldoorlog en de sociaaldemocratie, Amsterdam 1914; deutsche Fassung: München o.J. In deutscher Übersetzung auch auszugsweise in: A. Pannekoek und H. Gorter, Organisation und Taktik . . . , a.a.O., S.73-87. Vgl. dazu eingehend Philippe Bourrinet, Aux origines . . . , a.a.O., S.40-44.

54 Die ältere Darstellung von Heinz Schurer, Anton Pannekoek and the origins of Leninism, in: The Slavonic and East European Review, Jg.16 (1963), S.327-344, in der eine partielle geistige Schuldnerschaft Lenins gegenüber Pannekoek behauptet wird, ist nicht haltbar. Siehe dazu schon kritisch: Pannekoek et les conseils ouvriers, a.a.O., S.46f. Vgl. auch Corrado Malandrino, Scienza e Socialismo, a.a.O., S.163. Andererseits ist auch die in der marxistisch-leninistischen Geschichtsschreibung bis in die sechziger Jahre vertretene These, die Bremer Linksradikalen seien die Avantgarde des Leninismus in Deutschland gewesen, nicht zutreffend. Bei Gerhard Engel (vgl. Anm.45) heißt es dann (S. 342), die Bremer Linksradikalen hätten die richtige Forderung einer neuen Parteigründung gestellt: „Darin besteht ihr unzweifelhaftes Verdienst. Zugleich jedoch verharren sie in Spontaneitätsauffassungen, offenbarten sie anarcho-syndikalistische Tendenzen in bezug auf den Charakter und die Aufgaben der zu schaffenden Partei und propagierten unmarxistische Auffassungen über das Verhältnis Führer-Partei-Klasse-Massen.“

55 Dazu die ausführliche Wiedergabe bei John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.331-344. Dort auch die Rolle Pannekoeks in der Zimmerwalder Linken. Vgl. auch Corrado Malandrino, Scienza e Socialismo, a.a.O., S.145-164.

Abgrenzung gegen die Revisionisten wie gegen die „Zentristen“ war begründet in der Erwartung, daß unter dem Druck der Kriegsverhältnisse die Arbeiter zur Weckung des Selbstbewußtseins und zur massenhaften Eigenaktivität gebracht würden und daß aus diesen Massenaktionen die Revolution entstehe. Diese Massenaktions-Strategie und die nunmehr, in der beginnenden Revolution, prinzipielle Ablehnung des Parlamentarismus und der Arbeit in den etablierten Gewerkschaftsorganisationen unterschieden die Niederländer und die ISD-Tendenzen in Deutschland deutlich von Lenin und den Bolschewiki. Den Anlaß für die Festlegung auf die antiparlamentarische und antigewerkschaftliche Strategie hatte die Gruppe Pannekoek-Gorter-Roland Holst in den Auseinandersetzungen innerhalb der SDP gefunden. In dieser in den Kriegsjahren schnell wachsenden und 1917 parlamentarisch erfolgreichen Partei waren sie im Laufe dieses Jahres in die Minderheitsposition geraten.⁵⁶ Mochten die Konflikte in der SDP zur Ausformulierung der linkskommunistischen Position der Holländischen Marxisten beitragen, so waren ihr Denken und ihre tatsächliche Wirkung nicht auf diesen Rahmen beschränkt, sondern seit 1918 immer stärker auf den internationalen Sozialismus und dort vorzugsweise auf Deutschland gerichtet.

Philippe Bourrinet faßt die Stellung der Holländischen Marxistischen Schule nach dem Ende des Ersten Weltkrieges so zusammen: Ihre Vertreter lösten sich bald schon von der durch Umbenennung der SDP im November 1918 gegründeten „Communistische Partij Holland“ (CPH) ab und verbanden ihr politisches Schicksal künftig mit dem Linkskommunismus in Deutschland und mit der KAPD. „Celle-ci étroitement dépendante de l'Ecole hollandaise du marxisme constituait le centre du communisme de gauche international, sur le terrain pratique de la révolution et sur le plan organisationnel“.⁵⁷ Die Kontinuität der deutsch-niederländischen Kooperation und politisch-theoretischen Einheit in der Bremer Sozialdemokratie von den Vorkriegs- und Kriegsjahren bis zum Entstehen der ISD-Tendenz, die sich in der November-Revolution in „Internationale Kommunisten Deutschlands“ (IKD) umbenannte und zum Sammelpunkt der linkskommunistischen Opposition in der KPD des Jahres 1919 wurde, ist jüngst noch einmal von John Paul Gerber aufgezeigt worden und steht außer jedem Zweifel.⁵⁸ Die Parallelität und die Interferenzen der linken Opposition in der Kommunistischen Partei in Deutschland und in den Niederlanden während des Jahres 1919 sind dank der Auswertung der holländischen Quellen (besonders der „Nieuwe Tijd“-Artikel) nun deutlich aufgezeigt. Es wird erkennbar, daß die Fraktionierung der SDP bzw. seit November 1918 der CPH stärker auf persönlichen Animositäten als auf theoretischen und strategischen Gegensätzen zwischen der Führungsgruppe Ravesteijn, Wijnkoop, Ceton und den anerkannten Theoretikern Pannekoek-Gorter-Roland Holst beruhten und daß letztere im Laufe des Jahres 1919 diese Differenzen in Analogie zu den Richtungskämpfen in der KPD(S) zwischen den ehemaligen

56 Dazu besonders John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.419-432; aufschlußreich auch Philippe Bourrinet, *Aux origines* . . . , a.a.O., S.47-63; Herman de Liagre-Böhl, Herman Gorter, a.a.O., S.201-236. Die Darstellungen zur Geschichte der SDP in den Kriegsjahren sind gelegentlich in den Details und Bewertungen widersprüchlich in der hier herangezogenen Literatur. Nicht zugänglich war mir die ältere Biographie A.J. Koejmans, David Wijnkoop. *Een mens in de strijd vor het socialisme*, Amsterdam 1967. Eine über die Memoirenliteratur hinausgehende Monographie über die SDP bleibt auch nach den hier vorgestellten Studien ein Desiderat. Die folgende russische Monographie über die Tribunisten konnte hier nicht einbezogen werden: German G. Bauman, *Tribunisty: revoliucionnyye marksisty niderlandov*, Rostov 1981. (Den Hinweis auf die Publikation verdanke ich Marcel van der Linden.)

57 Philippe Bourrinet, *Aux origines* . . . , a.a.O., S.63.

58 John Paul Gerber, *From Left Radicalism to Council Communism*, passim. Gerber konzentriert diesen Aufsatz auf das Zusammenwirken der sozio-ökonomischen Ursachen des Bremer Linksradikalismus mit dem Einfluß der Pannekoekschen Theorie und er arbeitet deutlich die Kontinuitätsmomente von der Vorkriegszeit bis in die ersten Nachkriegsjahre heraus, ohne jedoch neue Fakten zu präsentieren.

IKD-Vertretern und den Anhängern des Spartakusbundes zu sehen begannen.⁵⁹ Neu ist z.B. ein nicht unwesentliches Detail, das die sehr frühe aktive Beteiligung der Niederländer an der Ausformulierung der seit dem Gründungsparteitag der KPD(S) dominierenden Tendenz des Linkskommunismus belegt. Nach Gerber spielte eine von Pannekoek verfaßte Zusammenstellung der Gegensätze zwischen der Levi-Zentrale der KPD(S) und der linken Mehrheit bereits eine ausschlaggebende Rolle für die Klärung der linkskommunistischen Position auf der 3. Reichskonferenz der Partei in Frankfurt/Main im August 1919.⁶⁰ In der deutschsprachigen Parteipresse trat Pannekoek dann in einer Artikelserie im Bremer „Kommunist“ erst am Jahresende 1919/20 für die auf dem Heidelberger Parteitag im Oktober ausgeschlossenen Linkskommunisten ein.⁶¹ Pannekoek sah im deutschen Novemberumsturz von 1918 eine im wesentlichen bürgerliche Revolution, der die proletarische, getragen von der Aktion politisch selbstbewußter und in den Räten organisierter Massen, folgen werde. Er verurteilte die in der zweiten Jahreshälfte 1919 einsetzenden Zentralisierungstendenzen in der KPD (S) als Ansätze einer Parteidiktatur und gab den deutschen Linkskommunisten die theoretische Fundierung ihrer Ablehnung der Arbeit in den Parlamenten und den Gewerkschaften. Seine Forderung nach vorrangiger „Selbstbewußtseinsentwicklung des Proletariats“ und seine Anerkennung der „revolutionären Betriebsorganisationen“ als Räteorganisationen und ihrer Zusammenfassung in der „Allgemeinen Arbeiter-Union Deutschlands“ (AAUD) waren die Basis für seine vorbehaltlose Unterstützung der im April 1920 gegründeten KAPD; diese verabschiedete ihrerseits ein Gründungsprogramm, das alle wesentlichen Vorstellungen Pannekoeks enthielt.⁶² Stärker als Pannekoek war Herman Gorter praktisch in die Entstehung und in die Kämpfe der KAPD einbezogen; er unterhielt enge Beziehungen zur Berliner Gründergruppe der neuen Partei. Die Hauptaufgabe sahen die Niederländer weniger im nationalen als im internationalen Aufbau der kommunistischen Bewegung,⁶³ der mit der Gründung der Kommunistischen Internationale im März 1919 einen organisatorischen Rahmen erhalten hatte. Die Errichtung, das Programm und die Konflikte des Amsterdamer Subbüros der Komintern

59 Dazu detailliert John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.430ff. Interessante Dokumentation auch in Mathijs C. Wiessing, Die Holländische Schule, a.a.O., S.88ff. Gorters Sicht der innerparteilichen Differenzen wird breit dargestellt in der im August 1919 von ihm verfaßten Schrift: Der Opportunismus in der niederländischen Kommunistischen Partei, abgedruckt in: Die Linke gegen die Parteiherrschaft, a.a.O., S.260-298.

60 John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.417. Zur Diskussion auf der Reichskonferenz siehe Peter Kuckuk, Bremer Linksradikale . . . , a.a.O., S.187ff.

61 Siehe dazu besonders Corrado Malandrino, Scienza e Socialismo, a.a.O., S.172ff. Vgl. dazu auch meine Darstellung der Vorgeschichte der KAPD-Gründung in: Bericht über den Gründungs-Parteitag der KAPD am 4. und 5. April 1920 in Berlin. Eingeleitet und kommentiert von Hans Manfred Bock, in: Jahrbuch Arbeiterbewegung. Theorie und Geschichte, Bd.5 (1977), S.185-200.

62 Es muß hier festgehalten werden, daß die neueren Monographien über die Niederländer einen eigenen Beitrag zur Sozialgeschichte und politischen Soziologie der KAPD nicht enthalten. Am ehesten erweitert die Arbeit von Philippe Bourrinet (S.75-122) den Kenntnisstand durch die Skizze der internationalen Parallelercheinungen in der Frühgeschichte des europäischen Kommunismus. Keinen selbständigen Beitrag zur KAPD-Geschichte enthält Denis Authier und Jean Barrot, La Gauche Communiste en Allemagne 1918-1921, Paris 1976, obwohl das Buch mehr als zur Hälfte (S.112-230) der Organisationsgeschichte des Linkskommunismus gewidmet ist. Als ein teilweise einschlägiger Beitrag zu deren Vertiefung ist anzusehen die US-amerikanische Dissertation Larry Peterson, The Policies and Work of the KPD in the Free Labor Unions of Rhineland-Westphalia 1920-1924, Ph.D. Dissertation, Columbia University 1978. Da in der geschichts- und politikwissenschaftlichen Forschung in der Bundesrepublik Deutschland das Thema der Sozialgeschichte und politischen Soziologie des Linkskommunismus — im Gegensatz zum sehr ausgeprägten Interesse in anderen Ländern — nicht wieder aufgegriffen wurde, ist der Stand der Kenntnisse, auf den sich auch die hier besprochenen Arbeiten beziehen, immer noch Hans Manfred Bock, Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1923, Meisenheim/Glan 1969.

63 Gorter schrieb am 1.5.1920 an Lenin: „Persönlich habe ich hier natürlich einen sehr schweren Stand. Besonders da Henriette und Anton mir nicht viel helfen, trotzdem sie im allgemeinen mit mir einverstanden sind. Henriette ist zu ethisch, um innerhalb der Partei zu kämpfen, Anton hat kein Interesse für Holland, nur für Deutschland und die Welt.“ Zitiert nach Mathijs C. Wiessing, Die Holländische Schule . . . , a.a.O., S.94.

haben erwartungsgemäß auch die Aufmerksamkeit der Autoren der neueren Monographien über die Holländische Marxistische Schule auf sich gezogen. Hier begannen 1920 die Unterschiede zutage zu treten, die schon während der vorangegangenen Jahre zwischen der Position der Niederländer sowie der ISD/IKD-Tendenz und derjenigen der Bolschewiki angelegt waren und die sich nun zum offenen Konflikt in organisatorischen und taktischen Grundfragen der kommunistischen Bewegung steigerten. Sie endeten im Sommer 1921 mit der Ausgrenzung der Holländischen Marxisten und des von ihnen gestützten Linkskommunismus der KAP. Die wichtigsten Ergebnisse der neueren Studien zum Verlauf dieses Konflikts⁶⁴ können wie folgt resümiert werden: Der Beschluß der Komintern vom September 1919, neben dem Westeuropäischen Sekretariat der Dritten Internationale in Berlin ein weiteres Subbüro in Amsterdam zu errichten, wurde im Januar 1920 von dem Moskau-Emissär und ehemaligen politischen Gefolgsmann Pannekoeks, Sebald Rutgers (1879-1961), überbracht.⁶⁵ Die russische Einladung an Pannekoek, als theoretischer Mitarbeiter und Berater nach Moskau zu kommen, die Rutgers überbrachte und der Eingeladene ablehnte,⁶⁶ und der Vorschlag zur Besetzung des Büros mit den zu dieser Zeit in heftiger innerparteilicher Fehde stehenden Gruppe Pannekoek-Gorter-Roland Holst auf der einen und Ravesteijn-Wijnkoop auf der anderen Seite, lassen vermuten, daß die Komintern-Spitze über die Interna der CPH und über die Unterstützung der deutschen Linkskommunisten durch die Gruppe um Pannekoek nicht informiert war.⁶⁷ Das Amsterdamer Subbüro begann in kürzester Zeit zu arbeiten; es gab ab Februar 1920 ein internationales Bulletin heraus und hielt Anfang desselben Monats weisungsgemäß die erste westeuropäische Konferenz der Komintern ab.⁶⁸ Als Pannekoek im Bulletin in mehreren Artikeln eindeutig Stellung nahm zugunsten der deutschen Linkskommunisten in der Parlaments- und der Gewerkschaftsfrage und als auch ein Dominanzanspruch des Amsterdamer Büros gegenüber dem Westeuropäischen Sekretariat in Berlin geltend gemacht wurde, provozierte das umgehend den Bruch in Moskau. Das Exekutiv-Komitee der Komintern ließ Ende April 1920 über den Rundfunk mitteilen, daß das Amsterdamer Subbüro geschlossen sei und seine Funktion vom Westeuropäischen Sekretariat in Berlin wahrgenommen werde.⁶⁹

64 Dazu Paul John Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.442-494; Corrado Malandrino, *Scienza e Socialismo*, a.a.O., S.165-191; Philippe Bourrinet, *Aux origines* . . . , a.a.O., S.75-122; Marinus A.M. Boekelman, *The development* . . . , a.a.O., S.259-307. Siehe auch für die niederländischen Diskussionen Mathijs C. Wiessing, *Die Holländische Schule* . . . , a.a.O., S.88-130; Die Tribunisten und die Komintern.

65 Zu Rutgers vgl. G.C. Trincher Rutgers und K. Trincher, Rutgers. *Zijn leven en streven in Holland, Indonesia, Amerika en Rusland*, Moskau 1974.

66 Siehe Anton Pannekoek, *Herinneringen*, a.a.O., S.196.

67 Diese Folgerung wird von den Autoren nicht ausdrücklich gezogen, sie ist aber zwingend, wenn man die Tatsache einbezieht, daß Lenin und das Exekutiv-Komitee der Komintern bereits seit Anfang Oktober 1919 sich wiederholt eindeutig gegen die Linkskommunisten ausgesprochen hatten. Vgl. dazu meine Darstellung in: *Syndikalismus und Linkskommunismus von 1918 bis 1923*, a.a.O., S.251ff. Die Einladung an Pannekoek und die Beauftragung der Niederländer mit der Gründung des Komintern-Büros wäre bei Kenntnis ihrer zentralen Rolle im Linkskommunismus sehr unwahrscheinlich gewesen.

68 Eine gute Beschreibung und Dokumentation zur Tätigkeit des Amsterdamer Subbüros enthält: Piero Conti, *Le divergenze fra gli uffici europei del Comintern (1919-1920)*, in: *Movimento Operaio e Socialista*, Jg.18 (1972), S.133-193. Zur Analyse des Amsterdamer Kongresses eingehend: Philippe Bourrinet, *Aux origines* . . . , a.a.O., S.82-86. Zur Geschichte der Anfänge der Komintern siehe auch Pierre Broué, *Du premier au deuxième congrès de l'Internationale communiste*, Paris 1979.

69 Vgl. Piero Conti, *Le divergenze* . . . , a.a.O., S.192f.

Im selben Monat April 1920 verfaßte Lenin seine Schrift „Der ‚linke Radikalismus‘, die Kinderkrankheit im Kommunismus“, die im Juni 1920 zuerst in Russisch und dann — im Hinblick auf den Zweiten Weltkongreß der Komintern im Sommer 1920 — in mehreren Sprachen erschien. Die Hauptadressaten der Schrift waren die Vertreter der Holländischen Marxistischen Schule, deren Vordenker Pannekoek fast gleichzeitig im März/April 1920 die revolutionstheoretische und strategische Position der Linkskommunisten in einer langen Artikelserie in der „Nieuwe Tijd“ und dann in der Broschüre „Weltrevolution und kommunistische Taktik“⁷⁰ zusammenfaßte. Mit dieser Positionsbestimmung stand Pannekoek, ähnlich wie zehn Jahre zuvor dem theoretischen Führer der Zweiten Internationale, Kautsky, nunmehr dem theoretischen Haupt der Dritten Internationale und charismatischen Anführer der russischen Revolution, Lenin, gegenüber. In Lenins „Kinderkrankheits“-Schrift und Pannekoeks „Weltrevolutions“-Broschüre waren die Gegensätze in den Grundfragen der kommunistischen Strategie klar umrissen, die zwischen dem Zweiten und dem Dritten Weltkongreß der Komintern auf dem internationalen Forum diskutiert wurden. Pannekoek schrieb in einem Brief vom 5. 6. 1920 an die KAPD, man werde sich auf die Rolle der Opposition in der Komintern einstellen müssen. Die Niederländer versuchten vom Sommer 1920 bis Sommer 1921 diese Rolle auszufüllen durch die theoretische Begründung der Notwendigkeit einer besonderen Strategie der kommunistischen Bewegung in Westeuropa, die in Herman Gorters „Offenem Brief an den Genossen Lenin“ ihren kompaktesten Ausdruck fand.⁷¹ Die zentrale Idee dieser Argumentation ist treffend formuliert worden: „L'idée essentielle défendue par la Gauche hollandaise est que la tactique préconisée en Europe occidentale est trop 'russe' et donc inapplicable.“⁷² Die deutschen Linkskommunisten versuchten in der gleichen Zeit, auf dem Wege der Verhandlung in Moskau eine Opposition gegen die 21 Aufnahmebedingungen der Komintern aufzubauen. Dies gelang kurzfristig durch die Aufnahme der KAPD als sympathisierende Partei mit beratender Stimme, die durch eine Delegation im November 1920 erreicht wurde, der Gorter angehörte, die aber durch die Beschlußfassung des Dritten Weltkongresses der Dritten Internationale im Juli 1921 beendet wurde.⁷³ In den Niederlanden war die Gründung

70 Abgedruckt in: A[nton] Pannekoek und H[erman] Gorter, Organisation und Taktik der proletarischen Revolution, a.a.O., S.123-167, und Die Linke gegen die Parteiheerrschaft, a.a.O., S.355-416, und in allen Anthologien zur Holländischen Marxistischen Schule. Die eingehendste Zusammenfassung und Analyse bei John Paul Gember, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.467-478. Der Aufsatz von Paul Mattick, Anton Pannekoek und die Weltrevolution, in: Jahrbuch Arbeiterbewegung. Theorie und Geschichte, Bd.6 (1979), S.227-250, ist entgegen den vom Titel geweckten Erwartungen keine Auslegung der Pannekoek-Schrift, sondern eine allgemeine Darstellung seiner politischen Theorie. Aus rätekommunistischer Veteranensicht siehe auch zur Kontroverse der Niederländer mit Lenin: Cajo Brendel, Anton Pannekoek, a.a.O., S.56-79.

71 A[nton] Pannekoek und H[erman] Gorter, Organisation und Taktik, a.a.O., S.168-227; Die Linke gegen die Parteiheerrschaft, a.a.O., S.416-496. Auch Gorters Streitschrift ist in allen Anthologien zu den Niederländern enthalten. In deutscher Sprache wurde sie auch einzeln neu veröffentlicht: Herman Gorter, Offener Brief an den Genossen Lenin, Hamburg 1974. Alle Analysen der Schrift weisen auf die weitestgehende Identität der Argumentation in Gorters Offenem Brief vom August 1920 und Pannekoeks „Weltrevolutions“-Broschüre hin. Vgl. bes. Philippe Bourrinet, Aux origines . . . , a.a.O., S.94-109, und Herman de Liagre-Böhl, Herman Gorter en Lenin, in: Acht over Gorter, a.a.O., bes. S.347-352.

72 Philippe Bourrinet, Aux origines . . . , a.a.O., S.100. Bourrinet arbeitet durchgängig in seiner Studie die Analogien der Niederländer zu der von Amadeo Bordiga vertretenen Richtung in der Frühgeschichte der Kommunistischen Partei Italiens heraus. Dazu sein *mémoire de maîtrise*: Philippe Bourrinet, Contribution à une étude du courant bordiguiste. La gauche communiste italienne 1912-1950, Paris 1980, 195 Ms.-S.

73 Zwei späte Veteranen-Zeugnisse von damaligen KAPD-Vertretern in Moskau sind: Jan Appel, Een strijdbaar leven voor het Kommunisme van de arbeidersraden. Weergeven in dokumenten, Leiden 1985, und Bernhard Reichenbach, Begegnung mit Lenin, in: Osteuropa. Zeitschrift für Gegenwartsfragen des Ostens, Jg.20 (1970), S.240-244. Der Abschlußbericht der KAPD-Delegation zum 3. Weltkongreß der Komintern ist in Übersetzung neu gedruckt in: Denis Authier und Jean Barrot, La gauche communiste en Allemagne, a.a.O., S.329-341.

der KAPD von der linkskommunistischen Minderheit in der CPH enthusiastisch begrüßt worden; ihr Blatt „De Roode Vaan“ druckte z.B. im Juni/Juli 1920 bereits das Gründungsprogramm der KAPD ab.⁷⁴ Die praktische Ausgrenzung der linkskommunistischen Oppositionsansätze aus der Komintern auf deren Dritten Weltkongreß hatte ein Nachspiel in der CPH, das dort mit der Marginalisierung der oppositionellen Minderheit endete. Im Sommer 1921 entbrannte ein Streit zwischen der CPH-Führung und Pannekoek über den parteiunabhängigen Status des Periodikums „De Nieuwe Tijd“.⁷⁵ Pannekoek hatte dort zu dieser Zeit in mehreren Artikeln die in seiner Sicht bürokratische Fehlentwicklung der Sowjetunion zu Beginn der NEP-Politik angegriffen und er bestand auf dem autonomen Status des Traditionsblattes. Die Parteiführung, schließlich auch unterstützt von Henriette Roland Holst, setzte sich durch. Das Ende der „Nieuwe Tijd“ nach 25 Jahren Existenz war auch ein sinnfälliges Symbol für das Auseinanderrücken der unter ihrem Signum vereinten Gruppe Pannekoek-Gorter-Roland Holst und es bedeutete einen Kontinuitätsbruch in der Geschichte der Holländischen Marxistischen Schule. Henriette Roland Holst blieb noch bis 1925 in der Partei, während Herman Gorter seit Februar 1921 in der „Roode Vaan“ für die Gründung einer niederländischen KAP warb, die im September 1921 zustande kam.⁷⁶ Gorter blieb bis zu seinem Tode 1927 in der bald schon stagnierenden KAPN und der fragmentierten KAPD engagiert und er wurde zum Mitinitiator einer 1922 proklamierten „Kommunistischen Arbeiter-Internationale.“⁷⁷ Pannekoek hatte den organisatorischen Anschluß an die KAPD nicht gesucht und blieb auch der KAPN fern. Er stand in den Jahren bis 1927 in Kommunikation mit beiden, konzentrierte sich jedoch auf seine wissenschaftliche Arbeit als Direktor des Astronomischen Instituts der Universität Amsterdam.⁷⁸ Insgesamt ist die Rolle der Holländischen Marxistischen Schule in der frühen Komintern der bekannteste Teil ihrer Geschichte. Allerdings wäre es auch hier von Interesse, ähnlich wie ihre Position in der Vorkriegssozialdemokratie ihre Stellung in der philosophischen Opposition der frühen Komintern unter Einbeziehung ihres spezifischen Dietzgen-Marxismus und im Vergleich mit Georg Lukács und Karl Korsch genauer zu analysieren.

4. Die Niederländer als Zentrum des Rätekommunismus von 1927 bis Anfang der fünfziger Jahre

Der im Jahre 1921 erfolgte Bruch mit der Komintern sowie mit der niederländische KP und das teilweise Zerbrechen des „Nieuwe-Tijd“-Kreises bewirkten eine Phase der Neu- und Umgruppierung der zunehmend fragmentierten und dezimierten linkskommunistischen Kräfte in Holland wie in Deutschland. In den Niederlanden bedeutete diese Entwicklung die unwiderrufliche politische Marginalisierung der Vertreter der Holländischen Marxistischen Schule, die sich über rund zwanzig Jahre im Zentrum der europäischen Arbeiterbewegung bewegt hatten. Es kam dort 1927 auf Initiative einer jüngeren Generation von Linkskommunisten zum Versuch der Sammlung der verbliebenen Kräfte in der „Groep van Internationale Communisten“ (GIC), die in den folgenden Jahren zum Kristallisationskern rätekommunisti-

74 Siehe Philippe Bourrinet, *Aux origines* . . . , a.a.O., S.86.

75 Detailliert dazu John Paul Gerber, *Anton Pannekoek* . . . , a.a.O., S.491-498. Zur Haltung von Henriette Roland Holst siehe die Einleitung zu Henriette Roland Holst, *Die revolutionäre Partei*. Einführung Cajo Brendel, Berlin 1972. Vgl. auch die biographische Skizze zu Henriette Roland Holst in: Mathijs C. Wiessing, *Die Holländische Schule* . . . , a.a.O., S.131-145.

76 Dazu John Paul Gerber, *Anton Pannekoek* . . . , a.a.O., S.495ff.

77 Siehe Philippe Bourrinet, *Aux origines* . . . , a.a.O., S.140-151.

78 Dazu die subtile Darstellung bei Corrado Malandrino, *Scienza e Socialismo*, a.a.O., S.193-211, in der die Beziehungen zwischen Pannekoeks naturwissenschaftlichem und seinem politischen Denken aufgezeigt und seine Tätigkeit als Astronom skizziert werden.

scher Gruppenbildung, seit 1933 zum Mittelpunkt der internationalen Diskussion der Rätekommunisten, gleichsam zum neuen Zentrum in der Marginalität wurden. Über das Verhältnis der rätekommunistischen Bewegung zum Linkskommunismus der zwanziger Jahre und über das Ausmaß der Kontinuität zwischen beiden gibt es in der neueren Literatur einen Dissens und eine ansatzweise Kontroverse. Während die Autoren der älteren Darstellungen von einer weitgehend ungebrochenen Kontinuität im Übergang von der KAP-Tradition zur GIC ausgingen,⁷⁹ hat insbesondere Philippe Bourrinet die Unterschiede zwischen beiden herausgearbeitet. Nach seinen Beobachtungen lagen die Unterschiede zwischen der linkskommunistischen und der rätekommunistischen Positionsbestimmung in folgenden Punkten: Die Rätekommunisten sahen in der russischen Oktoberrevolution nicht mehr einen prinzipiell positiven Bezugspunkt; sie hielten jegliche Form von Parteiorganisation für negativ; sie verwarfen alle Organisationserfahrungen der „alten Arbeiterbewegung“ und propagierten Diskussions- und Arbeitsgruppen als Ansatzpunkte der „neuen Arbeiterbewegung“; und schließlich verlagerten sie die Zielvorstellungen von der politischen Ebene auf die Ebene der Eroberung und Ausübung der ökonomischen Macht durch die Produzenten selbst.⁸⁰ Bourrinet sieht in einigen dieser Punkte einen späten, indirekten Sieg der von Otto Rühle theoretisch artikulierten Einheitsorganisations-Tendenz des Unionismus der zwanziger Jahre⁸¹ im Rätekommunismus der dreißiger Jahre. Er weist aber auch die organisatorischen und personellen Kontinuitätsmomente zwischen beiden politischen Bewegungen nach, die vor allem in der Person und im theoretischen Einfluß Anton Pannekoeks auf beide und in der KAP-Herkunft der führenden Sprecher der Rätekommunisten (Henk Canne Meijer, Jan Appel, Paul Mattick) zu lokalisieren sind. Die Pannekoek-Biographen neigen in dieser Frage von vornherein stärker zur Betonung der Kontinuität, indem sie sich auf die Beständigkeit von Pannekoeks politisch-theoretischer Entwicklung konzentrieren und die Veränderungen seines politisch-praktischen Umfeldes weniger beachten. Man muß hier zur genaueren historischen Charakterisierung des niederländischen Rätekommunismus ab den dreißiger Jahren die Arbeiten von Bourrinet und von Gerber heranziehen, die sich gegenseitig ergänzen und korrigieren.⁸²

Der Ertrag der neueren Studien zur spezifizierenden historisch-kritischen Bearbeitung der Niederländer als Zentrum des Rätekommunismus in den dreißiger und vierziger Jahren ist beträchtlich.⁸³ Zum einen kann man nun die zeitgeschichtlichen und thematischen Anlässe und die organisationsgeschichtlichen Zusammenhänge der rätekommunistischen Diskussion

79 Gruppe Internationale Kommunisten Hollands. Hrsg. von Gottfried Mergner, Reinbek bei Hamburg 1971, dort die Einleitung des Herausgebers S.7-15; Cajo Brendel, Die „Gruppe Internationale Kommunisten“ in Holland. Persönliche Erinnerungen aus den Jahren 1934-1939, in: IWK, Jahrbuch Arbeiterbewegung. Theorie und Geschichte, Bd.2 (1974), S.253-263.

80 Philippe Bourrinet, *Aux origines . . .*, a.a.O., S.219f. Dieser Definitionsansatz des niederländischen Rätekommunismus strukturiert überwiegend die nachfolgende historische Studie. Der Verfasser widerspricht (S. VI) ausdrücklich der Darstellung der GIC-Geschichte von Cajo Brendel.

81 Vgl. dazu Friedrich Georg Herrmann, Otto Rühle als politischer Theoretiker, in: IWK, H.17 (Dez. 1972), S.16-60 und H.18 (April 1973), S.23-50.

82 Als eine Kardinalschwäche der Arbeit von Philippe Bourrinet muß hingewiesen werden auf die Ausblendung des philosophischen Hintergrunds der Holländischen Marxistischen Schule, ihres Dietzgen-Marxismus, der allen Anzeichen nach auch in der rätekommunistischen Diskussion präsent blieb. Bourrinet geht mit keinem Wort auf Pannekoeks philosophische Spätschrift: *Lenin als Philosoph* (1938) ein. (In einer Neufassung seiner Arbeit hat er diese Mängel teilweise behoben.)

83 Die bisherigen Arbeiten zum Rätekommunismus dokumentieren und resümieren eher dessen Theorie als daß sie seine organisatorische und politische Geschichte enthalten. Vgl. Mark Shipway, *Council Communism*, in: *Non-market Socialism in the nineteenth and twentieth centuries*. Edited by Maximilien Rubel and John Crump, Houndmills 1987, S.104-126; Peter Rachleff, *Marxism and Council Communism: The Foundation for Revolutionary Theory for Modern Society*, New York 1976; *L'antistalinismo di sinistra e la natura sociale dell'URSS*. Ed. di Bruno Bongiovanni, Milano 1975, S.100-172; *I comunisti dei Consigli*.

dieser Jahrzehnte überblicken, zum anderen werden die seit Ende der sechziger Jahre so zahlreich neu publizierten Schriften der Rätekommunisten dieser Periode erst in ihrem Zusammenhang und in ihrem historischen Kontext verständlich. Die sich teilweise an die theoretische Vorarbeit der Holländischen Marxistischen Schule anlehenden, teilweise von ihr entfernenden Wortführer der rätekommunistischen Diskussion der dreißiger Jahre kamen politisch allesamt aus der KAP-Tradition. Das galt für den gelernten Metallarbeiter und späteren Volksschullehrer Henk Canne Meijer (1890-1962), der unter dem Eindruck der Oktoberrevolution zur CPH gekommen und dort, unter dem Einfluß Pannekoeks und Gorters stehend, Gründungsmitglied und Redakteur der KAPN gewesen war, bevor er nach Verlassen der KAPN (1924) zum Initiator der GIC wurde.⁸⁴ In dieser Initiative wurde er unterstützt von Jan Appel (1890-1985), der seinerseits militantes Mitglied der KAPD gewesen war, diese u.a. als Delegierter auf dem Dritten Weltkongreß der Komintern in Moskau vertreten hatte und nach 2 Jahren Gefängnis (wegen politisch motivierten Schiffsraubs) 1925 nach Holland übersiedelt war.⁸⁵ 1927 trat mit den GIC-Gründern, vermittelt über Pannekoek, Paul Mattick (1904-1981) in Kontakt, der, über die Jugendorganisation der KAPD politisch sozialisiert, 1926 in die USA emigriert und dort bei den „Industrial Workers of the World“ (IWW) tätig geworden war.⁸⁶ In fortgesetztem Austausch mit den Resttraditionen der deutschen Linkskommunisten stehend,⁸⁷ blieb die GIC vorsätzlich mehr ein Kommunikationsnetz von informellen Arbeitsgruppen als eine formalisierte Organisation. Wie Bourrinet nachzeichnet,⁸⁸ verlief die neue Positionsbestimmung der Niederländer der GIC in enger Wechselwirkung mit den Konflikten und der teilweisen Selbstkritik im deutschen Linkskommunismus der späten zwanziger Jahre; in der 1929 vollzogenen Ablösung der AAU von der KAPD sieht er z.B. die Geburtsstunde des Rätekommunismus auf internationaler Ebene. Der einzige Versuch, die quantitativ schwachen Kräfte der GIC durch Fusion mit nahestehenden anderen Gruppen zu ergänzen, scheiterte 1932.⁸⁹ Mitte November dieses Jahres trafen sich in Den Haag Vertreter der GIC, der Rest-KAPN, einer gewaltsame Minderheiten-Aktionen befürwortenden „Linkssche Arbeiters Oppositie“ (LAO)⁹⁰ und eines „Bond van Anarchisten-Socialisten“, um gegen die sich abzeichnende Volksfront-Strategie der Komintern Widerspruch zu erheben, die die GIC dann in den folgenden Jahren vehement allein bekämpfte. Auch der Versuch, das internationale Kommunikationsnetz zu festigen, scheiterte auf der „Brüsseler“ Konferenz der Rätekommunisten in Kopenhagen im Juni 1935.⁹¹ Nach Bourrinet bedeutete dieses Scheitern das praktische Ende der in der Illegalität auf die Verbindung mit den Genossen im Ausland angewiesenen Rätekommunisten in Deutschland. Nachdem das Kommunikations-Geflecht der

84 Vgl. B.A. Sijes' biographische Skizze in: Gruppe Internationale Kommunisten Hollands. Hrsg. von Gottfried Mergner, a.a.O., S.209ff. Zu Canne Meijers Sicht der Geschichte des Linkskommunismus siehe Henk Canne Meijer, Die Arbeiterbewegung in Deutschland 1918-1933, in: Die soziale Revolution ist keine Parteisache, Jg.1 (1971), H.2, S.60-82.

85 Dazu die Broschüre: Jan Halkes, Jan Appel. Het leven van een radenkomunist, Utrecht 1985. Vgl. auch die in Anm.73 genannte Dokumentation von Jan Appel.

86 Siehe Frank Dingel, Paul Mattick (1904-1981), in: IWK, Jg.17 (1981), H.2, S.190-197.

87 Zu deren Entwicklung siehe meine Zusammenfassung in: Geschichte des „linken Radikalismus“, a.a.O., S.132-148.

88 Philippe Bourrinet, Aux origines . . . , a.a.O., S.183-194.

89 A.a.O., S.196ff. und John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.538.

90 Mit dieser Gruppe stand der mutmaßliche Reichstagsbrand-Attentäter Marinus van der Lubbe in Kontakt. Bourrinet präzisiert, daß er in keinem Zusammenhang mit der GIC stand. Siehe Philippe Bourrinet, Aux origines . . . , a.a.O., S.202-206.

91 Dazu eingehend a.a.O., S.234ff, dort u.a. die Darstellung eines Resolutionsentwurfs von Alfred Weiland.

GIC seit der nationalsozialistischen Besetzung der Niederlande im Mai 1940 zerschlagen worden war, fanden die holländischen Rätekommunisten während der Kriegsjahre noch einmal neue Resonanz in einer illegalen Organisation, die anfänglich trotzkistisch orientiert war und sich die linkskommunistische Bolschewismus-Kritik anzueignen begann. Als im Frühjahr 1942 diese „Marx-Lenin-Luxemburg-Front“ (MLLF) durch die Verhaftung und Hinrichtung ihrer Führungsgruppe dezimiert wurde, entstand als Nachfolgeorganisation der „Communistenbond Spartacus“, mit dessen Organisationsgeschichte die politische Entwicklung der ehemaligen GIC-Sprecher (Canne Meijer, Appel, Sijes u.a.) bis in die Nachkriegszeit eng verbunden war.⁹² Bourrinet, der den „Communistenbond Spartacus“ detailliert untersucht, kommt zu dem Schluß, daß diese Organisation besonders in der Funktionsbestimmung der Partei wieder politische Vorstellungen entwickelte, die Analogien zur KAP-Tadition der zwanziger Jahre aufwiesen.⁹³ Vom „Communistenbond“ wurde im Mai 1947 eine europäische Konferenz der Rätekommunisten einberufen, die aber zu einer dauerhaften Kontaktnahme schon deshalb nicht führte, weil noch im Sommer desselben Jahres die ehemaligen GIC-Mitglieder sich aus der Organisation zurückzogen. Während einige von ihnen, z.B. Henk Canne Meijer, politisch resignierten, benannte sich der rätekommunistische „Communistenbond“ Ende der fünfziger Jahre um in „Spartacusbond“ und existierte bis Ende der siebziger Jahre; eine stark organisationsfeindliche Nachfolge-Gruppierung der GIC, zu deren Sprechern Cajo Brendel gehörte, führte die rätekommunistische Diskussion fort in der Zeitschrift „Daad en Gedachte“.

Philippe Bourrinet, der diese organisations- und theoriegeschichtlichen Zusammenhänge sorgfältig, aber sicherlich nicht abschließend erforscht hat, bewertet die mit der GIC verbundene rätekommunistische Periode der Holländischen Marxistischen Schule insgesamt skeptischer als die vorangegangene Periode ihres linkskommunistischen Engagements. Er kommt in seiner historischen Einschätzung der GIC wie John Paul Gerber zu dem Schluß, daß der interessantere Teil ihrer Geschichte nicht die organisatorischen und praktischen Aspekte, sondern die theoretischen Leistungen sind. Politisch-theoretisch war die Arbeit der niederländischen GIC und der nordamerikanischen „Groups of Council Communists“ (GCC) um Paul Mattick⁹⁴ in den dreißiger Jahren der Versuch, in der extrem schwierigen Situation der Herrschaft des Faschismus und des Stalinismus in Europa die Idee der Notwendigkeit und der Möglichkeit der umfassenden Emanzipation der Arbeiterklasse aus eigenen Kräften und Fähigkeiten lebendig zu erhalten. Die Besonderheit dieses Versuchs lag in der grundsätzlichen Kritik an der Sozialdemokratie und am Sowjet-Kommunismus, aber auch in der eindeutigen Abgrenzung gegen den Trotzkismus und den Anarchismus.⁹⁵ Axiomatische Bedeutung behielt bei den Rätekommunisten wie bei den Linkskommunisten die Ablehnung des Parlaments und der Gewerkschaften als Wege revolutionärer Politik. Die offensichtlichste Veränderung vollzogen die Rätekommunisten in der Organisationsfrage. Hier zogen die GIC

92 Philippe Bourrinet, *Aux origines . . .*, a.a.O., S.326-377. Zum gesamten Spektrum der politischen Kräfte und Organisationen zwischen Sozialdemokratie und Kommunistischer Partei in den Niederlanden der dreißiger Jahre siehe auch, mit einer informativen Einleitung von Marcel van der Linden: Menno Eekman und Herman Pieterse, *Linkssocialisme tussen de wereldoorlogen. Twee studies*, Amsterdam 1987. Spezielle Studie zum MLLF: Wim Bot, *Tegen Fascisme, Kapitalisme en Oorlog. Het Marx-Lenin-Luxemburg Front juli 1940-april 1942*, Amsterdam 1983.

93 Vgl. John Paul Gerber, *Anton Pannekoek . . .*, a.a.O., S.539ff.

94 Zu den Beziehungen der GCC zu den Niederländern vgl. ebda.

95 Die Abgrenzung gegen den Anarchismus wurde mit aller Deutlichkeit vollzogen in der Diskussion des Bürgerkriegs in Spanien. Vgl. Philippe Bourrinet, *Aux origines . . .*, a.a.O., S.278-290.

aus der linkskommunistischen Kritik an der „Partei- und Führer-Diktatur“ in der Arbeiterbewegung die Konsequenz, sich nur noch in lokalen Arbeitsgruppen mit minimalem Kontakt untereinander zusammenzuschließen. Bourrinet, der dies kritisch als eine Regression auf die Anfänge der Arbeiterbewegung bewertet, vermutet, daß in diesem Punkt Pannekoek sich von der GIC habe überzeugen lassen.⁹⁶ Im übrigen blieb Pannekoek der spiritus rector auch der Rätekommunisten in den dreißiger und vierziger Jahren. Er gab — wie Gerber aus der ausgedehnten Korrespondenz dieser Periode ermittelt hat — Rat, Geld und die wesentlichen theoretischen Anstöße, ohne in allen Aspekten mit den rätekommunistischen Militanten der gleichen Ansicht zu sein. So hielt er z.B. die „Grundprinzipien kommunistischer Produktion und Verteilung“,⁹⁷ das Kernstück rätekommunistischer Programmatik, für „etwas utopisch und unrealistisch“.⁹⁸

Diese Schrift war in den Grundzügen von Jan Appel und Henk Canne Meijer konzipiert und dann einem beständigen Diskussionsprozeß ausgesetzt worden. Sie erschien zuerst im Verlag der AAU in Berlin 1930 und wurde in veränderter Version nach dem Krieg vom „Communistenbond Spartacus“ herausgegeben. Bourrinet kommt in seinem ausführlichen Kommentar zu den „Grundprinzipien“⁹⁹ zu dem Schluß, daß in ihnen zwar alle auf den staatlich-politischen Bereich des Übergangs zur kommunistischen Neuordnung bezogenen Fragen ausgeklammert blieben, daß allerdings in ihnen das in der russischen Revolution ungelöst gebliebene Problem der effektiven Beteiligung und der Verbesserung der Konsumchancen der Produzenten in origineller Weise abgehandelt werde. Pannekoeks späte Summe der rätekommunistischen Diskussion, die Anfang 1946 zuerst vom „Communistenbond Spartacus“ veröffentlicht wurde und dann bereits nicht mehr die internationale Verbreitung fand, die der Autor erstrebt hatte,¹⁰⁰ nahm alle zentralen Themen der Holländischen Marxistischen Schule noch einmal in aktualisierter Form auf: die Ablehnung jeder Form des Staatssozialismus und des bürokratischen Führertums in der Arbeiterbewegung, die Notwendigkeit der Selbstbewußtseins-Entwicklung der Arbeiter durch die Befreiung aus der geistigen Bevormundung durch das Bürgertum, die Räte als Kampforgane, deren Konstituierung Pannekoek nunmehr aus künftigen Massenbewegungen in wilden Streiks und Betriebsbesetzungen erwartete, und schließlich die Räte als Grundlage einer neuen Gesellschaftsordnung. Die für die Nachkriegsorientierung des „Communistenbond Spartacus“ wichtige Publikation¹⁰¹ ist nach dem Urteil

96 A.a.O., S.189. Vgl. auch: Pannekoek et les conseils ouvriers, a.a.O., S.259-266.

97 Grundprinzipien kommunistischer Produktion und Verteilung, Berlin 1930. Neuaufgaben in der Bundesrepublik Deutschland: Grundprinzipien kommunistischer Produktion und Verteilung. Kollektivarbeit der Gruppe Internationaler Kommunisten (Holland). Einleitung von Paul Mattick, Berlin 1970; leicht gekürzt in: Gruppe Internationale Kommunisten Hollands, a.a.O., S.16-113. Neueste Ausgabe in den Niederlanden: Het Radencommunisme, Grondbeginselen van communistische productie en distributie, Den Haag o.J. [ca. 1970].

98 Anton Pannekoek, Herinneringen, a.a.O., S.215.

99 Philippe Bourrinet, Aux origines . . . , a.a.O., S.238-243.

100 Die Originalausgabe erschien unter Pseudonym: P. Aartsz, De arbeidersraden, Amsterdam 1946 (Neuausgabe unter Pannekoeks Namen: Amsterdam 1971). Englisch 1949 in Australien, Französisch 1974 in Paris, teilweise italienische Übersetzung Mailand 1970. Eine deutsche Fassung ist bisher nicht publiziert. In einem Brief vom 22.9.1969 berichtet der ehemalige KAPD- und AAUD-Funktionär Alfred Weiland, er habe mit Freunden im Jahre 1949 eine deutsche Ausgabe vorbereitet, die unter dem Titel „Der Freiheitskampf der Arbeiter“ im Verlag Ernst Tessloff, Hamburg, erscheinen sollte. Das Manuskript sei von Pannekoek redigiert worden, dann aber auf dem Postweg verschwunden. Wenige Wochen später sei Weiland aus Westberlin gekidnappt und erst nach acht Jahren freigelassen worden. — Ein Durchschlag des Briefes befindet sich im Archiv der Historischen Kommission zu Berlin, Nachlaß Alfred Weiland, der darüber hinaus noch deutsche Teilübersetzungen auf der Basis der australischen Ausgabe von The Workers Councils enthält.

101 So Philippe Bourrinet, Aux origines . . . , a.a.O., S.352ff.

Gerbers im Hinblick auf die Räte als Kampforgane „frustratingly vague“ und im Hinblick auf die Räte als Basis für den Neubau der Gesellschaft „highly problematic“.¹⁰² Die wichtigsten theoretischen Ausarbeitungen der niederländischen Rätekommunisten zur Kritik der Sowjetunion waren die „Thesen über den Bolschewismus“¹⁰³ und Pannekoeks „Lenin als Philosoph“.¹⁰⁴ In beiden Dokumenten manifestierte sich der „proletarische Antibolschewismus“¹⁰⁵ der Rätekommunisten. In der Kommentierung der 1934 von der GIC als verbindliche Positionsbestimmung angenommenen „Thesen über den Bolschewismus“ zeigt Bourrinet deren eher linkssozialistische Herkunft aus dem Kreis der „Roten Kämpfer“ auf;¹⁰⁶ zugleich zeigt er, daß ihre durchgängige Verurteilung der Sowjetunion vom Leninismus bis zum Stalinismus in der Diskussion der Niederländer nicht konsequent eingehalten wurde und namentlich Pannekoek die russische Entwicklung bis 1920 als positive Erfahrung wertete.¹⁰⁷ Pannekoeks Kritik an den erkenntnistheoretischen Grundlagen des Leninismus, das letzte größere Manifest des Dietzgen-Marxismus der Niederländer, wird eingehend in Gerbers und in Malandrinos Arbeit erörtert.¹⁰⁸ Pannekoek hatte die mechanischen und bürgerlichen Züge in Lenins Materialismus-Auffassung nachweisen wollen und diese Marxismus-Version als Ergebnis des Entwicklungsstandes der Produktivkräfte in Rußland interpretiert. Malandrino hält diesen Versuch, den Marxismus — gemäß einer Formel von Pannekoek aus der Vorkriegszeit — auf sich selbst anzuwenden, für eines seiner am besten gelungenen Werke.¹⁰⁹ Einen besonders breiten Raum nahm im deutschsprachigen Diskussionsorgan der niederländischen Rätekommunisten der dreißiger Jahre, der „Rätekorrespondenz“, die Debatte um den Charakter der kapitalistischen Weltwirtschaftskrise und um die als Krise aufgefaßte Zerschlagung der Arbeiterbewegung durch den Faschismus ein. Während die „Todeskrisen“-Theorie der Linkskommunisten der zwanziger Jahre konzeptuell unzulänglich blieb, wurde diese Diskussion in Reaktion auf die Krisentheorie von Henryk Grossmann bei den Rätekommunisten der dreißiger Jahre auf einem höheren Niveau geführt.¹¹⁰ Anders als Paul Mattick, der die „Todeskrisen“-Theorie der KAPD mit den Thesen Grossmanns verbinden wollte,¹¹¹ nahm Pannekoek die dort enthaltenen Elemente ökonomischer Zwangsläufigkeit zum Anlaß, um in der Verlängerung seiner Kritik an Rosa Luxemburgs Imperialismus-Theorie eine „sub-

102 John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.582 und S.594.

103 Zuerst erschienen in Rätekorrespondenz, Jg. 1934, Nr.3. Neu erschienen als Broschüre: Thesen über den Bolschewismus, Berlin o.J. [ca. 1970]; französische Übersetzung in: Korsch, Mattick, Pannekoek, Rühle, Wagner, La contre-révolution bureaucratique, Paris 1973, S.23-54.

104 Zuerst in deutscher Sprache unter Pseudonym: John Harper, Lenin als Philosoph, Amsterdam 1938; deutsche Neuauflage: Anton Pannekoek, Lenin als Philosoph. Mit einer Rezension von Karl Korsch und einer Einleitung von Paul Mattick, Frankfurt/M. 1969. Amerikanische Übersetzung New York 1948, spanische Übersetzung Santiago de Chile 1948; Französisch Paris 1970, Italienisch Mailand 1972.

105 Paul Mattick, Anton Pannekoek und die Weltrevolution, a.a.O., S.245.

106 Vgl. dazu und zur Entstehung der Thesen: Olaf Ihlau, Die Roten Kämpfer. Ein Beitrag zur Geschichte der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik und im Dritten Reich, Meisenheim/Glan 1969, bes. S.93-101.

107 Philippe Bourrinet, Aux origines . . . , a.a.O., S.220-226. Vgl. auch Corrado Malandrino, Scienza e Socialismo, a.a.O., S.231-241.

108 a.a.O., S.211-220; John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.595-604; vgl. auch als einen der ganz wenigen Versuche einer kritischen Diskussion der Pannekoek-Thesen: Richard Albrecht, Die Kritik von Korsch und Pannekoek an Lenins „Materialismus und Empirio-kritizismus“, in: Das Argument, Jg.14 (1972), Nr.74, S.586-625.

109 Corrado Malandrino, Scienza e Socialismo, a.a.O., S.212.

110 Mit den wichtigsten Beiträgen dokumentiert in: Korsch, Mattick, Pannekoek, Zusammenbruchstheorie des Kapitalismus oder revolutionäres Subjekt, Berlin 1973.

111 So Philippe Bourrinet, Aux origines . . . , a.a.O., S.252. Vgl. auch zu der Kontroverse im Rückblick Paul Mattick, Anton Pannekoek und die Weltrevolution, a.a.O., S.232ff.

jektivistische“ Interpretation der Krise zu skizzieren, in der er an der Stelle einer ökonomischen Katastrophe eine längere Abfolge von Krisen prognostizierte.¹¹² Die 1935 in der „Rätekorrespondenz“ durch Canne Meijer veranlaßte Debatte um das „Werden einer neuen Arbeiterbewegung“¹¹³ setzte ein bei der Feststellung der Ohnmacht der Organisationen und Strategien (bis hin zur Volksfront-Strategie) der alten Arbeiterbewegung. An ihre Stelle sollte die Arbeiterklasse über die „Selbstbewegung der Massen durch die Arbeiterräte“ von der „Klasse an sich“ zur „Klasse für sich“ werden. In der GIC-Konzeption der informellen Arbeitsgruppen, die durch Aufklärungstätigkeit die künftige Selbstbewegung der Massen ermöglichen sollten, sieht Bourrinet, der sich als einziger mit der Praxis der GIC befaßt, eine leichtfertige Preisgabe von organisatorischen Ressourcen, die eine wesentliche Ursache für die Auflösung der GIC angesichts der nationalsozialistischen Besatzung im Jahre 1940 gewesen sei.¹¹⁴

Eine ausgeprägte Neigung zur Preisgabe von über Jahrzehnte für richtig gehaltenen theoretisch-politischen Grundsätzen glaubt Gerber ebenso bei Pannekoek in dessen letztem Lebensjahrzehnt feststellen zu können. Er belegt überwiegend aus dessen Korrespondenz die Bereitschaft, angesichts der parteikommunistischen Marx-Scholastik sogar auf den Begriff des Marxismus in der Propaganda zu verzichten, und seine Ansätze, die Tradition des Anarchismus positiv neu zu bewerten.¹¹⁵ Diese Behauptungen lassen sich nicht bestätigen durch die Sammlung von Briefen Pannekoeks der Jahre 1951-1955 an Maximilien Rubel, den französischen Marx-Biographen und „Marxologen“, die der Adressat 1976 veröffentlicht hat.¹¹⁶ Die Briefe zeigen einen zwar isolierten, aber unverändert wachen und gegenüber neuen Themen aufgeschlossenen unabhängigen Marxisten, der an den Grundsätzen seines Dietzgen-Marxismus festhält, ohne daraus ein Dogma zu machen. In einem Brief vom 9. 1. 1955 nennt Pannekoek als Zeitschriften, „die von kleinen Gruppen mit viel Opfern in Stand gehalten werden und mehr oder weniger Gelegenheit für unsere Propaganda bieten“, ¹¹⁷ „Socialisme ou Barbarie“ und die „Funken“. In den linkssozialistischen Zirkeln in Frankreich und in der Bundesrepublik u.a. um die genannten Periodika blieben die Tradition und die Argumentation der Holländischen Marxistischen Schule in schwachen Spuren präsent, bis sie in den späten sechziger Jahren wiederentdeckt wurde.¹¹⁸ Die politische Rezeptionsgeschichte der Niederländer in der Studentenbewegung hatte ihren Höhepunkt in den frühen siebziger Jahren. Die in ihr wirksamen Motive, die Formen der Aneignung und die Funktion der von den Niederländern übernommenen Argumente verdienten eine eigene Analyse. Viele Indizien, besonders die kurze

112 Siehe John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.545-549.

113 Vgl. die Dokumentation: A. Pannekoek, W. Huhn, H. Canne Meijer, P. Mattick, Partei und Revolution, Berlin o.J. [1970]

114 Philippe Bourrinet, Aux origines . . . , a.a.O., S.243.

115 John Paul Gerber, Anton Pannekoek . . . , a.a.O., S.623-629.

116 Lettres d'Anton Pannekoek. Editées par Maximilien Rubel, in: Economies et Sociétés, Jg.10 (1976), S.841-932. Diese Zusammenstellung deutschsprachiger Briefe ist die bislang ergiebigste Quellenveröffentlichung für die Kenntnis des politisch-theoretischen Standorts Pannekoeks in den fünfziger Jahren. Vgl. auch den Nachdruck des Aufsatzes aus der Zeitschrift „Funken“ von 1952, in: Anton Pannekoek. Neubestimmung des Marxismus, a.a.O., S.50f.

117 Lettres d'Anton Pannekoek, a.a.O., S.926.

118 Vgl. zur Vermittlerrolle der Gruppe um „Socialisme ou Barbarie“ und um „Rouge et Noir“: Richard Gombin, Les origines du gauchisme, Paris 1971, S.101-151: La théorie du communisme de conseils; zur Vermittlerfunktion der linkssozialistischen Zeitschriften-Gruppen in der Bundesrepublik Deutschland siehe meine Darstellung in: Geschichte des „linken Radikalismus“ in Deutschland, a.a.O., S.173ff: Rätekommunistische Reorganisationsansätze und Nachfolgediskussionen.

Dauer der politischen Rezeption und der Mangel an kritischem Weiterdenken des Marxismus der Holländer, lassen auf eine überwiegend politisch-symbolische Integrationsfunktion dieses Aneignungsversuchs in der auslaufenden antiautoritären Bewegung schließen. In der Bundesrepublik Deutschland trat mit dem Aufstieg der Neuen Sozialen Bewegungen und dem tendenziellen Niedergang neomarxistischer Diskussion seit Mitte der siebziger Jahre das politische Interesse an der Holländischen Marxistischen Schule zurück. Ihre Rezeption war allem Anschein nach für einen Teil der Antiautoritären eine Durchgangsstation für neoanarchistisches Denken,¹¹⁹ das sich in Wechselwirkung mit den Neuen Sozialen Bewegungen lebhafter entfaltete als die unorthodoxen marxistischen Denkansätze. Die vier hier vorgestellten ausländischen Monographien über die Holländische Marxistische Schule kommen in ihrer jeweiligen Conclusio zu unterschiedlichen Einschätzungen des Aktualisierungspotentials dieser Tradition. Gerber sieht Pannekoek trotz der Akzentuierung der Bewußtseinsfaktoren und der Selbsttätigkeitspostulate in seiner Theorie weitgehend verankert in dem Wissenschaftsglauben und der linearen Fortschrittsauffassung des 19. Jahrhunderts, hält jedoch seine Konzeption einer von unten aufbauenden umfassenden Demokratisierung der Gesellschaft für eine aktuelle Forderung. Boekelman stellt das „realpolitische“ Scheitern Pannekoeks, Gorters und Roland Holsts fest, betrachtet aber das von ihnen konsequent vertretene Programm eines demokratischen Sozialismus als unvermindert aktuell. Malandrino entdeckt im politischen Denken Pannekoeks der Zwischen- und Nachkriegszeit den Versuch, seinen ursprünglichen Marxismus beizubehalten, ihn aber in Einklang zu bringen mit den Forderungen der Freiheit, Selbstbestimmung und Selbstregierung der Arbeiterklasse, deren Selbstbefreiungskampf immer weniger politische und immer ausgeprägtere gesellschaftliche und ethische Merkmale aufweise. Er konstatiert einen uneingestanden Rückgriff auf vor- und nichtmarxistische Traditionsbestandteile in Pannekoeks Sozialismus-Auffassung. Bourrinet schließlich hält es für nicht ausgeschlossen, daß aus der Nach-Achtundsechziger-Rezeption des Rätekommunismus künftig eine „moderne Variante des Anarchismus“ entstehe, was historisch weder in der linkskommunistischen noch in der rätekommunistischen Periode der Holländischen Marxistischen Schule der Fall gewesen sei.

119 Siehe dazu die Hinweise in: Gert Holzapfel, *Vom schönen Traum der Anarchie. Zur Wiederaneignung und Neuformulierung des Anarchismus in der Neuen Linken*, Berlin 1984, S.148ff.

IN A FEMALE VOICE: GOOD MORNING, RUSSIA!

EINDRÜCKE UND EINSICHTEN VOM KONGRESS „WOMEN IN THE HISTORY OF THE RUSSIAN EMPIRE“, UNIVERSITY OF AKRON UND KENT STATE UNIVERSITY, U.S.A., AUGUST 1988

Von Beate Fieseler

Vom 11.-14. August dieses Jahres fand in Nordost-Ohio eine internationale Tagung zur Geschichte von Frauen im Russischen Reich statt, die von Barbara E. CLEMENTS (University of Akron, Ohio, USA) und Christine D. WOROBEK (Kent State University, Kent, Ohio, USA) zwei Jahre lang intensiv vorbereitet worden war. Die Organisatorinnen hatten die ca. einhundert Teilnehmerinnen und Teilnehmer in erster Linie zu einer Bestandsaufnahme in die amerikanische Provinz eingeladen; bei einem viertägigen intensiven Wissensaustausch sollten die bisher verstreut vorliegenden Einzelerkenntnisse zu einem Gesamtüberblick über russische Frauengeschichte vom Mittelalter bis zur modernen Periode zusammengefügt werden. Obwohl dieses ehrgeizige Ziel auch mit amerikanischer universitärer Effizienz nicht erreicht wurde, hat die Tagung für alle Beteiligten stimulierende Wirkung gehabt; die Veranstalterinnen werden sie als Erfolg verbuchen.

In insgesamt neun Sitzungen, die nicht chronologisch sondern inhaltlich arrangiert waren, wurden dreißig Beiträge vorgestellt und diskutiert. Die thematischen Schwerpunkte lauteten: ‚Images of Women‘, ‚Women and Law‘, ‚Women and Religion‘, ‚Women, Family, and Community‘, ‚Women and Culture‘, ‚Women and Sexuality‘, ‚Women and Work‘ und ‚Women and Politics‘. Abgeschlossen wurde die Konferenz durch eine ‚Wrap-Up-Discussion‘, in der die neugewonnenen Erkenntnisse zusammengefaßt und Forschungslücken aufgezeigt werden sollten. Der Kongreß hat gezeigt, welchen quantitativen und qualitativen Fortschritt die Frauenforschung seit 1975 gemacht hat, als an der kalifornischen Stanford-Universität gleichsam als Pionierunternehmen die Konferenz ‚Women in Russia: Changing Realities and Changing Perceptions‘ tagte. Damals bezog sich nur ein kleiner Teil der Vorträge auf das zarische Rußland.¹ Diesmal war die Resonanz auf die Kongreßankündigung so stark, daß nicht einmal die Hälfte der eingesandten Vorschläge als Tagungsbeiträge berücksichtigt werden konnte. Dies beweist, wie rege die Geschichte russischer Frauen inzwischen studiert wird. Sie ist, vor allem in den USA, zum Modethema geworden, wie ein Blick auf die Liste der dreißig Referentinnen belegt. Mit Ausnahme kleiner Gruppen aus England, der Bundesrepublik Deutschland und der Schweiz beherrschten Amerikanerinnen das Feld und diktierten die einzige Konferenzsprache: Englisch.

Die wohl unfreiwillige Abwesenheit der angekündigten sowjetischen Kollegen Puškareva und Tiškin nährt Zweifel daran, daß sich die sowjetische Geschichtswissenschaft in absehbarer Zeit weit genug öffnen wird, um internationalen Austausch zuzulassen. Was die Veranstalterinnen über ihren Kontakt mit offiziellen sowjetischen Stellen verlauten ließen, glich mehr einem Verwirrspiel als normaler Wissenschaftsroutine. Es ist bedauerlich, daß die bisher größte internationale Tagung zur Geschichte russischer Frauen ohne Fachkollegen aus der Sowjetunion — eine ohnehin kleine Zunft — stattfinden mußte. Hat man sich ‚drüben‘ damit arrangiert, daß die ‚Hälfte‘ der eigenen Geschichte im ‚kapitalistischen Ausland‘ geschrieben

1 Women in Russia. Ed. by D. Atkinson, A. Dallin and G.W. Lapidus, Stanford 1977.

wird, oder gehört Frauenforschung aus sowjetischer Sicht immer noch zu den nicht ernstzunehmenden Marginalien?

Männer waren als Referenten und Teilnehmer der Tagung das, was Frauen sonst sind: die Minderheit. Vor allem jüngere Historikerinnen, ‚Mütter und Töchter der Frauenbewegung‘ also, machen sich derzeit für rußlandspezifische Frauenforschung stark. Großes Interesse an dem, was sich auf diesem Gebiet in der Bundesrepublik tut, war nicht zu spüren; es konnte vielmehr so scheinen, als seien die wenigen ‚armen Verwandten‘ vom Kontinent, die an diesem allamerikanischen Familientreffen von Rußlandhistorikern teilnahmen, eher großzügig geduldet als herzlich willkommen.

Alle Konferenzbeiträge galten dem europäischen Rußland. Die Mehrheit der Papiere konzentrierte sich auf sozialgeschichtliche Fragen im späten vorrevolutionären Rußland, eine kleine Gruppe auf die Moskauer Periode und nur drei Arbeiten auf die Sowjetunion. Bevor ein Gesamtüberblick über die Geschichte russischer Frauen gegeben werden kann, ist offenbar noch viel Arbeit zu leisten. Ein Teil der Manuskripte wird demnächst unter der Redaktion von B.E. Clements, C.D. Worobec und B.A. Engel als Sammelband erscheinen.

Zugunsten inhaltlicher Straffung war es wohl sinnvoll, diesmal auf eine vergleichende Befassung mit der Sowjetunion zu verzichten und das Revolutionsjahr 1917 als Periodisierungseinschnitt zu wählen. Eine zukünftige Tagung könnte sich aber die Aufgabe stellen, soziale Prozesse im vorrevolutionären und revolutionären Rußland systematisch mit Entwicklungen der Sowjetunion zu vergleichen und herauszufiltern, welche Bedeutung der Einschnitt 1917 für das Leben und den Status von Frauen gehabt hat, welche Traditionen sich trotz Revolution und Bürgerkrieg fortsetzten, welche Brüche eintraten und zu welchen unwiderruflichen Veränderungen die Stalinzeit und der Zweite Weltkrieg geführt haben. Sowjetische Geschlechterrollenkonzepte und das so unfeministisch anmutende Selbstverständnis russischer Frauen können dann vielleicht aus ihrer historischen Gebundenheit heraus verstanden werden. Wie die Diskussionen dieser Konferenz immer wieder gezeigt haben, wissen wir erst wenig, und es geschieht leicht, daß russische Phänomene zu sehr mit westlichen oder modernen Maßstäben gemessen und danach bewertet werden.

Dank finanzieller Unterstützung durch die beiden gastgebenden Universitäten und das „National Endowment for the Humanities“ wurden die Konferenzbeiträge für alle Teilnehmer kostenlos vervielfältigt und rechtzeitig genug verschickt, um vor Tagungsbeginn gelesen werden zu können. Die Referenten mußten sich auf eine fünfminütige Zusammenfassung ihrer Manuskripte beschränken. Obwohl diese fünf Minuten — wen überrascht's? — für viele die einzige Information waren, hat das Verfahren dennoch gut funktioniert: Lebhaftes Plenumsdiskussionen ließen Vortragsstil und Selbstdarstellungsrituale in den Hintergrund treten. Sowohl praktisch als auch inhaltlich war die Konferenz bis ins Detail vorbereitet worden. Mit erhobenem Zeigefinger hatten die Veranstalterinnen noch vor Tagungsbeginn daran erinnert, daß wissenschaftliche Arbeit „other than fun and jollity“ Ziel des Treffens seien. Die Praxis war entsprechend. Ob auf diese Weise versucht wurde, Frauenforschung endgültig vom Makel wissenschaftlicher Zweitrangigkeit und Unseriosität zu befreien und ihr den Stempel akademischer Mustergültigkeit aufzudrücken? Mehr Spontaneität und Humor — auch im Umgang miteinander — hätten der wissenschaftlichen Ernsthaftigkeit kaum geschadet. Das anspruchsvolle Tagungsprogramm wurde von den Organisatorinnen straff durchgezogen und von allen Anwesenden mit nicht nachlassendem Interesse verfolgt, wengleich die Hitzewelle in Ohio und rebellische Mikrophon- und Klima-Anlagen die Konzentrationsfähigkeit aller

Beteiligten auf eine harte Probe stellten. Dennoch war die Liste der Wortmeldungen immer länger als die zur Verfügung stehende Zeit.

Da die einzelnen Konferenzbeiträge den acht thematischen Gruppen nicht immer überzeugend zugeordnet waren, werden sie hier z.T. in anderer Reihenfolge vorgestellt. Durch die nachstehende Zusammenfassung der Referate kann insofern nur ein annähernder Eindruck vom inhaltlichen Verlauf der Konferenz vermittelt werden.

Reiseberichte von Ausländern zeichnen stets ein trübes Bild von der Lage der ‚Weiber‘ im Moskauer Rußland, die orthodoxe Kirche verbreitete misogynie Schriften. Soweit bekannt, galten Frauen in allen sozialen Schichten Rußlands weniger als Männer; dennoch waren der Frauenunterdrückung Grenzen gesetzt. Nancy S. KOLLMAN (Stanford, USA) hat geprüft, wie Klagen von Frauen im Rahmen des Moskauer Ehren-Kodex, der alle Untertanen des Zaren vor Verbalinjuriern schützte, behandelt wurden. Sie kommt zu dem Ergebnis, daß die Gerichte solche Beschwerden — unabhängig von Familienstand und sozialer Herkunft der Klägerin — durchaus ernstnahmen. Wie im Gesetz vorgesehen, erhielten Frauen tatsächlich höhere Entschädigungszahlungen als männliche Kläger, wurden also bevorzugt behandelt. Frauen als gesellschaftliche Gruppe konnten aus diesem Verfahren allerdings keine Vorteile ziehen, denn es führte nicht zu einer Aushöhlung etablierter Geschlechterbeziehungen. Nach Ansicht von Kollman handelte es sich nur vordergründig um die Ehre der beleidigten Frau, die wiederhergestellt wurde. Vielmehr wurde Familienehre, d.h. letztlich Männerehre, vor Gericht verteidigt.

Ann KLEIMOLA (Lincoln, USA) hat die Moskauer Mitgiftpraxis im 16. Jahrhundert anhand von Einzelfallstudien untersucht. Mitgiftzahlungen, das „prä-mortem-Erbe“ der Braut, bestanden aus Geld, Wertgegenständen und Land. Zwar erhielt der Bräutigam die Mitgift und war während der Ehe deren Nutznießer, mußte aber gegenüber der Brautfamilie Rechenschaft ablegen. Nach seinem Tod ging die Mitgift in die Familie der Frau bzw. an diese selbst zurück und diente ihr jetzt als Versorgungsgrundlage. Seit dem 15. Jahrhundert habe sich, so Kleimola, der gewohnheitsrechtliche Anspruch russischer Frauen auf Transfer und Kontrolle von Eigentum nicht verschlechtert.

Eine makrohistorische Studie über Frauen und Eigentum in Moskauer Familien im Zeitraum 1500-1725 hat Daniel H. KAISER (Grinnell, USA) angefertigt.² Seine Beobachtungen decken sich mit denen von Kleimola. Das Erb- und Mitgift-Verhalten von Frauen und Männern unterschied sich vor allem dadurch, daß Frauen insgesamt weniger Besitz zu verteilen hatten und durch gesetzliche Beschränkungen aus der Vererbung von Landbesitz ausgeschlossen waren. Nach Kaisers Ergebnissen machten Frauen in der vorpetrinischen Periode rund 20% aller Erblasser aus. Damit war ihre wirtschaftliche Position nicht schlechter als die von Frauen in Westeuropa. Chancengleichheit zwischen Männern und Frauen bestand aber weder hier noch dort, denn ökonomische Selbständigkeit war eben nicht die Regel, sondern die Ausnahme. In diese Richtung weist auch die Lokalstudie von Rodney D. BOHAC (Provo, USA) über leib-eigene Witwen im 19. Jahrhundert. Er hat einen Witwenanteil von ca. 10% im russischen Dorf ermittelt — keine quantité négligeable und dazu meist Frauen unter vierzig. Die bäuerliche Dorfgemeinschaft war gewohnheitsrechtlich dazu verpflichtet, die Subsistenzmöglichkeit aller ihrer Mitglieder zu sichern. Ob dies aber, wie Bohac meint, den Witwen zahlreiche

2 Siehe auch: Daniel H. Kaiser, *Family Life in Early Modern Russia*, im Erscheinen.

„Optionen“ bescherte, wurde in der Diskussion in Zweifel gezogen. Insgesamt ist der Parameter ‚wirtschaftliche Aktivität‘ vor allem als Gradmesser für die gesellschaftliche Stellung russischer Frauen der Elite zu gebrauchen. Für Frauen im Moskauer Rußland schlechthin scheint dagegen zu gelten, daß sie erst in dem Moment ökonomische Unabhängigkeit erlangten, wo die Ehe oder die Familie als Versorgungsinstitutionen ausfielen oder versagten. Hier griff der patriarchale Staat mit Gesetzen ein, die individuellen Frauen in Außenseiterpositionen Schutz gewährten; an der inferioren Stellung aller Frauen änderte sich dadurch freilich nichts.

Gelegentlich versuchten Frauen auch außerhalb eigentumsrechtlicher Vorschriften und Praktiken aus ihrem wenig beneidenswerten Schicksal auszubrechen und ihr niedriges Ansehen aufzubessern. So lautet zumindest Valerie KIVELSONS (Stanford, USA) Interpretation des russischen Hexenwesens im 17. Jahrhundert, mit der sie gängige Theorien über Ursachen und Ziele der Hexenverfolgung auf den Kopf stellt. Entgegen verbreiteter Ansicht hat es auch in Rußland Hexenverfolgungen gegeben, wenn sie auch nicht annähernd so viele Opfer forderten wie das mittel- und westeuropäische Hexenunwesen und nicht von der orthodoxen Kirche ausgingen. Allerdings stellt das Geschlechterprofil russischer Hexen im Vergleich mit dem aus Westeuropa und Amerika gewohnten Bild eine Anomalie dar: Die russische Hexe war meistens ein Mann. (40% Frauen, 60% Männer wurden in den Jahren 1622-1700 in Rußland der Hexerei angeklagt.) Die Gynozid-Theorie greift hier nicht; in Anlehnung an den französischen Historiker LeRoy Ladurie versteht Kivelson Hexerei vielmehr als Revolte gegen die bestehenden Verhältnisse: Ausbruchversuche aus der patriarchalischen Enge aus weiblicher Sicht — Widerstand gegen Statusverlust aus männlicher Position. Den höheren Anteil männlicher Hexen erklärt sie daraus, daß die Verschärfung der Leibeigenschaft Männern mehr zu schaffen gemacht habe als Frauen, die an Abhängigkeitsverhältnisse bereits gewöhnt gewesen seien.

Auf andere Nischen im System weisen Maureen PERRIE (Birmingham, GB) und Brenda MEEHAN-WATERS (Rochester, USA) hin. Auffallenderweise leistete die männerdominierte russische Gesellschaft keinen wahrnehmbaren Widerstand gegen Regentinnen bzw. Frauen auf dem russischen Thron. Abneigung gegen einzelne Zarinne läßt sich zwar nachweisen, richtete sich aber nie, so Perrie, gegen das weibliche Geschlecht an sich, sondern gegen Konfessionszugehörigkeit oder dynastische Herkunft der Regentin. Es wurde demnach nicht grundsätzlich in Zweifel gezogen, daß auch Frauen „gute Herrscher“ abgeben. Macht hat offenbar kein Geschlecht, diesen Schluß zieht Perrie in Anlehnung an Simone de Beauvoir. Dies trifft vermutlich auch zu, wenn es sich nicht um Staatsmacht, sondern um spirituelle Führungspositionen handelt. Wie Meehan-Waters in ihrer Studie über Heilige Frauen im 19. Jahrhundert zeigt, war die Autorität weiblicher geistlicher Vorbilder imstande, Geschlechterschranken zu durchbrechen, auch wenn sich Lebensmuster und Pietätsformen männlicher und weiblicher Heiliger voneinander absetzten.³

Das Schicksal orthodoxer Frauenklöster nach der Oktoberrevolution hat Mary Grace SWIFT (New Orleans, USA) beleuchtet. Obwohl staatliche Repressionsmaßnahmen, die sicher nicht nur Frauenorden trafen, in ihrem Beitrag im Mittelpunkt stehen, klingt auch hier durch, welch große soziale und ökonomische Bedeutung Klöster für unversorgte Frauen hatten.

3 Mehr dazu in: Brenda Meehan-Waters, *Popular Piety, Local Initiative, and the Founding of Women's Religious Communities in Russia, 1764-1917*, in: *St. Vladimir's Theological Quarterly*, Jg.30 (1986), H.2, S.117-141.

Geburtsrituale zwischen kanonischem Recht und volkstümlichen Traditionen stehen im Mittelpunkt der Untersuchung von Eve LEVIN (Columbus, USA).⁴ Noch im Moskauer Rußland bestimmte eine Mischung aus heidnischen und christlichen Vorstellungen die Gebräuche, die den Geburtsvorgang begleiteten. Dazu gehörte die Ansicht, die Wöchnerin sei „unrein“ und müsse vorübergehend aus der Gemeinde ausgeschlossen werden. Levin betont, daß der Unreinheitsgedanke vor allem deshalb keinen weiblichen Widerstand hervorgerufen habe, weil er Frauen Abgeschlossenheit und Ruhe während und nach der Geburt brachte. Je mehr die Vorstellung von weiblicher Unreinheit an Bedeutung verlor, umso schneller mußten Frauen nach der Geburt wieder das volle Arbeitspensum leisten. In der Sitzung wurde Levins Hypothese lebhaft diskutiert: An die List der Vernunft gerade in diesem Zusammenhang mochten jedoch nur wenige glauben. Der Unreinheitsgedanke sei vielmehr — abgesehen von seinem misogynen Gehalt — funktionslos gewesen.

Extrem hohe Kindersterblichkeit, die bei Levin nur in einem Nebensatz anklingt, ist Thema der detaillierten Studie von David L. RANSEL (Bloomington, USA), der sich mit russischen Kinderpflegepraktiken im 19. Jahrhundert beschäftigt hat.⁵ Signifikante Unterschiede zwischen Kindersterblichkeitsziffern von russischen und moslemischen Nachbarvölkern in den östlichen Provinzen des europäischen Rußland sind demnach weder auf das Klima noch auf unterschiedliche Registrierungspraktiken zurückzuführen, sondern allein kulturell bedingt. Hygienemangel führte zu Epidemien unter russischen Säuglingen und Kleinkindern; Darmerkrankungen waren eine Folge falscher Ernährungsgewohnheiten. Die tödlichen Auswirkungen russischer Säuglingspflege werden in Ransels paper so plastisch beschrieben, daß sich einzelne, besonders abstoßende Praktiken mit nachgerade filmischer Deutlichkeit einprägen. Ob die von Ransel vermutete emotionale Distanz zwischen Eltern und Kindern in russischen Bauernfamilien die Vernachlässigung begünstigte, als demographische „Strategie“ im Sinne nachholender und auswählender Geburtenkontrolle interpretiert werden kann, blieb strittig. Nachhaltigen sinnlichen Eindruck hinterließ auch der Beitrag von Barbara A. ENGEL (Boulder, USA), die den Wohn- und Arbeitsalltag städtischer Arbeiterfrauen um die Jahrhundertwende beschreibt und dabei auch auf umfangreiche sowjetische Studien zur Arbeiterfamilie zurückgreifen könnte. Das geschilderte Elend — überfüllte, schmutzige, übelriechende Wohnquartiere mit unzulänglichen sanitären Anlagen, schmales Familieneinkommen — bestimmte den Alltag von Arbeiterfrauen im 19. Jahrhundert schlechthin und nicht nur in Rußland. Sei es durch eigene Produktionsarbeit, sei es durch Nebenverdienste (Kochen, Waschen, Putzen, Untervermietung) besserten Frauen das Familienbudget auf, konnten aber nur selten über ihr eigenes Geld verfügen. Ihre politische Betätigung trug deutliche Züge von Familiengebundenheit und Vereinzelung; meist kam es wegen ‚Brot-und-Butter-Forderungen‘ zu spontanen, kurzlebigen Ausbrüchen, während organisierte Männernetzwerke am Arbeitsplatz entstanden und sich in der Freizeitkultur der Schänken festigten. Was die Sozialisten geringschätzig ‚Rückständigkeit‘ nannten, mußte nicht unbedingt Mangel an Bewußtsein sein; oft fehlte den Arbeiterfrauen nur eine Kleinigkeit: die Zeit.

Judith PALLOT (Oxford, GB) beschreibt Arbeitsbedingungen von Bäuerinnen der Provinz Moskau im ausgehenden 19. Jahrhundert, die zusätzlich zur Landwirtschaft häusliche Manu-

4 Siehe auch: Eve Levin, *Sex and Society Among the Orthodox Slavs. Tenth Through Seventeenth Centuries*, Cornell University Press, Ithaca, N.Y., im Erscheinen.

5 Siehe auch: David L. Ransel, *Mothers of Misery. Child Abandonment in Russia*, Princeton 1988.

fakturarbeiten ausführten. Der Agrarkalender bestimmte den Rhythmus ihrer Produktion, die sich auf die schlecht bezahlte Textil- und Zigarettenindustrie konzentrierte. Löhne unter dem Existenzminimum waren üblich, Arbeitsschutzgesetze galten nicht. Zu organisierten Boykottaktionen unzufriedener Frauen kam es dennoch selten; häufiger wurde individuelle List angewandt, um den kärglichen Verdienst aufzubessern. Auch Rose L. GLICKMAN (Buffalo, N.Y., USA) hat sich mit Frauen aus dem bäuerlichen Milieu befaßt: Volksheilerinnen. Eine Ausnahmeerscheinung im sozialen wie ökonomischen Sinn, war die „znacharka“ schon in mittleren Jahren, aber ohne Land und verdiente mit Heilverfahren den Lebensunterhalt für sich und ihre Kinder. Kenntnisse von Naturheilkräften und mysteriöse Rituale waren das ganze Geheimnis dieser Kunst, die weniger als Berufung sondern als Beruf im modernen Sinn verstanden werden sollte. Anders als professionell ausgebildete Ärzte und Hebammen, die als ‚Fremde‘ wahrgenommen wurden, genossen die Heilerinnen das Vertrauen der Dorfgemeinschaft. In einer Kultur, die Frauen und ihre spezifische Tätigkeit geringachtete, verschaffte der Heilerberuf dennoch Respekt und Ansehen. Die Schlußfolgerung von Glickman knüpft an die o.g. Arbeiten an, in denen ebenfalls auf die Bedeutung solcher Lücken im patriarchalischen russischen System hingewiesen wurde.

Carol S. NASH (New York, USA) berichtete über das Smol'nyj-Institut, die erste Bildungseinrichtung für adlige Töchter, die 1764 von Katharina II. in St. Petersburg gegründet wurde.⁶ Obwohl im 18. Jahrhundert dort nur 850 Frauen die Abschlußprüfung ablegten, überstieg nach Ansicht der Verfasserin die Bedeutung der Schule ihre bescheidene Größe bei weitem, da hier der Grundstein für russische Frauenbildung gelegt wurde. Die Zarin wollte in der Abgeschiedenheit des Smol'nyj „eine neue Rasse“ von Müttern formen, die imstande sei, das russische Familienleben auf ein höheres Niveau zu heben. Ganz im Geiste der Aufklärung wurden Frauen hier nicht um der Bildung selbst willen, sondern einzig im Hinblick auf ihre zukünftige Rolle als Ehefrau und Mutter erzogen.

Der Beitrag von Ann H. KOBLITZ (Seattle, USA) über russische Studentinnen macht deutlich, wie sehr sich weibliches Bildungsstreben und Selbstbewußtsein im Laufe eines Jahrhunderts entwickelt hatten.⁷ Entgegen landläufigen Vorurteilen eroberten sich russische Studentinnen und Wissenschaftlerinnen im In- und Ausland in den Naturwissenschaften sogar eher einen Platz als in den Geisteswissenschaften. Frauen, die an die verändernde Kraft von Aufklärung glaubten, Engagement für die Frauenemanzipation und den Wunsch, dem Volk zu dienen, mitbrachten, wandten sich wie selbstverständlich den ‚objektiven‘ Wissenschaften als Garant gesellschaftlichen Fortschritts zu. Als die russische Gesellschaft sich zu modernisieren begann, traten Frauen und Naturwissenschaftler als natürliche Verbündete auf. Diskriminierungen von Regierungsseite erschwerten den ersten russischen Ärztinnen, Pharmazeutinnen und Chemikerinnen ihre Arbeit, galten aber weniger der Fachrichtung, als vielmehr weiblicher Berufstätigkeit in gehobenen Positionen schlechthin. Mit der Schutzfunktion des Staates war es vorbei. Von nun an schien es notwendig zu sein, die Gesellschaft vor den Frauen, die sich solche Freiräume geschaffen hatten, zu schützen.

Seit 1897 unterlagen die Petersburger Lehrerinnen einem Heiratsverbot, das die Stadtduma erlassen hatte. Ähnliche Verbote bestanden zur gleichen Zeit in anderen russischen Städten,

6 Ausführlicher in: Carol S. Nash, *The Education of Women in Russia, 1762-1796*, Ph.D. Thesis, Dept. of History, New York University 1978.

7 Siehe auch: Ann Hibner Koblitz, *A Convergence of Lives. Sofia Kovalevskaja: Scientist, Writer, Revolutionary*, Boston 1983.

in verschiedenen europäischen Ländern und den Neuenglandstaaten. Auch die Gründe, die Christine R. HINSHAW (St. Louis, USA) hinter dieser Diskriminierungspraxis vermutet, dürften überall ähnlich gewesen sein.⁸ Junge, alleinstehende, gut ausgebildete Frauen wurden nicht nur als billige, sondern auch als hochmotivierte Arbeitskräfte geschätzt, die ihren „natürlichen Instinkt“ Grundschulkindern zugute kommen lassen würden, ohne von eigenen Familienpflichten abgelenkt zu sein und vor allem ohne Männern die besserbezahlten Posten in Gymnasien oder in der Schulverwaltung streitig zu machen. Warum sich Sexualälteste nur durch weibliches verheiratetes Lehrpersonal wecken ließen, weiß der Zeitgeist. Da die meisten Lehrerinnen ohnehin ledig waren, richtete sich ihr Protest nicht nur gegen das diskriminierende Verbot an sich, sondern vielmehr gegen jede Form staatlicher Kontrolle ihres Berufs- und Privatlebens. 1906 endete die Auseinandersetzung denkbar knapp: Mit 41:40 Stimmen befürwortete die Petersburger Stadtduma die Aufrechterhaltung des Heiratsverbots. Die folgenden Beiträge zeigen, daß sich politischen Organisationen im vorrevolutionären Rußland überwiegend Frauen aus gehobenen sozialen Schichten anschlossen, während Arbeiterinnen oder Bäuerinnen eine Ausnahmeerscheinung blieben. Die für Amerika so typische enge Verbindung zwischen Anti-Alkohol- und Frauenwahlrechtsbewegung kam in Rußland nicht zustande. Patricia HERLIHY (Providence, USA) sieht den Grund für die vergleichsweise geringe Teilnahme von Frauen an der Nüchternheitsbewegung zum einen darin, daß gerade illiterate Bäuerinnen — die Hauptleidtragenden männlicher Trunksucht — weder Zeit noch Sinn für kollektive Organisationsformen aufbrachten und überhaupt nur selten mit städtischen Gruppen gegen Alkoholmißbrauch in Kontakt kamen. Zum anderen wurden weibliche Vereinsmitglieder von Männern in ihrer Arbeit weniger unterstützt als behindert, da die Ritter wider den Alkohol argwöhnten, Frauen aus der Intelligenz wollten die Nüchternheitsgruppen nur als Tribüne für feministische Propaganda benutzen.

Diese Angst war weitgehend unbegründet, denn die russischen Feministinnen verbanden den Kampf für das Frauenwahlrecht nicht mit anderen Themen. Zunächst bemühten sie sich vergeblich um die Unterstützung der Konstitutionellen Demokraten, obwohl es gerade Sozialdemokraten und Sozialrevolutionäre gewesen waren, die allgemeines, gleiches, freies und geheimes Wahlrecht schon ohne Drängen der Feministinnen als Programmpunkt aufgenommen hatten. Rochelle G. RUTHCHILD (Northfield, USA) beurteilt Stärke und Erfolg der russischen Frauenbewegung der Jahre 1905 bis 1917 im Vergleich zu Westeuropa und Amerika als gering, weil sie auf ein eng gestecktes Ziel fixiert gewesen sei und durch die gewählten Strategien und Stilmittel gegebene Klassenverhältnisse reproduziert habe, anstatt Interessen aller Frauen zu vertreten und eine gemeinsame Sprache zu finden. Trotzdem warnt Ruthchild davor, die russischen Feministinnen als monolithischen Block anzusehen und über den augenfälligen Gemeinsamkeiten ihre inhaltlichen Differenzen zu übersehen.⁹

Im Hinblick auf ihre weiblichen Mitglieder wurde nicht einmal die russische Sozialdemokratie ihrem Anspruch gerecht, eine Arbeiterpartei zu sein. Proletarische Frauen waren eine Minderheit. Beate FIESELER (Bochum, D) hat die politische Sozialisation russischer Sozialdemokratinnen untersucht und dabei festgestellt, wie viele Hindernisse sogar Frauen aus der

8 Siehe auch: Christine Ruane Hinshaw, *The Soul of the School: The Professionalization of Urban Schoolteachers in St. Petersburg and Moscow, 1890-1907*, Ph.D. Thesis, University of California at Berkeley 1986.

9 Siehe auch: Rochelle Goldberg Ruthchild, *The Russian Women's Movement, 1859-1917*, Ph.D. Thesis, University of Rochester, New York 1976.

intelligencija überwinden mußten, bevor sie sich den Weg in die Russische Sozial-Demokratische Arbeiterpartei (RSDAP) gebahnt hatten. Revolutionärinnen von Geburt waren sie alle nicht. Im Gegenteil, im Vergleich zu Männern verlief ihr Radikalisierungsprozeß selten geradlinig und führte vom Bruch mit gesellschaftlichen und familiären Erwartungen zur Lösung aus Partnerschaften und zur Aufgabe beruflicher Karrieren. Ähnlich wie schon die Studentinnen der sechziger Jahre wollten auch Sozialdemokratinnen dem Volk dienen und nützlich sein, darüber hinaus aber auch ein erfülltes, unkonventionelles Leben führen, obwohl sie Frauen waren. Daß sie Parteimitgliedschaft und Frauenemanzipation weitgehend gleichsetzten, mag erklären, warum Frauenpolitik in der russischen Sozialdemokratie trotz ihres vergleichsweise hohen Frauenanteils klein geschrieben wurde.

Alfred G. MEYER (Ann Arbor, USA) untersucht in einem umfangreichen Forschungsprojekt, welche kurz- und langfristige Wirkung der Erste Weltkrieg auf das Leben und den Status russischer Frauen ausgeübt hat. Kriege als Einschnitte, in denen traditionelle Geschlechterrollen herausgefordert werden, können sich, so Meyer, letztlich als Sprung nach vorn für die Frauenemanzipation erweisen. Allerdings nahm die Frauensolidarität an der „Heimatfront“ mit fortschreitender Kriegsdauer merklich ab und gab sozialen Kämpfen breiten Raum. Frauen unterließen es auch immer häufiger, die Härte ihres Lebens, das zu einem Kampf ums bloße Überleben geworden war, in Briefen an die Front zu beschönigen. Anstatt die Moral der Truppe aufrechtzuerhalten, förderten solche Nachrichten Desertionen und damit nicht zuletzt den Zusammenbruch des zarischen Regimes. Meyer gab zu bedenken, ob nicht hierin der indirekte aber gleichwohl wirksamste Beitrag russischer Frauen zur Revolution zu sehen sei.

„Sex and Crime“ hätte den Kern der folgenden Arbeiten besser getroffen als „Women and Sexuality“, geht es doch weniger um weibliche Sexualität als um typisch weibliche Delikte wie Prostitution und Abtreibung. Wer hätte gedacht, daß die orthodoxe Kirche an den entsprechenden Debatten nicht teilnahm und es säkularen Organisationen überließ, eine Meinung zu formulieren. Auch hier fehlten religiöse Gesichtspunkte völlig. Laurie BERNSTEIN (Vassar, USA) hat Argumente von Befürwortern und Gegnern staatlicher Prostitutionskontrolle im zarischen Rußland systematisch erfaßt, die sich im übrigen kaum von der westeuropäischen Diskussion jener Zeit unterschieden.¹⁰ Das politische Spektrum reichte von unterschiedenen Konservativen und Moralisten, die die Prostitution gänzlich verbieten lassen wollten und aus diesem Grunde staatliche Kontrollen als unzureichend ablehnten, bis hin zu radikalen Feministinnen, die staatliche Eingriffe als Unterdrückungsmechanismus gegen Frauen verurteilten. Beiden Seiten mangelte es offenbar an Realismus, doch bewiesen insbesondere die liberalen Argumente, daß die intelligencija wieder einmal für und über das Volk, hier die Prostituierten, sprach, dabei aber nur mit Projektionen arbeitete, die am Kern der Sache vorbeingingen.

Auch Laura ENGELSTEIN (Princeton, USA) kommt nach der Analyse der Debatten über die Abtreibungsgesetzgebung, die in den Jahren vor dem Ersten Weltkrieg geführt wurden, zu dem Schluß, daß es die moralische und politische Krise der gebildeten russischen Gesellschaft selbst war, die sich in Debatten über sexuelle Fragen niederschlug.¹¹ Im Gegensatz

10 Siehe auch: Laurie Bernstein, *Sonia's Daughters: Prostitution and Society in Russia*, Ph.D. Thesis, University of California at Berkeley 1987.

11 Vgl. auch: Laura Engelstein, *Gender as Juridical Subject: Prostitution and Rape in Nineteenth-Century Russian Criminal Codes*, in: *Journal of Modern History*, im Erscheinen.

zu den USA und Westeuropa lehnten russische Ärzte, die keineswegs zur gesellschaftlichen Elite zählten, eine Verschärfung der Gesetze über den Schwangerschaftsabbruch ab. Konvergenz zwischen berufsständischen und frauenspezifischen Interessen überlagerte Gegensätze. Während die Ärzteschaft noch um ihre professionelle Identität kämpfte und vor allem deshalb ein Mitspracherecht gegenüber der Justiz beanspruchte, begründeten Feministinnen ihre Forderung nach Straffreiheit der Abtreibung mit dem Selbstbestimmungsrecht der Frau.

Im Jahr 1920 legalisierte die Sowjetunion als erster Staat der Welt den Schwangerschaftsabbruch, allerdings nicht in Anerkennung weiblicher Souveränität über den eigenen Körper, sondern als vorübergehende Hilfsmaßnahme in äußersten Notzeiten. Die sozialistische Zukunft sollte wieder ganz im Zeichen der Mutterschaft stehen. So entbehrte es auch nicht innerer Logik, daß ab 1936, als „das Leben besser und fröhlicher geworden war“, wie Stalin unermüdlich versicherte, die Abtreibung verboten und unter Strafe gestellt wurde. Hunderttausende von Schwangerschaftsabbrüchen waren in den sechzehn vorangegangenen Jahren legal und kostenlos vorgenommen worden. Wendy GOLDMAN (Pittsburg, USA) hat aus sozialgeschichtlicher Perspektive das Abtreibungsverhalten sowjetischer Frauen beleuchtet und daraus Schlußfolgerungen über ihre Motivation gezogen.¹² Sie interpretiert das massenhafte ‚Nein‘ zur Mutterschaft als Antwort von Frauen auf die desolaten Lebensbedingungen. Die meisten Frauen begründeten ihren Schritt damit, daß ihre Armut kein weiteres Kind erlaube. Es waren vor allem verheiratete Frauen, mehrfache Mütter, die Schwangerschaftsabbrüche vornehmen ließen und nicht etwa Minderjährige oder Ledige, die sich nicht mit einem unehelichen Kind belasten wollten. Im Jahr 1930 war die Zahl der Abtreibungen doppelt so hoch wie die Geburtenziffer — ein unüberhörbarer Frauenprotest, der sich zu einem Gebärtstreik auszuweiten drohte. Der Stalin-Staat griff zur Repression, um die Reproduktionstätigkeit von Frauen als soziale Funktion zu erzwingen. Das Leben aber war weder besser noch fröhlicher geworden.

Barbara HELDT (Vancouver, CAN), die den einzigen literaturwissenschaftlichen Beitrag lieferte,¹³ hat am Beispiel zweier Kurzromane aus der Mitte des 19. Jahrhunderts untersucht, mit welchen Stilmitteln Autorinnen typische Frauenerfahrungen nachzeichnen. Auch als Schriftstellerinnen blieben Frauen auf Familie und Haushalt beschränkt; in dieser Welt spielen folglich auch ihre autobiographisch-fiktionalen Texte, deren „verhinderte Heldinnen“ jenes Leben führen müssen, dem die Verfasserinnen dank ihres Berufes entkommen konnten. Steht im „Tal'nikov-Haushalt“ von Panaeva weibliche Kindheits- und Jugenderfahrung im Vordergrund, so ist es in Pavlovas „Ein doppeltes Leben“¹⁴ das Dasein der Protagonistin als Ehefrau. Beide Schilderungen sind gleichermaßen bedrückend. Sie arbeiten, so Heldt, mit dem Ausdrucksmittel der Klage anstelle von Prophezeiung. Frauenschicksal in seiner Unausweichlichkeit wird dargestellt, dem weder Mutter noch Tochter entgehen können, da sie letztlich selbst immer wieder dazu beitragen, daß es sich wiederholt.

Trotz Anerkennung grundsätzlicher Gleichheit und Gleichberechtigung der Geschlechter pflegten auch russische Feministinnen einen neuen Mythos der Verschiedenheit. In einfacher Umkehrung des Credo aller Antifeministen betonten sie jetzt die Superiorität der Frau, die

12 Ausführlicher in: Wendy Goldman, *The Soviet Family*, Cambridge University Press, Cambridge, im Erscheinen.

13 Vgl. auch: Barbara Heldt, *Terrible Perfection. Women and Russian Literature*, Bloomington 1987.

14 Karolina Pavlova, *A Double Life*. Transl. and intr. by Barbara Heldt, Oakland 1987 (Reprint).

sich in Heroismus, Selbstaufopferung, ja dem Drang nach Perfektion äußere. Wie Linda EDMONDSON (Birmingham, GB) aufgezeigt hat, stellten weder Konservative noch Feministinnen im vorrevolutionären Rußland Geschlechterrollenkonzepte grundsätzlich je in Frage.¹⁵ Allerdings war biologistisches Denken, das von genetisch unwandelbaren Geschlechtscharakteren ausging, unter Feministinnen wenig verbreitet; sie hoben vielmehr den Einfluß von Sozialisationsfaktoren hervor. Dies bewahrte sie jedoch nicht davor, traditionelle Weiblichkeits- und Männlichkeitskonzepte unter umgekehrten Vorzeichen neu aufzulegen, anstatt sie von ideologischem Ballast zu befreien.

Die beiden letzten Beiträge behandeln die Darstellung von Frauengestalten im revolutionären Rußland. Moira DONALD (Leicester, GB) hat geprüft, wie häufig und in welcher Form Aleksandra Kollontaj in Erinnerungen von Zeitgenossen und in historischen Abhandlungen genannt wird. Elizabeth WATERS (Canberra, AUS) hat die sowjetische politische Ikonographie der Jahre 1917-1937 auf Frauenabbildungen hin untersucht. Obwohl Kollontaj im Revolutionsjahr 1917 zu den führenden Bol'seviki gehörte, wird sie von Beobachtern der Revolution meist verzerrt dargestellt. Das Kollontaj-Bild in Augenzeugenberichten reicht von der 'femme fatale' bis hin zur Karikatur einer Feministin. In historischen Schriften wurde sie immer seltener genannt und drohte in den sechziger Jahren ganz der Vergessenheit anheimzufallen. Erst die Frauenbewegung hat sie wiederentdeckt. Das Interesse an dieser 'bol'sevistischen Feministin' hat nachgerade zu einem Boom an Kollontaj-Literatur geführt, der positiv auf die Forschung zur Oktoberrevolution zurückwirkt. Auch andere russische Frauengestalten finden neuerdings in historischen Arbeiten entsprechende Berücksichtigung.

Frauendarstellungen sind auf staatlichen Emblemen der frühen Sowjetzeit (Briefmarken, Münzen, Orden) nur selten, auf Plakaten jedoch häufiger zu sehen. Während in Revolution und Bürgerkrieg noch Männerfiguren vorherrschten, wurden Frauen seit der NEP-Zeit häufiger abgebildet. Nach der Proletarierin mit dem roten Kopftuch trat ab Mitte der zwanziger Jahre dann die Frau als Mutter auf den Plan.¹⁶ Insgesamt nahmen Frauenabbildungen seit den dreißiger Jahren stark zu, obwohl sich die Politik zunehmend frauenfeindlich gestaltete. Weder im alltäglichen Leben noch in der offiziellen Ikonographie wurden traditionelle Geschlechterverhältnisse vehement angegriffen. Bildliche Darstellungen zeigen den Mann stets als universalen Repräsentanten des Proletariats, der Revolution und des Sozialismus, die Frau hingegen symbolisiert die Bauernschaft und steht, wie es sich immer noch ziemt, hinter ihm zurück. Ein russisches Pendant zu Käthe Kollwitz fehlte unter den darstellenden Künstlern.

Trotz der beeindruckenden Vielfalt an abgeschlossenen und noch laufenden Forschungsarbeiten, die auf der Konferenz vorgestellt wurden, zeigten die **Diskussionen** in jeder Sitzung aufs neue, daß erst ein Anfang gemacht ist und selbst Expertinnen mehr Fragen als Antworten bereithalten. Immer wieder wurde über die unlösbare Frage debattiert, ob Geschlechts- oder Klassenzugehörigkeit das Leben von Frauen in Rußland nachhaltiger bestimmt habe. Anstelle von globalen Antworten trug aber die Dialektik den Sieg davon. Vergleiche zwischen russischer, westeuropäischer und amerikanischer Frauengeschichte wurden oft gezogen, die Balkanländer hingegen als Vergleichsgegenstand nur gestreift. Die Frage, ob die allgemein

15 Zur politischen Geschichte des russischen Feminismus siehe: Linda H. Edmondson, *Feminism in Russia, 1900-1917*, Stanford 1984.

16 Siehe dazu: Elizabeth Waters, *Childcare Posters and the Modernisation of Motherhood in Post-Revolutionary Russia*, in: *Sbornik. Study Group on the Russian Revolution*, Jg.13 (1987), 65-93.

akzeptierte Periodisierung der russischen Geschichte sinnvoll sei, brachte keine greifbaren Ergebnisse.

Generell überwogen reine Sach- und Informationsfragen vor Methodendiskussion und Interpretationsproblemen. Zwar hat die rußlandbezogene Frauenforschung zahlreiche neue Fragen aufgeworfen, geht aber methodisch bisher eher traditionelle Wege. Mentalitätsgeschichtliche oder strukturalistische Ansätze ebenso wie feministische Theorien werden erst zögernd ausgewertet. Auch sind auf der Konferenz nur wenige Versuche sichtbar geworden, Frauengeschichte in die russische Geschichte zu reintegrieren und Fragestellungen zu entwickeln, die beide Geschlechter in den Blick nehmen. Dies wundert umso mehr, als rußlandbezogene Frauenforschung in den USA keineswegs auf spezifische „Women Studies“-Programme beschränkt bleibt, sondern anerkannter Bestandteil der „Russian History“ geworden ist. Dennoch ist ‚Weiblichkeit‘ bis heute ein Spezialproblem historischer Forschung geblieben. Wie am Rande der Tagung zu erfahren war, verfügen amerikanische Osteuropa-Historiker über ausgesprochen gut funktionierende Austauschprogramme mit der Sowjetunion, die von „International Research and Exchanges“ (IREX) landesweit organisiert werden und Zugang auch zu solchen Archiven verschaffen, die sich bundesdeutschen Forschern nicht wie selbstverständlich öffnen. So wurde mir z.B. auf die Frage nach Arbeitsmöglichkeiten im Archiv der Oktoberrevolution mitgeteilt: „Everybody has been working there . . .“. Zahlreiche amerikanische graduate students können mit mindestens einjährigen Studien- oder Forschungsaufenthalten in der Sowjetunion und dementsprechend guten Russischkenntnissen aufwarten; etliche Rußlandhistoriker nutzen regelmäßig die Sommermonate zu Archivarbeiten in Moskau oder Leningrad.

Daneben haben sich auch amerikanische Universitätsbibliotheken dazu verpflichtet, systematisch themenzentrierte Osteuropa-Sammlungen aufzubauen. Eine große Kollektion zum Thema „Women in Imperial Russia“ entsteht derzeit auf Anregung der Fachbibliothekarin June P. FARRIS in der Slavic and East European Library der University of Illinois in Urbana-Champaign. Farris selbst schließt gerade die erste — kommentierte und mit amerikanischen Standortangaben versehene — Bibliographie zum gleichen Gegenstand ab.¹⁷

Mary ZIRIN hat vor ca. zwei Jahren den Newsletter „Women: East ↔ West“ gegründet, der laufende bibliographische Mitteilungen, Informationen über aktuelle Forschungsprojekte, Konferenzankündigungen u.ä. enthält.¹⁸ Außerdem hat sich auf der letzten Jahrestagung der „American Association for the Advancement of Slavic Studies“ (AAASS) ein „Women's Caucus“ gebildet,¹⁹ der auf den zukünftigen Treffen frauenhistorische Veranstaltungen anbieten und auf diese Weise stärker in den Vordergrund rücken will.

Rußlandbezogene Frauenforschung in den USA hat sich nicht nur eigene, unabhängige Netzwerke geschaffen, sondern nutzt mithin bereits bestehende Strukturen und Organisationen dazu, die akademische Akzeptanz von Frauen und Frauenthemen zu erhöhen. Bisher hat der ‚Marsch durch die Institutionen‘ schon zu greifbaren Erfolgen geführt — auch wenn zähe Verhandlungen vorausgingen. Es hat aber nicht nur eine permanente ‚Graswurzel‘-Revolution stattgefunden; entscheidende Veränderungen sind in den letzten zehn Jahren vor allem durch

17 June Pachuta Farris, *Women and Children in Imperial Russia. An Annotated Bibliography of Monographic Sources*, im Erscheinen.

18 Der Newsletter erscheint dreimal jährlich zum Preis von insgesamt US \$ 5,-. Bestellungen bitte an: Dr. Mary Zirin, Editor, 1178 Sonoma Drive, Altadena CA 91001, U.S.A.

19 Auskunft erteilt: Rochelle Ruthchild, Vermont College of Norwich University, 137 Coolidge Street, Brookline, MA 02146, U.S.A.

administrative Maßnahmen von oben eingetreten. Im Vergleich zur Bundesrepublik Deutschland arbeiten in den USA im Fach Russische Geschichte beeindruckend viele Frauen auf post-doctoral level, denn zahlreiche Universitäten stellen bevorzugt Wissenschaftlerinnen ein. Den hierzulande prophezeiten Minderwertigkeitskomplex der ‚Quotenfrau‘ gibt es dort nicht; vielmehr wirkt das professionelle Selbstbewußtsein der Amerikanerinnen erfrischend unpräntiös und ist frei von Selbstmitleid. Es bleibt allerdings abzuwarten, ob die weiblichen assistant professors von heute im Laufe der Zeit auch full professorships in Russian History an den Eliteschulen des Landes besetzen werden. Verglichen damit ist die Ost-europäische Geschichte in der Bundesrepublik noch ein Entwicklungsfach und harrt darauf, von schreib- und tatkräftigen Historikerinnen wachgeküßt zu werden.

In der Sowjetunion hingegen findet historische Frauenforschung im westlichen Verständnis bisher gar nicht statt. Abgesehen von einigen Kandidatendissertationen (vergleichbar etwa mit hiesigen Doktorarbeiten) und Arbeiten aus der Feder von Puškareva und Tiškin, haben wissenschaftliche Forschungsarbeiten oder Darstellungen zu Frauenthemen Seltenheitswert. Im Gegensatz zu ‚Klasse‘ ist ‚Geschlecht‘ noch weit davon entfernt, als historische Kategorie anerkannt zu werden und wird auch wohl in absehbarer Zeit in der sowjetischen Geschichtswissenschaft keine nennenswerte Rolle spielen. Auf dem Hintergrund der amerikanischen und westeuropäischen Diskussion um die Frauenforschung klingt der Appell Tiškins geradezu rührend: „Es ist unsere wissenschaftliche Pflicht, den selbstlosen Dienst der Frau für ihre Familie und ihr Vaterland zu vergelten. Es bleibt zu hoffen, daß wir unsere Enthaltensamkeit bei der Erforschung der Geschichte von Frauen überwinden, daß Bücher erscheinen und Lehrstühle sowie wissenschaftliche Kollektive entstehen, die die Geschichte der Frauen von den Anfängen bis zur Gegenwart erforschen und bekannt machen werden.“²⁰

Trotz aller theoretischen Bescheidenheit ist dies ein Neuanfang. Lücken in der eigenen Forschung werden zugegeben, westliche Arbeiten werden rezipiert und nicht länger als ‚falsifizierend‘ abgetan. In seinem zwischen globalem Überblick und Literaturbericht angesiedelten Beitrag „Frauen in der Geschichte Rußlands“ stützt Tiškin sich neben Arbeiten aus dem vorrevolutionären Rußland ausdrücklich auf amerikanische Autoren, deren Pionierleistung er würdigt. Hoffen wir, daß es zukünftig nicht nur bei Schmeicheleinheiten für die amerikanischen Kollegen und einem einzigen sowjetischen Buch zur Frauenfrage im vorrevolutionären Rußland bleibt.²¹

20 G.A. Tiškin, *Žensčiny v Istorii Rossii* [Frauen in der Geschichte Rußlands], Konferenzpapier, S.43.

21 G.A. Tiškin, *Zenskij Vopros v Rossii 60-60gg. XIX v.* [Die Frauenfrage in Rußland in den 50er und 60er Jahren des 19. Jahrhunderts], Leningrad 1984.

ANHANG

Titel der Konferenzpapiere und Adressen der Referentinnen und Referenten

Laurie BERNSTEIN, Abolishing the Yellow Ticket: Russia's Movement Against the Regulation of Prostitution, Vassar College, U.S.A.

Rodney D. BOHAC, Unmarried Women in the 19th-Century Peasant Community, Brigham Young University, Provo, U.S.A.

Moirá DONALD, What Did You Do in the Russian Revolution, Mother?, University of Leicester, Großbritannien.

Linda EDMONDSON, Women's Emancipation and Concepts of Sexual Difference: The Debate Among Feminists in Russia Before 1917, University of Birmingham, Großbritannien.

Barbara A. ENGEL, The Working-Class Family in Urban Russia, University of Colorado, Boulder, U.S.A.

- Laura ENGELSTEIN, *Doctors, Women and the Law: The Pre-World-War I Abortion Debates*, Princeton University, Princeton, U.S.A.
- June Pachuta FARRIS, *Women in Russian History: Bibliographic Sources*, University of Chicago, Joseph Regenstein Library, Chicago, U.S.A.
- Beate FIESELER, *Women in Russian Social Democracy, 1890-1917: The Making of Women Social Democrats*, Ruhr-Universität Bochum, Fakultät für Geschichtswissenschaft, D4630 Bochum.
- Rose L. GLICKMAN, *The Peasant Woman as Healer*, SUNY, Buffalo, N.Y., U.S.A.
- Wendy GOLDMAN, *A Social History of Abortion, 1920-1936*, Carnegie-Mellon University, Pittsburgh, U.S.A.
- Barbara HELDT, *Codes for Russian Women in Autobiographical Fiction: Prophecy and Lament*, University of British Columbia, Kanada.
- Patricia HERLIHY, *Women and the Temperance Movement, 1890-1914*, Brown University, Providence, U.S.A.
- Christine Ruane HINSHAW, *The Vestal Virgins of St. Petersburg: Schoolteachers and the 1897 Marriage Ban*, Washington University, St. Louis, U.S.A.
- Daniel H. KAISER, *Women's Property in Muscovite Families, 1500-1725*, Grinnell College, Grinnell, U.S.A.
- Valerie KIVELSON, *Through the Prism of Witchcraft: Townswomen in 17th-Century Muscovy*, Stanford University, Stanford, U.S.A.
- Ann KLEIMOLA, *Marriage and Dowry in Muscovy*, University of Nebraska, Lincoln, U.S.A.
- Ann Hibner KOBLITZ, *Gender and Science in the Russian Context: How the First Women Scientists Viewed Themselves and Their Work*, The Kovalaveskaia Foundation, Seattle, U.S.A.
- Nancy S. KOLLMAN, *Women's Honor in Early Modern Russia*, Stanford University, Stanford, U.S.A.
- Eve LEVIN, *Childbirth in PrePetrine Russia. Canon Law and Popular Traditions*, Ohio State University, Columbus, U.S.A.
- Brenda MEEHAN-WATERS, *The Authority of Holiness: Women Ascetics and Spiritual Elders in 19th-Century Russia*, University of Rochester, Rochester, U.S.A.
- Alfred G. MEYER, *The Impact of World War I on Russian Women's Lives*, University of Michigan, Ann Arbor, U.S.A.
- Carol S. NASH, *The Smol'nyi Institute in the 18th Century: Studies and Extracurricular Activities*, Bronx High School of Science, New York, U.S.A.
- Judith PALLOT, *Women and Kustar Industries in Late 19th-Century Russia*, Oxford University, Oxford, Großbritannien.
- Maureen PERRIE, *Female Rule, Popular Monarchism and Pretence in Tsarist Russia*, University of Birmingham, Birmingham, Großbritannien.
- David L. RANSEL, *Child Care Cultures in the Russian Empire*, Editor, *The American Historical Review*, Bloomington, U.S.A.
- Rochelle G. RUTHCHILD, *The Russian Women's Movement, 1905-1917*, Norwich University, Northfield, U.S.A.
- Mary G. SWIFT, *Orthodox Convents in the Soviet Union*, Loyola University, New Orleans, U.S.A.
- G.A. TISKIN, *Žensčiny v Istorii Rossii*, [Frauen in der Geschichte Rußlands], Institut Kultury, Leningrad, UdSSR.
- Elizabeth WATERS, *The Female Form in Soviet Political Iconography, 1917-1937*, Australian National University, Canberra, Australien.

Veranstalterinnen der Konferenz waren:

- Barbara E. CLEMENTS, University of Akron, Dept. of History, Akron, Ohio, U.S.A.
 Christine D. WOROBEK, Kent State University, Dept. of History, Kent, Ohio, U.S.A.

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG UND ANGRENZENDER GEBIETE (77)

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

Die IWK versucht, systematisch alle Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete zu erfassen. In der Rubrik "Forschungs- und Publikationsvorhaben zur Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung und angrenzender Gebiete" werden regelmäßig die Ergebnisse dieser Erhebungen veröffentlicht, sofern diese Arbeiten noch nicht publiziert worden sind. Bei der weiten Verbreitung der IWK in Fachkreisen ist mit der Anzeige eines Forschungsvorhabens gewährleistet, daß es allgemein zur Kenntnis genommen, somit Doppelarbeit vermieden und Kooperation gefördert wird. Die Redaktion bittet daher alle Bearbeiter einschlägiger Projekte - die in Frage kommenden Themenbereiche sind nachstehend erläutert - um Ergänzung und Rücksendung des Fragebogens, der in jedem Heft als Anhang abgedruckt ist. Auf Wunsch werden Ihnen weitere Fragebogen von der Redaktion übersandt. Auch die Mitteilung von Projekten Dritter - unter Angabe von deren Anschrift - ist erwünscht. Juristische Bedenken hiergegen bestehen insofern nicht, als eine Titelanzeige in der IWK nur nach Vorlage des Fragebogens bei dem Bearbeiter erfolgt.

Die Kriterien für die Aufnahme in das Projektverzeichnis sind nicht immer scharf abzugrenzen. Neben Projekten zur Geschichte der deutschen, österreichischen und schweizerischen Arbeiterbewegung, zur Geschichte der Internationale und zur Marx-Forschung finden verwandte Untersuchungen der Politologie und der empirischen Soziologie sowie Arbeiten zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte und zur Geschichte der sozialen Bewegungen Berücksichtigung, soweit sie sich mit den Problemen der Industrialisierung, Firmen- und Wirtschaftsgeschichte befassen. Einschlägige Vorhaben über andere Länder werden dann aufgenommen, wenn ein breiteres Interesse der deutschsprachigen Forschung vorausgesetzt werden darf oder wenn sie von Gelehrten der Bundesrepublik bearbeitet werden.

Die uns übermittelten Daten werden in der IWK veröffentlicht, um anderen Wissenschaftlern eine erste Information über das Projekt zu vermitteln und eine direkte und schnelle Kontaktaufnahme mit dem Bearbeiter zu ermöglichen. Die Speicherung erfolgt in Form einer Autorenkartei. Die Ergebnisse der Erhebung werden außerdem an das Informationszentrum Sozialwissenschaften, Bonn, zur Speicherung und Auswertung für dessen wissenschaftliche Zwecke und gegebenenfalls zur Aufnahme des Projekts in das jedes Jahr vom Informationszentrum publizierte Verzeichnis der "Forschungsarbeiten in den Sozialwissenschaften" weitergegeben. Sofern Projekte aus anderen Publikationen übernommen oder der Redaktion von Institutionen mitgeteilt worden sind, wird das am Ende der Projektmeldung vermerkt. Im übrigen beruhen die Meldungen und insbesondere die Nachträge auf den uns vom jeweiligen Bearbeiter übermittelten Daten. Die Richtigkeit der mitgeteilten Angaben, insbesondere die Genauigkeit von bibliographischen Angaben, kann die Redaktion aus Gründen der Arbeitsökonomie nicht überprüfen.

Die Angaben zu den einzelnen Projekten sind jeweils nach dem folgenden Schema geordnet:

0 Laufende Nummer des Projekts (in der IWK)

1 Institution(en), in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird

2.1 Bearbeiter, Vor- und Zuname, Anschrift (Leiter unterstrichen)

2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Name des Betreuers

4 Stand der Forschungsarbeit

5 Laufzeit des Projekts

6 Art der Arbeit

7 Auftraggeber der Forschungsarbeit

8 Kostenträger

9 (Arbeits-)Titel der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel)

10.1 Zeitraum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht

10.2 Geographischer Raum, auf den sich die Forschungsarbeit bezieht

11.1 Inhaltliche Ziele der Arbeit

12 (Teil-)Veröffentlichungen der Arbeit bzw. deren Planung

13 Nichtveröffentlichte (Zwischen-)Berichte, Manuskripte, Arbeitspapiere usw.

14 Methodische Anlage (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16 Benutzte Unterlagen (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

19 Hinweis auf Fundstelle oder mitteilende Institution

Eine dringende Bitte an unsere Leser:

Um die Berichterstattung über den Fortgang der gemeldeten Forschungs- und Publikationsvorhaben jeweils auf dem neuesten Stand zu halten, bittet die Redaktion dringend darum, ihr auch Mitteilungen über den Stand von bereits angezeigten Projekten zukommen zu lassen. Insbesondere wenn Arbeiten abgeschlossen, publiziert, Titel oder Gegenstand geändert oder aufgegeben wurden, bitten wir um Nachricht. Nur so können wir vermeiden, daß das Verzeichnis der Forschungs- und Publikationsvorhaben der IWK zu einem sogenannten Projektfriedhof ohne tatsächlichen Wert als Hilfsmittel für die Forschung wird. Bitte verwenden Sie den Projektfragebogen am Schluß dieses Heftes und füllen Sie diesen bitte möglichst vollständig und genau aus.

Redaktionsschluß: 28.9.1988

I. PROJEKTVERZEICHNIS

A. GESCHICHTSWISSENSCHAFT, HILFSMITTEL

—

B. QUELLENVERÖFFENTLICHUNGEN, NEUDRUCKE, ÜBERSETZUNGEN

0 88-110

- 1 Friedrich-Ebert-Stiftung, Studienzentrum Karl-Marx-Haus, Johannisstr. 28, 5500 Trier
 2.1 FAVILLI, Paolo, Prof., Via Losanna 8 A, CH-6900 Lugano; KUCK, Gerhard, Dr., Deutsches Historisches Institut, Via Aurelia Antica, 391, I-00165 Roma

- 4 Laufend
 5 Ende: 3/89

6 Edition

8 Friedrich-Ebert-Stiftung

9 Karl Marx, Friedrich Engels und Italien

- 10.1 Schwerpunkt: 1890-1920

10.2 Italien

- 11.1 Teil 1 soll einen Bildkatalog und eine Auswahlbibliographie der Werke von Marx und Engels enthalten, Teil 2 Beiträge, die die verschiedenen Aspekte der Rezeptionsgeschichte der Marx/Engels'schen Theorien beleuchten
 12 Veröffentlichung in der Reihe "Schriften aus dem Karl-Marx-Haus Trier" als Bd. 38 geplant

C. SOZIALISTISCHE THEORETIKER, BEITRÄGE ZUR IDEENGESCHICHTE

0 88-111

- 2.1 DAMIANOVA, Jivka, Dr.; 10 rue Guynemer, F-75006 Paris; DUMONT, Paul, Dr.; 50 Av. du Bois, F-92190 Meudon
 5 Beginn: 85, Ende: 12/88
 6 Eigenprojekt der Bearb.; Edition
 8 Bearb.

9 Die Bulgarische Sozialdemokratie und das Internationale Sozialistische Büro. 1900-1914

- 10.1 1900-1914

11.1 Kommentierte Dokumentation

12 Kaneva-Damianova, J.: Die Bulgarische Sozialdemokratie und das Internationale

Sozialistische Büro, in: "Vekove" (Sofia), 1973, 2, S. 87-91. — Dumont, P.: Die Bulgarische Sozialdemokratie und das Internationale Sozialistische Büro, in: Izvestija na Instituta po istorija na BKP (Sofia), 1982, T. 46, S. 349-355

- 13 Veröffentlichung vorgesehen 1989/90 im Parteiverlag, Sofia

16 Archiv Camille Huysmans, Antwerpen

0 88-112

- 1 Trotzdem Verlag, Postfach 1159, 7043 Grafenau

2.1 ARRACHER, Bernhard;

DEGEN, Hans-Jürgen

4 Abgeschlossen

6 Edition

9 Augustin Souchy: Materialienband

- 10.1 Ca. 1920-1983

11.1 Edition von Zeitungs- und Zeitschriftenartikeln, Interviews aus Zeitschriften, Rundfunk und Fernsehen sowie unveröffentlichten Arbeiten

- 16 Ae; Privatsammlungen; Nachlaß von Souchy; Zeitschriften

0 88-113

- 1 Univ. Hamburg, Institut für Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Allendeplatz 1, 2000 Hamburg 13

2.1 MARSISKE, Hans-Arthur; Bismarckstr. 34, 2000 Hamburg 20; Tel. 040/49 56 90

2.2 Prof. Dr. Hans-Jürgen Goetz

4 Abgeschlossen

6 Diss.

8 Stipendium: Hamburger Institut für Sozialforschung, Mittelweg 36, 2000 Hamburg 13

9 "Eine Republik der Arbeiter ist möglich" - Der Beitrag Wilhelm Weitlings zur Arbeiterbewegung in den Vereinigten Staaten von Amerika, 1846-1856

- 10.1 1846-1856

10.2 USA

11.1 Die Entwicklung von Weitlings politischer Programmatik wird ausführlich dargestellt, zu zeitgenössischen Reformbestrebungen in Beziehung gesetzt und als Versuch gewürdigt, dem Kapital auf einer vorindustriellen Entwicklungsstufe entgegenzutreten

12 Veröffentlichung geplant

13 Diss., Univ. Hamburg 1988

16 Zeitungen; Archivalien

D. BIOGRAPHISCHE BEITRÄGE

—

E. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG

I. Allgemeine Darstellungen
Darstellungen über größere Zeiträume

0 88-114

- 1 Univ. Münster, Institut Theorie und Geschichte der Medizin, Waldeyerstr. 27, 4400 Münster
- 2.1 HAWERKAMP, Hartwig; Wermelingstr. 5, 4400 Münster; Tel. 0251/27 15 74
- 2.2 Prof. Dr. Richard Töllner; Frau Dr. Geyer-Kordisch
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 83, Ende: 90
- 6 Diss.
- 8 Bearb.
- 9 **Geschichte des Arbeiter-Samariter-Bundes von seiner Entstehung (1888) bis zu seinem Verbot (1933)**
- 10.1 1888-1933
- 10.2 Rheinland, Norddeutschland
- 11.1 Verhältnis des ASB zum (D)RK, zu SPD, KPD und ADGB sowie zur bürgerlichen Kulturbewegung; ASB und Arbeiterkultur- (spez. Arbeitersport-) bewegung; Abspaltung: "Proletarischer Gesundheitsdienst" (KPD-nahe); Entwicklung einer revolutionären Organisation zu einer v.a. reformistischen Organisation; ASB und Kriegsfrage (Erster Weltkrieg)
- 13 **Hawerkamp, H.: Der ASB von seiner Entstehung bis zu seinem Verbot (1933).**
Ms., Referat auf dem Gesundheitstag in Bremen "Wohlfahrtsverbände in der Weimarer Republik und im Nationalsozialismus, Okt. 1984

II. Darstellungen in zeitlicher Folge

a) Von den Anfängen bis zum Ende des Sozialistengesetzes

—

b) 1890-1914

—

c) Weltkrieg und Revolution

—

d) Weimarer Republik

0 88-115

- 1 Univ. Leipzig, Franz-Mehring-Institut, Karl-Marx-Platz, DDR-7010 Leipzig
- 2.1 KINNER, Klaus, Dr.
- 4 Laufend
- 6 Monographie
- 9 **Wissen für den Klassenkampf. Die Bildungsarbeit der KPD. Bd. 1: Die Weimarer Zeit**

- 10.1 1918-1933
- 10.2 Deutschland
- 12 Veröffentlichung 1989 geplant

e) 1933-1945

—

f) Nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges

0 88-116

- 1 Univ. Duisburg, FB I/SAE, Bismarckstr. 90, 4100 Duisburg 1; Tel. 0203/3 79 24 98
- 2.1 OELSCHLÄGEL, Dieter, Prof.; Elisenstr. 1, 4220 Dinslaken
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 6/87, Ende: 12/91
- 6 Eigenprojekt des Bearb.
- 8 Univ. Duisburg; Bearb.
- 9 **Geschichte der Sozialarbeit in den Westzonen 1945-1949 am Beispiel von Arbeiterwohlfahrt und Nachbarschaftsbewegung**
- 10.1 1945-1949
- 10.2 Westzonen/BRD mit Schwerpunkt NRW
- 11.1 Die Geschichte der Sozialarbeit soll untersucht werden nach der Fragestellung: Kontinuität, Einfluß der Alliierten, Methodenentwicklung
- 12 **Oelschlägel, D.: "Der schaffende Mensch hat einen Anspruch darauf, daß man sich um ihn und seine Familie kümmert."**
Werksfürsorge im Ruhrkohlenbergbau in der Nachkriegszeit, in: Geschichtswerkstatt, H. 13, Sept. 1987, S. 28-34. —
Oelschlägel, D.: Geschichte der Sozialarbeit in den Westzonen 1945-1949 am Beispiel der Nachbarschaftshilfe, in: Neue Praxis 1987, H. 1, S. 89-91. — **Oelschlägel, D.: Demokratie von der Pike auf. Nachbarschaftshilfe**, in: Sozial extra 1985, H. 6, S. 18-21
- 13 **Sozialarbeit in den Westzonen 1945-1949. Basistexte. Bibliographie.** Univ. Duisburg WS 1985/86. Materialienheft 1. — **Oelschlägel, D.: Texte zur Nachbarschaftshilfebewegung und eine Bibliographie.** Univ. Duisburg WS 1985/86. Materialienheft 2. — **Zeitschriften für Sozialarbeit und verwandte Gebiete aus den Jahren 1945-1950.** Zusammengestellt von D. Oelschlägel. Univ. Duisburg WS 1986/87. Materialienheft 3
- 14 Quellenanalyse; narrative Interviews
- 16 Archivalien des Deutschen Zentralinstituts für Soziale Fragen Berlin, der Caritasbibliothek Freiburg; StadtAe

g) B R D

0 88-117

- 1 Univ. Bochum, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte II; Projekt der Hans-Böckler-Stiftung, Düsseldorf
- 2.1 MÜLLER, Gloria, Dr.; Quadenhofstr. 90, 4000 Düsseldorf 12; Tel. 29 55 67
- 4 Laufend
- 6 Auftragsforschung

- 7 Hans-Böckler-Stiftung, Bertha-von-Suttner-Platz 3, 4000 Düsseldorf
- 8 Hans-Böckler-Stiftung
- 9 **Mitbestimmung in der Eisen- und Stahlindustrie. Wirtschaftlich-technischer Wandel, gesellschaftspolitische Veränderungen und ihre Auswirkungen auf die Montanmitbestimmung (1951-1976)**
 - 10.1 1951-1976, Schwerpunkt: 1951-1960/61
 - 10.2 BRD (Ruhrgebiet, Salzgitterraum)
 - 11.1 Untersuchung der Auswirkungen des wirtschaftlich-technischen Wandels in der Eisen- und Stahlindustrie auf Umfang und Stellenwert der Montanmitbestimmung; Beispiel: jede organisatorische Umstrukturierung der Konzerne schlug sich auf die Montanmitbestimmung nieder. Wie reagierten Unternehmer, Gewerkschaften, Bundesregierung
- 12 Buchveröffentlichung geplant ca. 1990
- 16 WerksAe (Thyssen, Klöckner, Mannesmann, GHH/Haniel, Krupp, Hoesch, Peine-Salzgitter), VerbandsAe (DGB, IG Metall), BA Koblenz; Interviews mit Zeitzeugen und Auswertung der vorliegenden Literatur und der Presse

h) D D R

III. Regionale und lokale Darstellungen

a) Regional

- 0 **88-118**
- 2.1 SARTOR, Lutz; Schloßweg 5, 5231 Schöneberg; Tel. 02681/28 54
 - 5 Beginn: 3/88, Ende: 10/88
 - 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
 - 8 Bearb.
- 9 **Arbeitnehmer in der nordrhein-westfälischen FDP von 1946 bis 1957. Arbeitersekretariat und "Freier Deutscher Arbeitnehmer-Verband (FDAV)"**
 - 10.1 1946-1957
 - 10.2 Nordrhein-Westfalen
 - 11.1 Verlauf und Gründe des Scheiterns der Versuche der FDP in Nordrhein-Westfalen, Arbeitnehmer an sich zu binden
- 16 A der Wolfgang-Döring-Stiftung, Düsseldorf; A des Deutschen Liberalismus, Gummersbach; HStA Düsseldorf; Gespräche mit Zeitzeugen
- 0 **88-119**
- 1 Univ. Saarbrücken, FB Geschichte
- 2.1 HEINZ, Joachim, M.A.; Am Sandberg 3, 6602 Dudweiler; Tel. 06897/7 59 19
 - 2.2 Prof. Dr. Elisabeth Fehrenbach
 - 5 Beginn: 7/87, Ende 1/88
 - 6 M.A.
 - 8 Bearb.
- 9 **Arbeiter und Arbeiterbewegung an der Saar 1933-1935**
 - 10.1 1815-1935; Schwerpunkt Saarabstimmungszeit 1933-1935

- 10.2 Saar
- 11.1 Christliche, sozialistische und kommunistische Arbeiterbewegung im Abstimmungskampf an der Saar 1933-1935 auf dem Hintergrund der sozialpolitischen Sonderentwicklung der Saar nach 1815
- 13 M.A., Univ. Saarbrücken 1988. Standorte: Universitätsbibliothek Saarbrücken und Stadtarchiv Saarbrücken, Wiss. Abteilung
- 16 Regionale Ae; zeitgenössische Propagandaschriften; Zeitungen

0 88-120

- 1 Landesversicherungsanstalt Westfalen, Referat Presse- und Öffentlichkeitsarbeit, Postfach 6127, Gartenstr. 194, 4400 Münster
- 2.1 DANIEL, Andreas, M.A.; MENKE, Günter; c/o Landesversicherungsanstalt Westfalen
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 3/88, Ende: ca. 2/90
- 6 Eigenprojekt der Landesversicherungsanstalt Westfalen; Chronik
- 9 **100 Jahre LVA Westfalen**
 - 10.1 1.1.1891-1.1.1991
 - 10.2 Provinz Westfalen
 - 11.1 Darstellung der Entwicklung des Trägers der Arbeiterrentenversicherung auf den Gebieten: Selbstverwaltung, Personal, Renten, freiwillige Fürsorge, Rentenreformen, Finanzen, Arbeiterwohnungsbaubau, Bekämpfung von Volksseuchen, Rehabilitationsmaßnahmen
- 14 Chronologische Darstellung
- 16 Archivalien; Verwaltungsberichte; Befragung von Zeitzeugen; Literatur

b) Lokal

0 88-121

- 1 Gewerkschaft Handel, Banken, Versicherungen Bochum, Humboldtstr. 46, 4630 Bochum
- 2.1 LILL, Birgit; Bahrenbergstr. 30, 4630 Bochum I
 - 4 Laufend
 - 6 Publikation (Form noch ungeklärt)
 - 8 AB-Maßnahme
- 9 **Geschichte der Gewerkschaft Handel, Banken, Versicherungen in Bochum**
 - 10.2 Bochum
 - 11.1 Darstellung der Geschichte der HBV unter Berücksichtigung der wirtschaftlichen Entwicklung der Stadt Bochum, besonders der Umschlag vom Vorherrschen der Montanindustrie in Richtung Ausweitung des Dienstleistungsgewerbes
- 12 Veröffentlichung 1989 geplant

0 88-122

- 1 IG Bau-Steine-Erden, Bezirksverband Braunschweig
- 2.1 LUDEWIG, Hans-Ulrich, Dr.; c/o TU Braunschweig, Historisches Seminar, Schleinitzstr. 13, 3300 Braunschweig
 - 4 Abgeschlossen
 - 6 Auftragsforschung; Eigenprojekt des Bearb.; Monographie

- 7 IG Bau-Steine-Erden, Bezirksverband Braunschweig
- 8 IG Bau-Steine-Erden, Bezirksverband Braunschweig
- 9 **Die Geschichte der Braunschweiger Baugewerkschaft**
- 10.1 1868 bis zur Gegenwart
- 10.2 Braunschweig (Stadt und Land)
- 12 **Ludewig, H.-U.: 100 Jahre Baugewerkschaft.** Hrsg. von der IG Bau-Steine-Erden, Bezirksverband Braunschweig. Braunschweig [o.V.] 1988. 57 S.
- 16 Niedersächsisches StA Wolfenbüttel, StadtA Braunschweig, GewerkschaftsA; Zeitungen
- 0 **88-123**
- 1 TU Braunschweig, Historisches Seminar, Schleinitzstr. 13, 3300 Braunschweig
- 2.1 LUDEWIG, Hans-Ulrich, Dr.
- 4 Abgeschlossen
- 6 Eigenprojekt des Bearb.; Aufsatz
- 9 **Die Spaltung der Braunschweiger SPD im Ersten Weltkrieg**
- 10.1 1914-1918
- 10.2 Braunschweig
- 13 **Ludewig, H.-U.: Braunschweiger Arbeiterschaft 1890-1950. Vorträge zu ihrer Geschichte.** Gehalten beim Arbeitskreis Andere Geschichte, Braunschweig 1988
- 16 Nds. StA Wolfenbüttel, StadtA Braunschweig; Zeitungen
- 0 **88-124**
- 2.1 **BEHRENS-COBET, Heidi, u.a.:** Schloßstr. 67, 4300 Essen II
- 4 Abgeschlossen
- 5 Beginn: 85, Ende: 88
- 6 Eigenprojekt der Bearb.
- 8 Bearb.
- 9 **“Bilder aus der Essener Arbeiterjugendbewegung”**
- 10.1 1905 (Gründung) bis in die 50er Jahre der Bundesrepublik
- 10.2 Stadt und Landkreis Essen
- 11.1 Rekonstruktion und Darstellung der Geschichte der Essener Arbeiterjugendbewegung; Nachbereitung der Ausstellung “80 Jahre sozialistische Arbeiterjugend in Essen 1905-1985” (Ruhrlandmuseum 1985); die thematische Struktur orientiert sich an der Chronologie, den Organisationen und Fragen nach einer spezifischen Sozialisation durch die AJ
- 12 Veröffentlichung geplant im Winter 1988 in der Reihe ‘Zur Geschichte der Essener Sozialdemokratie und Arbeiterbewegung’ im Klartext-Verlag, hrsg. von Detlev J.K. Peukert und Peter Reuschenbach
- 14 Traditionelle Auswertung von Archivalien u.a. und Einbezug subjektiver Sichtweisen ehemaliger Mitglieder durch ‘oral history’
- 16 Essener Lokalpresse; Archivsammlung Ernst Schmidt/Ruhrland Museum Essen; A der Arbeiterjugendbewegung Oer-Erkenschwick (“Arbeiter-Jugend”, “Führer” u.a.); Fotos
- 0 **88-125**
- 1 SPD-Unterbezirk Düsseldorf, Kavalleriestr. 22, 4000 Düsseldorf 1
- 2.1 **MORGNER, Frank; Brühler Weg 71, 4005 Meerbusch 1 — KUSSMANN, Andreas; Scheurenstr. 18, 4000 Düsseldorf 1 (Hrsg. im Auftrag des SPD-Unterbezirks Düsseldorf)**
- 4 Laufend
- 5 Beginn: 2/88, Ende: 9/88
- 6 Auftragsforschung; Aufsatzsammlung
- 7 SPD-Unterbezirk Düsseldorf
- 8 SPD-Unterbezirk Düsseldorf
- 9 **Die Kraft einer großen Idee - 125 Jahre Sozialdemokratie in Düsseldorf**
- 10.1 1848-1988
- 10.2 Stadtgebiet Düsseldorf
- 11.1 Autoren der Publikation mit Arbeitstiteln: NIEMANN, Dietmar: Ursprünge in der Revolution von 1848 (Ferdinand Freiligrath, Julius Wulff, Frühsozialistische Utopien); LAMPRECHT, Bernd: Formung des sozialdemokratischen Gedankengutes (Ferdinand Lassalle, Lassalles “Arbeiter-Programme”, Gustav Lewy, Ferdinand Kichniawy); HÜTTENBERGER, Peter: Entstehung und Werden der Arbeitergemeinden (Gräfin Sophie von Hatzfeld, Die Sozialdemokratische Arbeiterpartei); HÜTTENBERGER, Peter: Selbstbehauptung in der Zeit der Sozialistengesetze (Das Sozialistengesetz, Der große Düsseldorfer Sozialistenprozeß); JOSZCZOK, Detlef: Aufstieg der sozialdemokratischen Partei (Das Preußische Dreiklassenwahlrecht); KUSSMANN, Andreas: Peter Berten (Die katholische Arbeiterbewegung, Die polnische Arbeitervereine; Sozialdemokraten und Syndikalist; Die Haltung der SPD zum Krieg); KUSSMANN, Andreas: Spaltung der Arbeiterbewegung (Die Kriegssituation in Düsseldorf, Die Novemberrevolution in Düsseldorf; Lore Agnes, Spuren des Anarchosyndikalismus, Düsseldorf im Ruhrkampf); FRANKE, Volker: Verantwortung für die Republik (Elisabeth (“Elli”) Becker, Paul Gerlach, Georg Petersdorff); DÜSSELDORFER GESCHICHTSWERKSTATT: Die Arbeiterbevölkerung und ihr Wahlverhalten in den Düsseldorfer Stadtteilen (Düsseldorf als kommunistische Hochburg); RIEBER-WICKE, Gretel: Leben in der “Freiheit” - sozialdemokratisches Arbeitersiedlungswesen; RUSINEK, Bernd-A.: Verfolgung und Widerstand in der Diktatur (Erich Schum, Josef Neuberger); MORGNER, Frank: Neugründung unter alliierter Kontrolle (Die Antifa-Bewegung, Der Düsseldorfer Parteitag 1948, Die Gründung des Deutschen Gewerkschaftsbundes); MORGNER, Frank: Etablierung als Volkspartei (Das Programm des demokratischen Sozialismus, Georg Glock); MORGNER, Frank: Festigung der Partei (1959-1988); LENDERS, Helmut: Im Strom der Zeit - Zwei Jahrzehnte erlebte Geschichte der Düsseldorfer SPD (Beschreibung der eigenen politischen Tätigkeit von 1959 bis heute) Zeittafel; Wahlergebnisse

- 0 **88-126**
 1 Univ.-GH-Duisburg, Abt. Soziale Arbeit und Erziehung
 2.1 JAROMIN, Josef; Apenrader Str. 14, 4100 Duisburg II
 2.2 Prof. Dr. Herbert Hübner
 4 Laufend
 5 Beginn: 11/97, Ende: 12/88
 6 Dipl.
 9 **Der Germanisierungsprozeß der polnischen Minderheit in Hamborn während der von-Bülow-Ära**
 10.1 1900-1909
 10.2 Hamborn
 11.1 Zusammenhang zwischen Integration und Germanisierung; These: je härter die Germanisierung, desto geringer die Integration (-sbe-reitschaft der Ruhrpolen)
 14 Sekundär-Analyse
 16 Ae; amtliche Statistiken; Zeitungen
- 0 **88-127**
 1 Univ. Münster, Historisches Seminar, Dom-platz 20-22, 4400 Münster
 2.1 TIPPACH, Thomas; Anton-Voss-Str. 23, 4700 Hamm I
 2.2 Prof. Dr. Bernhard Sicken
 4 Laufend
 5 Beginn: 3/88
 6 Diss.
 8 Bearb.
 9 **Wirtschaftliche und gesellschaftliche Struk-tur der Stadt Koblenz im Kaiserreich**
 10.1 1871-1914
 10.2 Koblenz
 11.1 Auswirkungen der Festung und Garnison auf wirtschaftliche und gesellschaftliche Struktur; Einbindung der Garnison in die Gesellschaft der Stadt
 16 StadtA Koblenz, LHA Koblenz, BA Koblenz
- 0 **88-128**
 1 SPD-Unterbezirk Leverkusen; SPD-Orts-verein Steinbüchel-Lützenkirchen (Bildungs-obmann: Reinhold Braun)
 2.1 BRAUN, Reinhold; Steinbücheler Feld 28, 5090 Leverkusen I; Tel. 0214/9 36 69
 4 Laufend
 5 Beginn: 88, Ende: 94
 6 Eigenprojekt des Bearb. und des SPD-Unter-bezirks; Monographie oder Aufsatz
 8 SPD-Unterbezirk Leverkusen
 9 **Geschichte der SPD und ihr nahestehender Gruppierungen im Raume Leverkusen**
 10.1 Von den ersten Ansätzen bis heute
 10.2 Leverkusen (ehemals Teil des Landratsamtes Solingen-Land)
 11.1 Sozialdemokratische Agitation in der Kaiser-zeit; Bayer und die SPD; erste Zusammen-schlüsse zu einem eigenen Ortsverein; Bildung von Arbeitervereinen; Verfolgung durch die Nationalsozialisten; Wiederaufbau der SPD 1945
 16 Zeitgenössische Landratsakten; Zeitungen (u.a. Bergische Arbeiterstimme); Wahlstatis-tiken; eventuell vorhandene Nachlässe
- 0 **88-129**
 1 Ortsverein Broich der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands; Vorsitzender: Dieter Wiechering, Prinzeß-Luise-Str. 103, 4330 Mülheim a.d. Ruhr I
 2.1 BAUER, Cornelia, Brandsheide 6; DIEHL, Frank-Richard, Brandsheide 6; HUCKE, Hans, Hermannstr. 93; KERSKEN, Uwe, Kirchstr. 23; KESSLER, Fred, Liebigstr. 21; KÜNZEL, Helga, Hinnebecke 28; WIECHERING, Inge, Prinzeß-Luise-Str. 103; (alle:) 4330 Mülheim a.d. Ruhr
 4 Laufend
 5 Beginn: 6/87, Ende: 12/90
 6 Eigenprojekt des Ortsvereins Broich der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands
 8 Ortsverein Broich der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands; Bearb.
 9 **Geschichte der Arbeiterbewegung in (Mülheim a.d. Ruhr-) Broich**
 10.1 1863-1988
 10.2 (Mülheim a.d. Ruhr-) Broich
 11.1 Personen, Ziele und Aktivitäten der Arbeiter-bewegung in (Mülheim a.d. Ruhr-) Broich
 12 **„Protokollbuch der SPD-Broich 1919-1924“**
 Veröffentlichung Ende 1988 geplant
 13 Zeitzeugenbefragungen
 14 U.a. Befragen von Zeitzeugen, Archivalienfor-schung
 16 Interviews; Ae; Archivalien; Zeitungen
- 0 **88-130**
 1 Univ. Bielefeld, Fakultät für Geschichtswis-senschaft und Philosophie, Universitätsstr. 25, 4800 Bielefeld I
 2.1 VOSSSEN, Johannes; Zittauerstr. 21 A, 4800 Bielefeld I
 4 Laufend
 5 Beginn: 6/88, Ende: 12/88
 6 Auftragsforschung
 7 Rheinisches Industriemuseum, Außenstelle Ratingen, Minoritenstr. 2-6, 4030 Ratingen
 8 Rheinisches Industriemuseum, Außenstelle Ratingen
 9 **Die frühindustrielle Arbeiterschaft der Baumwollspinnerei Brügelmann in Crom-ford bei Ratingen**
 10.1 1797- ca. 1840
 10.2 Ratingen und näheres Umland
 11.1 Kollektivbiographie
 14 Familienrekonstruktion
 16 Kirchenbücher, Zivilstandsregister, Steuer-listen, Konskriptionslisten, Katasterpläne und -bücher, Gerichtsakten, Statistiken
- F. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER ARBEITERBEWEGUNG ANDERER GEBIETE

G. DARSTELLUNGEN ZUR GESCHICHTE DER INTERNATIONALE UND ZUR GESCHICHTE DER ARBEITER-BEWEGUNG MEHRERER LÄNDER

0 88-131

2.1 ZABARKO, Boris, Prof. Dr.; Leontowitsch Str. 5, Kiew-30, UdSSR

4 Laufend

5 Ende: 95

9 **Internationale Arbeiterbewegung XX. Jahrhundert. Internationale Solidaritätsbewegung "Internationale Arbeiter-Hilfe"**

10.1 20. Jahrhundert

10.2 International

12 Veröffentlichung 1995 in der Reihe "Naukowa Dumka", Kiew, UdSSR, geplant

0 88-132

1 Univ. of Oxford, Trinity College, Oxford OX1 3BH, Großbritannien

2.1 BERGER, Stefan

5 Beginn: 2/88

6 Diss.

9 **Deutsche und englische Arbeiterbewegung in den 1920er Jahre**

10.1 1920er Jahre

10.2 Deutschland, England

12 Veröffentlichung geplant

16 Partei- und GewerkschaftsAe; Zeitschriften

9 **Der Mitbestimmungskonflikt 1945-1948. Britische Besatzungsmacht, Unternehmer und Gewerkschaften in der Auseinandersetzung um die wirtschaftliche Mitbestimmung im Betrieb**

10.1 1945-1948

10.2 Ruhrgebiet, Siegerland

12 **Müller, G.: Mitbestimmung in der Nachkriegszeit. Britische Besatzungsmacht, Unternehmer, Gewerkschaften.**

Düsseldorf: Schwann 1987

13 Diss., Univ. Düsseldorf 1986 (4/88)

0 84-051

1 Univ. Hamburg, FB 8, Geschichtswissenschaft, Historisches Seminar, Von-Melle-Park 6, IX, 2000 Hamburg 13

2.1 WYRWA, Ulrich; Wohlers Allee 8a, 2000 Hamburg 50

2.2 Prof. Dr. Arno Herzig

4 Abgeschlossen

6 Diss.

8 Bearb.

9 **Der Alkoholkonsum in der Arbeiterkultur. Das Trinkverhalten der Arbeiter Hamburgs im 19. Jahrhundert**

10.1 19. Jahrhundert

10.2 Hamburg

13 **Wyrwa, U.: Die Trinkkultur der Arbeiter Hamburgs im 19. Jahrhundert.** Diss., Univ. Hamburg 1988 [s.a. Proj.-Nr. 84-051 (1/86)] (4/88)

II. NACHTRÄGE

0 80-163

1 FU Berlin; Univ. Bremen

2.1 HAUSLEITNER, Mariana, Dr.; Metzstr. 6, 6000 Frankfurt/M. 90

2.2 Prof. Dr. Heinz-Gerhard Haupt; Prof. Dr. Wolfgang Eichwede

4 Abgeschlossen

6 Diss.

9 **Die Nationalitätenfrage in der rumänischen Arbeiterbewegung**

10.1 1870-1924

10.2 Rumänien

12 **Hausleitner, M.: Die nationale Frage in der rumänischen Arbeiterbewegung vor 1924** (= Veröffentlichungen der Osteuropa-Abteilung/Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz, Bd. 10). Berlin: Staatsbibliothek Preussischer Kulturbesitz 1988. 529 S.

13 Diss., (o.O.) 1986 (4/88)

0 83-229

1 Univ. Düsseldorf

2.1 MÜLLER, Gloria, Dr.; Quadenhofstr. 90, 4000 Düsseldorf 12; Tel. 29 55 67

2.2 Prof. Dr. Wolfgang J. Mommsen

4 Abgeschlossen

6 Diss.

0 85-147

1 Univ. München, Sozialwissenschaftliche Fak., Institut für Kommunikationswissenschaft, Karolinenplatz 3, 8000 München 2

2.1 KAUSCH, Michael, Dr.; Fürstenfelder Str. 25, 8080 Fürstfeldbruck; Tel. 08141/54 15

2.2 Prof. Dr. Wolfgang R. Langenbucher

4 Abgeschlossen

6 Eigenprojekt des Bearb.; Diss.

8 Graduiertenförderung

9 **Frühe Kritische Theorie der Populärkultur. Theorie und empirische Forschung**

10.1 1928-1955

10.2 Deutschland, USA

12 **Kausch, M.: Kulturindustrie und Populärkultur. Kritische Theorie der Massenmedien.** Mit einer Vorbemerkung von Leo Löwenthal (= Fischer, Bd. 6636). Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag 1988. XI, 335 S.

13 Diss., [o.O., o.J.] (4/88)

0 85-174

1 Univ. Bremen

2.1 WERNER, Kerstin; Taunusring 21, 6146 Alsbach 2

2.2 Prof. Dr. Wiltrud Drechsel

4 Laufend

5 Beginn: 9/87, Ende: 8/90

- 6 Geförderte Forschung; Diss.
- 8 Doktorandenstipendien-Programm der Universität Bremen
- 9 **Frauenleben im Hessischen Hinterland - Arbeit und Alltag von Magd, Tagelöhnerin und Bäuerin 1900-1930**
- 10.1 1900-1930
- 10.2 Hessisches Hinterland (Kreis Biedenkopf)
- 11.1 Die Untersuchung stellt sich die Aufgabe nachzuweisen, daß Brüche im tradierten Sozialgefüge, Veränderungen der Denkmuster und Werthaltungen, die in den 20er Jahren zu konstatieren sind, in ursächlichem Zusammenhang stehen mit der weiblichen Abwanderung aus der Landarbeit nach dem Ersten Weltkrieg; es ist beabsichtigt, nicht nur den Alltag der Frauen aus verschiedenen Bevölkerungskreisen nachzuzeichnen, sondern über die Beschreibung der Lebens- und Erfahrungswelt hinaus sollen Erklärungsansätze herausgearbeitet sowie Voraussetzungen und Gründe des sozialen Wandels ins Blickfeld gerückt werden
- 12 **Werner, K.: Frauenarbeit in der mittelbäuerlichen Landwirtschaft - rastlose Betriebsamkeit?**, in: Rund um die Uhr. Hrsg. von der AG Frauenforschung, Marburg 1988. — **Werner, K.: "Heilig Drei König bringt dem Bauer sein Gesind" - Weibliche Lohnarbeit in der Landwirtschaft 1918-33 im hessischen Hinterland und in der Wetterau**, in: Hessische Blätter für Volkskunde, NF. Bd. 22, 1987 [s.a. Proj.-Nr. 85-174 (4/87)]
- 14 Oral History; Archivstudien
- 16 StA Marburg, GemeindeA, A der Kirchengemeinde: Volkszählungsunterlagen, Gemeinerechnungsbücher, Heiratsregister, Steuerregister; Photographien (privat) (4/88)

III. BISHER NICHT GEMELDETE, UNPUBLIZIERTE ARBEITEN, DIE IM INLAND VERFÜGBAR SIND

Entfällt

NEUE LITERATUR

Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung in Daten. Hrsg. vom IML beim ZK der SED. Leiter des Autoren- und Redaktionskollektivs: Horst SCHUMACHER. — Berlin/DDR: Dietz Verlag 1986. 868 S.

Erstmals liegt nun in deutscher Sprache ein Datenbuch zur Geschichte der internationalen Arbeiterbewegung vor. Das Hauptanliegen der Herausgeber ist es, die „historischen Entwicklungslinien zu dokumentieren“, die zu der „wachsenden Rolle der Arbeiterklasse, ihrer revolutionären Partei und ihrer wissenschaftlichen Weltanschauung“ führten. Unterteilt ist das Buch in vier Abschnitte. Der erste, etwas knapp geratene, behandelt die Zeit bis zum Vorabend der Pariser Kommune 1871, wobei der Schwerpunkt auf der Phase der 1864 gegründeten Internationalen Arbeiter-Assoziation liegt. Das zweite Kapitel dokumentiert die Entwicklung bis zur russischen Revolution 1917, die als „neue Ära in der Geschichte der Menschheit“ aufgefaßt wird, mit ihr beginnt die „Epoche des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus“. Der vierte, umfangreichste Teil schließlich informiert über die Zeit nach dem Sieg über den Faschismus 1945 und die „weitere revolutionäre Veränderung der Welt“. Allen vier Abschnitten ist jeweils eine kurze Einleitung vorgelagert.

Der Schwerpunkt des Buches liegt naturgemäß in der europäischen Entwicklung, die anhand ihrer Daten nahezu lückenlos dokumentiert wird. Die Charakterisierung prägnanter Ereignisse, gerade auch der deutschen Geschichte, entspricht der üblichen DDR-Geschichtsschreibung, wonach z.B. die Revolution 1918/19 von den Sozialdemokraten und mit ihnen verbündeten reaktionären Kräften „niedergeschlagen“ wurde. Der 17. Juni 1953 erscheint als ein „konterrevolutionärer Putschversuch in der DDR, vorbereitet und gesteuert von imperialistischen Geheimdiensten und Agentenzentralen“ in West-Berlin. Trotz dieser (erwarteten) inhaltlichen Aussagen bietet das Buch doch eine Fülle von Informationen und Fakten, für den Zeitraum ab 1945 vermehrt auch aus den Entwicklungsländern. Wer weiß denn schon, wann in der Volksrepublik Jemen der Übergang von der sechs- zur achtklassigen Grundschule beschlossen und auch durchgeführt [?] wurde? Erleichtert wird die Arbeit mit dem Band durch das hervorragende Register, das allein über 80 Seiten umfaßt und in fünf Teile untergliedert ist. Als reines Nachschlagewerk kann dieses Buch somit zu einer wertvollen Hilfe werden.

Holger Gallrein

Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789-1945). In vier Bden. Hrsg. von Dieter FRICKE (Leiter des Herausgeberkollektivs), Werner FRITSCH, Herbert GOTTWALD, Siegfried SCHMIDT und Manfred WEIßBECKER. Bd.1: **Alldeutscher Verband — Deutsche Liga für Menschenrechte**; Bd.2: **Deutsche Liga für Völkerbund — Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften Deutschlands**; Bd.3: **Gesamtverband deutscher Angestelltengewerkschaften — Reichs- und freikonservative Partei**; Bd.4: **Reichsverband der Deutschen Industrie — Zweckverband der freien Deutschiumsvereine.** — Leipzig: VEB Bibliographisches Institut (Lizenzausgabe im Verlag Pahl-Rugenstein, Köln): 1983-1986. 759, 768, 772 und 743 S.

Das vorliegende Lexikon ist ein monumentales Werk. Die 340 Beiträge stammen von 80 Autoren, die der Sektion Geschichte der Friedrich-Schiller-Universität Jena oder anderen wissenschaftlichen Instituten der DDR angehören. Die Artikel reichen in alphabetischer Reihenfolge von „Alldeutscher Verband“ bis zum „Zweckverband der freien Deutschiumsvereine“. Der Umfang der Beiträge ist recht unterschiedlich; so müssen sich z.B. der „Demokratische Klub“ oder der „Bund Deutscher Westen“ mit je zwei Seiten begnügen, während der NSDAP 64 Seiten und dem Zentrum sogar 84 Seiten gewidmet sind. Aufgenommen sind nicht nur wirtschaftliche und politische Gruppierungen, sondern auch kulturelle und gesellschaftliche Organisationen verschiedenster Art. Politisch reicht die Palette von der äußersten nationalsozialistischen Rechten bis weit nach links — erwähnt seien nur der „Bund der Geächteten“, der „Bund verschiedener Schulreformer“ und der „Bund der religiösen Sozialisten Deutschlands“ oder auch pazifistische Organisationen wie der „Bund Neues Vaterland“, die „Deutsche Friedensgesellschaft“ und die „Deutsche Liga für Menschenrechte“.

Jürgen Kuczynski beurteilt das Werk sehr positiv: „Es ist nüchtern, akkurat, auf reichem Material basierend, geschickt angeordnet — kurz das, was man von einem solchen Lexikon in unserer Zeit erwarten kann.“ Gegenüber diesen nicht zu bestreitenden Vorzügen liegt der Hauptmangel in einer dogmatisch-orthodoxen Einstellung der Autoren. Sie sprengen nie den Rahmen der etablierten „marxistisch-leninistischen“ Lehre. Sie verschweigen dabei auch, daß die heute von der SED als marxistisch-leninistisch ausgegebene Konzeption durchaus nicht immer identisch mit der jeweiligen offiziellen Parteilinie war. Zugrunde liegt dieser jetzt der Verzicht auf den ultralinken Kurs und die Zuwendung zur Volksfrontpolitik, wie sie im Jahre 1935 begründet wurde. Folglich werden zwar heute die sozialdemokratischen Arbeiterorganisationen nicht mehr als bürgerlich oder kleinbürgerlich oder gar sozialfaschistisch verdammt. Sie gelten aber auch nach wie vor nicht als proletarisch-sozialistische Gruppierungen. Die Autoren verzichten darauf, sie genauer zu charakterisieren. Aus der heutigen Position ergibt sich, daß sie als nicht zur Arbeiterklasse gehörig betrachtet werden, wohl aber als mögliche Bundesgenossen der Kommunisten. Dieser Widerspruch durchzieht das gesamte Werk.

Andererseits werden ihrer sozialen Zusammensetzung nach durchaus proletarische, christliche oder liberale Gewerkschaften wie der „Gesamtverband der christlichen Gewerkschaften Deutschlands“ oder der „Verband der Deutschen Gewerkvereine (Hirsch-Duncker)“ sehr wohl in diesem Werk behandelt — ebenso wie radikal-demokratische oder pazifistische Organisationen. Diese mögen noch so links gewesen sein, falls sie nicht auf der offiziellen kommunistischen Linie lagen, gelten sie eben immer noch als „bürgerlich“ oder „kleinbürgerlich“. Nach wie vor wird daran festgehalten, daß alle Gruppierungen, die nicht orthodox-kommunistisch waren oder sich den Kommunisten bedingungslos untergeordnet haben, letztlich doch vom Kapital gelenkt wurden oder, wenn auch nur unbewußt, in dessen Diensten standen. Dieser enge Parteistandpunkt schlägt stets durch und beeinträchtigt nicht unerheblich den Wert dieser sonst durchaus beachtlichen Publikation.

Ossip K. Flechtheim

HERZIG, Arno und Rainer SACHS: Der Breslauer Gesellenaufstand von 1793. Die Aufzeichnungen des Schneidermeisters Johann Gottlieb Klose. Darstellung und Dokumentation (= Göttinger Beiträge zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte, Bd.12). — Göttingen: Verlag Otto Schwartz & Co. 1987. X, 214 S.

„Die neuere sozialgeschichtlich orientierte Forschung [. . .] hat bisher von dem wohl wichtigsten und folgenschwersten Gesellenaufstand der Revolutionszeit keine Notiz genommen.“ (S.47). Zum stofflichen Interesse, das die Darstellung eines Aufstands erweckt, an dem sich drei- bis viertausend Gesellen beteiligt haben und dessen Niederschlagung durch das Militär 53 Todesopfer forderte, der aber auch weitreichende politische Folgen hatte, tritt das Versprechen des Untertitels, dieses Ereignis in einem authentischen Quellentext aus dem alten Handwerk selbst vorzustellen. Der Leser kann daher vor allem eine Korrektur des leider weithin akzeptierten eklektisch-synthetischen Bildes von Gesellenbewegungen

als irrationalen Ehrenhändeln erwarten, das Andreas Griebinger in seinem mächtigen Werk „Das symbolische Kapital der Ehre“, Frankfurt/M, Berlin und Wien 1981, entworfen hat, einem Werk, auf das nicht nur weithin der Satz des jüngeren Poggenpuhl zutrifft: „die meisten Zitate sind falsch.“¹, sondern das auch durchweg nach der Methode vorgeht, vorweg definierte dogmatische Lehrsätze durch nachträglich angefügte *dicta probantia* zu belegen, die meistens in ihrem ursprünglichen Zusammenhang etwas ganz anderes bedeuten als in Griebingers System.

Erfreulich knapp gehalten sind die einleitenden Kommentare der beiden Bearbeiter, die die Ereignisse in ihrem Verlauf, die politischen Hintergründe und die Rezeptionsgeschichte kurz darstellen, den Zunftältesten Klose und seine Chronik vorstellen und die bildlichen Darstellungen beleuchten, die das Ereignis gefunden hat. Auf S.81 beginnt Kloses Text, der offenbar keinen Titel trägt und dessen ursprüngliche Funktion nicht deutlich ist; und auf dieser S.81 beginnt das Ärgernis.

Eine vernünftige Quellenedition sollte heute ein Faksimile der Quelle enthalten. Die Arbeit von Herzig und Sachs enthält flauere Fotografien der ersten drei Seiten von Kloses Manuskript, die die programmatische Einleitung wiedergeben. In der Transkription füllen diese drei Seiten 1½ Seiten, und auf diesen 1½ Seiten finden sich, großzügig gezählt, 33 Abweichungen gegenüber dem Original, und das ist zweifellos bei weitem zuviel. Gleich in der ersten Zeile bietet die Transkription „Inhalt“, wo die Fotografie deutlich „Inhalt“ zeigt. Zwar sind die meisten Lesefehler wie dieser nur orthographischer Natur, aber auch solche Fehler in dieser Häufung können in einer wissenschaftlichen Edition nicht geduldet werden. Sie wären allenfalls zu verschmerzen, weil sie den Sinn nicht verändern. Leider finden sich jedoch gleich auf der ersten Seite zwei grob sinnentstellende Lesefehler. Bereits im ersten Satz macht die Transkription die dunkle Mitteilung, in dieser Zeit der Aufklärung [!] habe auch der „ungelährteste“ Mensch einsehen gelernt, „das er nicht zum Schlafen [!] der Obern, oder der Vorgesetzten bestimmt ist.“ (S.81). Die Fotografie zeigt an der entsprechenden Stelle eine offenbar durch Rasur entstandene dunkle Stelle, aber dennoch ist deutlich zu erkennen, was man auch leicht konjizieren könnte: Natürlich ist „Sklafen“ zu lesen. Die Behauptung, der Abbau alter Handwerksrechte und die Zerstörung handwerklich-zünftiger Teilautonomie führe zur Sklaverei, ist geradezu ein Topos in den zeitgenössischen Auseinandersetzungen.

Wenige Zeilen später heißt es in der Transkription: „Sie sichten ihre Würde . . .“. Die Fotografie des Originals zeigt deutlich, was ja auch dem Sprachgebrauch der Zeit entspricht: „Sie fühlten ihre Würde . . .“.

Die Transkription der Schrift des Ältesten der Breslauer Schneiderzunft und anderer zeitgenössischer Quellentexte nimmt 134 Seiten ein; nur drei sind anhand der Fotografien nachprüfbar (das Original von Kloses Schrift liegt in der Universitätsbibliothek Wrocław); wenn die Qualität der Transkription überall gleich bleibt, muß man mit 1400 Fehlern rechnen. Eine solche Quellenedition ist unter dem Niveau wissenschaftlicher Würdigung, und angesichts einer solchen verderbten Textgrundlage entzieht sich auch die Interpretation, die die Autoren vorlegen, der ernsthaften Auseinandersetzung. Wer weiß denn, ob ihre Zitate stimmen? Auf einen Punkt, der das Verkennen des Wortes „Sklafen“ erklären könnte, möchte ich aufmerksam machen. Die Autoren sind — in Absetzung von der marxistisch-leninistischen

1 Theodor Fontane, Die Poggenpuhls. Mit diesem Satz schließt das 11. Kapitel. Aus meiner langen Liste falscher, falsch bezogener oder falsch interpretierter Zitate bei Griebinger erwähne ich nur folgende:

Falsch sind alle Zitate, die mit der titelgebenden Theorie Pierre Bourdieus zusammenhängen, da bei diesem das „symbolische Kapital“ genau das Gegenteil dessen ist, was es bei Griebinger bedeutet, nämlich ein „strategischer Bluff“, ein ökonomisch rationales Verhalten.

Für seinen Lehrsatz, Lehrlinge hätten in der Lehre zugleich eine besondere Religiosität erworben, zitiert Griebinger (S.64) Klöden. Geschicklich bricht er das Zitat mitten im Zusammenhang ab, damit nicht deutlich wird, daß der Autor vor der Entscheidung steht, ob er eine Lehre *beginnen* soll. Nach „... sein Wille geschehe!“ — hier endet Griebingers Zitat — folgt: „Ich will Goldschmied werden. — Ich sagte zu.“

Der Satz: „Wenn die Arbeit notwendig war, stand ich um vier Uhr auf und arbeitete drauf los.“ ist für Griebinger Beleg für „zyklisches Zeitverständnis“. (S.77) Ein „threatening letter“ ist kein „Schimpfbrief“, der Brief, den Griebinger an dieser Stelle zitiert, ist kein Schimpfbrief und ist bei Griebinger in völlig verderbter Form wiedergegeben, abgesehen davon, daß es sich um zwei Briefe handelt; bei Griebinger kommt ein Tier mit dem Namen „Starnegel“ vor; im Original handelt es sich um simple „Karnegel“, also Kaninchen. Und „trade union organization“ heißt (vom 18. Jahrhundert ist die Rede!) nicht „Gewerkschaftsbildung“. (Alles S.405ff.)

S.445 zitiert Griebinger: „Diese Leute bilden sich ein, als wann sie ein besonderes Corpus oder Stratum in Republica formierten, da sie doch vor weiter nichts als vor Arbeitsgehilfen zu konsiderieren sind“. Die angegebene Quelle (Schmoller) bietet folgende sinnvollere Version: „... Corpus oder Statum in Republica ... Arbeitsgehilfen vor Lohn ...“.

Griebingers Theorie der Passageriten, eine völlige Neuschöpfung, da der Begriff sonst anders verwendet wird, beruht einzig auf einem Wort, das in seiner Quelle, die er Wissells großem Werk entnommen hat, nicht ein einziges Mal vorkommt: dem bedeutungsschwangeren Wort „Schwelle“ (S.102-104) usw.

Interpretation, die bei Sachs merkwürdigerweise „Die slawische Geschichtsschreibung“ heißt (S.48) — bemüht, den Gesellenaufstand und seinen Chronisten als unbeeinflusst von den Ideen der französischen Revolution erscheinen zu lassen, obwohl der Schneidermeister selbst sich in der Vorrede seiner Schrift ausdrücklich und differenziert auf das französische Vorbild bezieht. So zitiert Herzog eine Formulierung der Quelle in folgender Form: „sich *etwas* von den [!] Druck der Obern loszureißen“. (S.60). Dabei stammt die Hervorhebung natürlich von Herzog (von zwei bis drei orthographischen Abweichungen sehe ich ab) und soll offenbar bewußt antirevolutionäre Haltung suggerieren, die hier keineswegs intendiert ist, zumal Klose an der zitierten Stelle ausdrücklich von Gemütern spricht, „die in andern Ländern den Franzosen nachahmen wolten“ (Abb.1). Welch anachronistischen Begriff von Revolution Herzog hat, offenbart er an anderer Stelle (S.11), wenn er vom Verfasser eines „Aufruhr-Zettels“ sagt: „Aber sein Programm ist alles andere [!] als revolutionär: ‚Schaffet die jetzigen Minister ab, und ruft es lebe der König, und sterbe die Regierung.‘“ Wenn das alles andere als ein revolutionäres Programm ist, dann sollte die Feier zum 200jährigen Jubiläum der französischen Revolution auf 1991 verschoben und 1989 „alles andere“ gefeiert werden.

Der Frage, ob die Aktionen der Gesellen rituell-symbolisch oder rational-materiell begründet waren und interpretiert werden müssen, entzieht sich Herzog durch die Formulierung: „Es ging primär um die Ehre der Gesellschaften, was nichts anderes meinte als die Autonomie und die Erhaltung dieser Korporationen.“ (S.6). Wirklich „nichts anderes“? „Primär“ ging es übrigens anscheinend um das Recht auf jederzeitige Kündigung. — Angesichts der handwerklichen Mängel dieser Edition wird der eingangs beklagte Überstand wohl weiterbestehen müssen.

Martin Henkel

Die Regierung Eisner 1918/1919. Ministerratsprotokolle und Dokumente. Eingel. und bearb. von Franz J. BAUER unter Verwendung der Vorarbeiten von Dieter ALBRECHT (= Quellen zur Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien, Reihe 1, Bd.10). — Düsseldorf: Droste Verlag 1987. CV, 486 S.

Der neue Band der von der Kommission für Geschichte des Parlamentarismus und der politischen Parteien herausgegebenen Quellen, deren 1. Reihe den Übergang von der konstitutionellen Monarchie zur parlamentarischen Republik dokumentiert, erschließt eine Quelle von großer Bedeutung und hoher Aussagekraft. Im Bayerischen Hauptstaatsarchiv finden sich sowohl die offiziellen Beschlußprotokolle der Regierung, in der Edition als „Kurzprotokolle“ bezeichnet, wie die hier „Langprotokolle“ genannten stenographischen Aufzeichnungen des Protokollanten Ministerialrat Dr. von Graßmann, die den Gang der Beratung zum Teil wörtlich, zum Teil in dichter Stichwortfolge wiedergeben. Für die meisten Sitzungen sind beide Protokollarten erhalten, die Lücken lassen sich meist durch ein Protokoll der anderen Provenienz schließen, während für vier Sitzungen, die sich aus anderen Quellen nachweisen lassen, kein Protokoll erhalten ist.

Insbesondere die „Langprotokolle“ vermitteln in ihrer Unmittelbarkeit, gelegentlich mit abruptem Themen- oder Sprecherwechsel, mit nicht immer gekennzeichneten Übergängen und unmotivierten Einschüben einen lebendigen Eindruck von der Arbeit der Regierung und ihren Gegensätzen, von der Rolle Eisners und der anderen Minister. Die Beschlußprotokolle bilden dazu eine gute Ergänzung, indem sie die offizielle Version wiedergeben und sich auf das politisch relevant Erscheinende konzentrieren. Alle wesentlichen Ereignisse der Regierungszeit Eisners wurden irgendwann im Kabinett erörtert, von den Problemen des Umsturzes am 7./8. November 1918 über die verschiedenen Unruhen und Putschversuche in München, Eisners Rolle bei den Konferenzen der Reichsregierung mit den Einzelstaaten, Bayerns Einfluß auf den Entwurf der Reichsverfassung bis zu den Landtagswahlen am 21. Januar 1919 und Eisners Entschluß zum Rücktritt am 12. Februar. Weitere ständige Themen waren u.a. die Funktion und Rechte der Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte, wobei Eisners Konzeption von der Rolle der Räte hier auch nicht klarer wird als in anderen Quellen, Versorgungsprobleme, Waffenstillstand und Demobilisierung, die Inangasetzung der Friedensindustrie. Anderes erscheint aus heutiger Sicht weniger bedeutend, z.B. der Aufstieg der Beamten der Klasse 18 in die Klasse 17, der mehr Zeit und Interesse der Regierung beansprucht zu haben scheint als etwa Eisners Aktenpublikation zur Vorgeschichte des Ersten Weltkrieges.

Neben den Protokollen enthält der Band Verlautbarungen der Revolutionsregierung aus den ersten Tagen des Umsturzes, zentrale Texte zur Normierung der revolutionären Ordnung und Auszüge aus den Erinnerungen Beteiligten, die hier zum Teil erstmalig veröffentlicht werden.

Besonders verdienstvoll sind die breit angelegte Einleitung des Bearbeiters und seine zahlreichen Anmerkungen. Für den Vorgang der Regierungsbildung kann er aufgrund neuer Quellen die bisher in

der Literatur verbreitete Version entscheidend korrigieren. Bei den Anmerkungen ist die Sorgfalt hervorzuheben, mit der er allen und auch den kleinsten Hinweisen in den Protokollen nachgeht, Tatbestände und Zusammenhänge erläutert und zu fast allen vorkommenden Personen biographische Angaben liefert. Nur zwei kleine Bemerkungen: Gustav Landauer (S.246, Anm.5) hat bei der Organisation des Spartakusbundes nicht mitgewirkt, sondern sich von diesem stets distanziert; beim „Graßmann-Fragment“ (S.458ff.) fehlt im Gegensatz zu allen anderen Dokumenten ein Hinweis auf die Fundstelle. Ein ebenfalls umfassend und sorgfältig konzipiertes Sach- und Personenregister erleichtert die Benutzung des Bandes, der sich adäquat in die Reihe der bedeutenden Dokumentationen der „Kommission“ einfügt und der in Zukunft für Arbeiten über die deutsche Revolution 1918/19 und über die bayerische Geschichte unentbehrlich sein wird.

Walter Tormin

Proletarische Sozialpolitik. Organ der Arbeitsgemeinschaft sozialpolitischer Organisationen, ARSO. 1928-1933. Unveränderter Nachdruck der Ausgabe Berlin, 1929-1933. 5 Bde. Hrsg. von Clemens KLOCKNER. — Darmstadt: Verlag für wissenschaftliche Publikationen 1987. 14,224; 384; 384; 384; 384, 32 S.

Clemens Klockner hat die verdienstvolle Aufgabe übernommen, die „Proletarische Sozialpolitik“ als unveränderten Nachdruck mit einem kurzen, aber informativen Vorwort herauszugeben. Die „Arbeitsgemeinschaft revolutionärer Sozialpolitik“ (ARSO) wurde Ende 1927 als Dachorganisation verschiedener kommunistischer und der KPD nahestehender Verbände wie „Internationale Arbeiterhilfe“ (IAH), „Rote Hilfe“, „Internationaler Bund der Opfer des Krieges und der Arbeit“ (IB) u.a. gegründet. Ihre Aufgabe bestand darin, die revolutionäre Sozialpolitik zu koordinieren. Da die KPD jedoch den Kampf um sozialpolitische Forderungen dem Kampf um das Endziel der proletarischen Revolution dergestalt unterordnete, daß mögliche Bündnisse für Einzelforderungen ausgeschlossen erschienen — insbesondere bei zunehmenden Angriffen gegen die Sozialdemokratie als sozialfaschistische Strömung —, blieb ihr sozialpolitischer Einfluß und damit auch der der ARSO gering. Das beabsichtigte Netz von ARSO-Bezirksausschüssen und Beratungsstellen war bis 1933 lückenhaft. Ähnlich wie bei RGO und revolutionären Gewerkschaftsverbänden mußte die ARSO-Leitung immer wieder auf die „Versäumnisse“ der Arbeit hinweisen, daß es „immer noch nicht gelungen“ sei, die „notwendigen organisatorischen Voraussetzungen“ in den Bezirken zu schaffen. Auch dort, wo es entsprechende Ausschüsse gab, schienen sie häufig genug nur auf dem Papier zu existieren, wenn sich etwa die Reichsleitung beschwerte, daß diese „seit Monaten nicht mehr berichtet hatten“ (Proletarische Sozialpolitik, Jg.5 (1932), H.3, S.95f.). Eine Analyse der sozialpolitischen Arbeit der KPD und ihrer Hilfsorganisationen liegt bisher nicht vor, so daß über deren konkreten Einfluß im Reich wenig gesagt werden kann. Die „Proletarische Sozialpolitik“ offenbart da nur die Tendenzen, die aus anderen Bereichen kommunistischer Arbeit (vgl. z.B. Werner Müller, „Lohnkampf, Massenstreik, Sowjetmacht. Ziele und Grenzen der ‚RGO‘ in Deutschland 1928-1933“, Köln 1988) vorliegen. Um so erfreulicher der Reprint. Denn die darin enthaltenen Aufsätze vermitteln ein material- und facettenreiches Bild von der sozialen Lage der Arbeiter und Arbeitslosen sowie über die Situation in der Jugendfürsorge, dem Gesundheitssystem, dem Wohnungs- und dem Sozialversicherungswesen. Die ca. 30 Seiten starke, monatlich erscheinende Zeitschrift schien im Gegensatz zu anderen kommunistischen Publikationen auf größeres Interesse zu stoßen. Von der ersten Nummer, die in einer Auflage von 5000 Stück verbreitet wurde, mußten wegen der großen Nachfrage 1000 Exemplare nachgedruckt werden. Die redaktionelle Leitung lag bis zu deren Verbot 1933 bei Martha Arendsee, einer der führenden Sozialpolitikerinnen der KPD und Mitglied im Reichstag. Neben ihr schrieben u.a. Ottmar Geschke, Paul Bertz, Johannes Schröter, Conrad Blenkle, Max Hodann, Georg Benjamin, Felix Halle sowie Kurt Sauerland regelmäßig Beiträge. Mit ihrer Sachkompetenz trugen sie entscheidend zum Niveau der Zeitschrift bei. Es ist dem Herausgeber allerdings zu widersprechen, wenn er die Einschätzung der DDR-Historiographie übernimmt, die „Proletarische Sozialpolitik“ sei das führende Organ aller proletarischen sozialpolitischen Organisationen in der Endphase der Weimarer Republik gewesen (Vorwort, S.12). Diese Behauptung kann lediglich für den kommunistischen Flügel innerhalb der deutschen Arbeiterbewegung aufrechterhalten werden. Ebenfalls vermißt man im Vorwort einen Hinweis auf den ab 1928 endgültig eingeschlagenen ultralinken Kurs der KPD und die sich daraus ergebenden Konsequenzen für die Sozialpolitik. Ein mögliches Zusammengehen der beiden großen Arbeiterparteien auch in einzelnen sozialpolitischen Fragen wurde damit zunehmend erschwert, wenn nicht gar ganz unmöglich gemacht. Wie groß der Einfluß der „Proletarischen Sozial-

politik“ auf die Umsetzung der Politik vor Ort war, und ob das anfänglich große Interesse an der Zeitschrift erhalten geblieben ist, läßt sich bisher ebenfalls nicht beantworten.

Einen besonderen Schwerpunkt in der Arbeit der ARSO und in der Berichterstattung ihrer Monatszeitschrift bildete der Kampf für die Verbesserung der Lage von erwerbstätigen Schwangeren und Müttern. Hier erreichte die ARSO eine Aufmerksamkeit, die über den Sympathisantenkreis der KPD hinausging. Zum einen verlangte man einen rechtlichen Anspruch auf Wiedereinstellung von Schwangeren nach der Entbindung, zum anderen forderte man die Aufhebung des „Gebärzwangs“ — die Abschaffung des § 218. Eine „aktive soziale Geburtenpolitik“ (E. Höllein, „Soziale Maßnahmen zum Schutz kinderreicher Haushaltungen“, in: „Proletarische Sozialpolitik“, Jg.1 (1928), S.72) bedeute einerseits einen finanziellen Beitrag des Staates zu den „Aufzuchtkosten der heranwachsenden Kinder“ in der Form von Kinderbeihilfen, andererseits aber ebenso die Unterstützung der gewollten Schwangerschaft durch Propagierung der schwangerschaftsverhütenden Mittel und der Freigabe der Abtreibung, so daß nicht jährlich bis zu 800.000 Frauen heimlich abtreiben mußten.

Der vorliegende Reprint kann nicht nur Anstöße für weitere Forschungen zur kommunistischen Sozialpolitik in der Krise liefern, sondern er stellt auch eine reiche Materialsammlung über die soziale und sozialpolitische Lage in Deutschland am Ende der Weimarer Republik dar.

Arne Andersen

MICHELS, Robert: Masse, Führer, Intellektuelle. Politisch-soziologische Aufsätze 1906-1933. Mit einer Einführung von Joachim MILLES (= Theorie und Gesellschaft, Bd.2). — Frankfurt/M. und New York: Campus Verlag 1987. 310 S.

Von seiner Wirkungsgeschichte her ist Robert Michels ein *vir unius libri*, nämlich des 1911 erschienenen „Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Untersuchungen über die oligarchischen Tendenzen des Gruppenlebens“. Darauf hat Heinrich August Winkler in einem gedankenreichen Essay in der von Hans-Ulrich Wehler herausgegebenen Reihe „Deutsche Historiker“ (Bd. IV, 1972) nachdrücklich hingewiesen. In der „Soziologie des Parteiwesens“ hat Michels nicht nur jenes „eiserne Gesetz der Oligarchie“ am Beispiel der deutschen Sozialdemokratie formuliert, das bis heute — empirisch ungeprüft — durch die einschlägige Literatur zu Fragen innerparteilicher Demokratie geistert, sondern er hat jene direktdemokratischen Argumente entfaltet, an der linke und rechte Parlamentarismus- und Demokratiekritik sich bis heute treffen: Parteiapparate, Interessengruppen und der Machtwille der Eliten würden den wahren Volkswillen verfälschen. Damit ist jener Punkt angesprochen, der Michels' Biographie und intellektuelle Entwicklung so bizarr, voller Brüche, ja pikant erscheinen läßt: Er begann nämlich als Anhänger eines revolutionär-gesinnungsethischen Syndikalismus, wurde dann unter dem Einfluß von Gaetano Mosca und Vilfredo Pareto zum Verfechter der Elitentheorie, um schließlich als Bewunderer Mussolinis zu einem der Ideologen (und Parteihochschullehrer) des italienischen Faschismus zu werden. In seiner Einführung setzt Joachim Milles sich mit dieser scheinbar widersprüchlichen Entwicklung auseinander und referiert verschiedene Interpretationen, die sich in der Sekundärliteratur hierzu finden.

Unverständlich in der Einführung ist, wie Milles zu der Behauptung kommt, Michels' Werk habe in den „bundesrepublikanischen Sozial- und Politikwissenschaften nur wenig Beachtung“ gefunden — im Unterschied zu einer starken Rezeption in den angelsächsischen Ländern. Dem widersprechen nicht nur — wie schon angedeutet — Untersuchungen zur innerparteilichen Demokratie, sondern diese greifen auch auf eine Kontroverse zurück, die nicht zuletzt innerhalb der deutschen Sozialdemokratie um Michels' Thesen, wie sie am prägnantesten in seiner „Soziologie des Parteiwesens“ ausformuliert waren, entbrannte und an der Autoren wie Eduard Bernstein und Alexander Schiffrin beteiligt waren. Das Problem liegt vielmehr darin, daß Michels' „eiserne Gesetz der Oligarchie“ in deutschen Veröffentlichungen unkritisch rezipiert worden ist.

Verdienstvoll an der vorliegenden Ausgabe ist die Tatsache, daß Aufsätze zusammengestellt wurden, die z.T. in Vergessenheit geraten waren und die auch schwer erreichbar sind. Leider ist die Edition recht unübersichtlich, man kann z.B. nur durch umständliches Blättern erkunden, wann welcher Beitrag wo veröffentlicht wurde — und selbst dann ist nicht festzustellen, wo der Beitrag „Die Besinnung zur Politik“ erschien. Unverständlich bleibt auch, warum die Abhandlungen themenzentriert und nicht chronologisch geordnet wurden, was bei einem Autor, der sich zwischen Syndikalismus, Sozialismus, Elitentheorie und Faschismus bewegt, sinnvoller gewesen wäre. So stehen Abhandlungen aus der syndikalistischen und der faschistischen Periode unvermittelt nebeneinander.

Der Historiker der Arbeiterbewegung findet Aufsätze, die vielfach zitiert, aber wohl nicht immer gelesen werden. Da ist der Beitrag „Die deutsche Sozialdemokratie“ von 1906 zu nennen, einer der ersten

Versuche, die soziale Zusammensetzung der Wähler, Mitglieder und Funktionäre der SPD zu analysieren. So fragwürdig in methodologischer Hinsicht aus heutiger Sicht die Untersuchung erscheinen mag, sie war damals bahnbrechend. Und Michels' Analyse ist seitdem immer wieder bestätigt worden, daß nämlich die Sozialdemokratie eine Partei des industriellen Proletariats gewesen sei. Allerdings fällt angesichts der Ausdifferenzierung und zunehmenden Professionalisierung der Organisation hier jenes berühmte Diktum, daß die Sozialdemokratie gewissen Schichten der Lohnarbeiterschaft als „Klassen-erhöhungsmaschine“ diene und damit eine Entfremdung zur Klasse eintrete. Zwischen „der Führerschaft und der Parteimasse besteht [...] ein sozialer Unterschied“. Damit sind bereits jene Thesen angedeutet, die Michels in seiner „Soziologie des Parteiwesens“ ausführt. Sie werden auch in dem Beitrag von 1908 „Die oligarchischen Tendenzen der Gesellschaft“ vorweggenommen, in dem Michels sich mit Pareto und Mosca auseinandersetzt und deren Elitentheorie auf die Sozialdemokratie wendet. Aus einem Nachruf auf August Bebel (1913) spricht die Bewunderung für den charismatischen Führer: Bebel wird gefeiert als typischer moderner Massenführer, dessen Persönlichkeit immer im Vordergrund gestanden habe, ein Volksmann, kein tiefsinniger Theoretiker, sondern seine Sprache war die der Massen, „seine Art war ihre Art“, seine Liebe zur Partei habe einer lodernden Flamme geglichen. Für den Historiker der Arbeiterbewegung interessant ist schließlich der 1932 abgefaßte Beitrag: „Eine syndikalistisch gerichtete Unterströmung im deutschen Sozialismus (1903-1907)“, in dem Michels seine Tätigkeit und seine Bemühungen in Marburg schildert, den Syndikalismus in der SPD zu fördern.

Peter Lösche

GREBING, Helga: **Arbeiterbewegung und politische Moral. Aufsätze, Kommentare und Berichte zur Geschichte und Theorie der deutschen Arbeiterbewegung.** — Göttingen: SOVEC Verlag 1985. 293 S.

Dieser Bd. enthält eine Zusammenstellung von bisher verstreuten Aufsätzen der Verf. aus Sammelbänden und Zeitschriften (darunter der IWK), thematisch im wesentlichen konzentriert auf die Entwicklung der Sozialdemokratie und der Freien Gewerkschaften in der Weimarer Republik und ihre Auseinandersetzung mit dem aufkommenden Faschismus sowie die Rekonstruktion von Arbeiter- und Gewerkschaftsorganisationen nach 1945 und die gesellschaftliche Funktionsbestimmung dieser „traditionellen“ sozialen Bewegung in der Gegenwart, verbunden mit Überlegungen zur „Sinnbestimmung der Arbeit“. Die Sammlung der Beiträge gibt einen Einblick in die Gedankenwerkstatt einer Historikerin, die zu ihrem eigentlichen Lebensthema, nämlich der Vergewisserung eines in die zukünftige Politik hineinreichenden geschichtlichen Ertrages der Arbeiterbewegung, eine Position einnimmt, die Solidarisierung und Kritikfähigkeit gleichermaßen umschließt.

Helga Grebing läßt sich nicht auf die seit etlichen Jahren modisch gewordene wissenschaftliche Verabschiedung der Arbeiterbewegung ein, die ja häufig Abschied der Wissenschaftler von einem selbstgefertigten Bild der Arbeiterbewegung ist; sie verschweigt aber andererseits nicht die Schwierigkeiten, die sie mit der Aktualität ihres wissenschaftlichen „Gegenstandes“ hat. Erinnerungs- und Überlieferungsarbeit zur Geschichte der Arbeiterbewegung brauche als Antrieb eine „vorwärtsweisende Perspektive“, so schreibt sie im Vorwort zu diesem Bd., — diese Perspektive sei aber gegenwärtig in konsistenter Form kaum erkennbar.

Die Frage also, ob die emanzipatorische Kraft der Arbeiterbewegung historisch verbraucht sei, geht bei Helga Grebing in die Untersuchung von Geschichte und Theorie der Sozialdemokratie und der Gewerkschaften ein, aber sie bleibt ohne endgültige Antwort; als „Zwischenergebnis“ hält Helga Grebing im Schlußwort ihres Buches fest: „Grundtypische Merkmale“ der deutschen Arbeiterbewegung seien bei allen Veränderungen von Strukturen und Funktionen derselben als durchaus aktuelle Bestände politischer Kultur vorfindbar. Als solche werden genannt: „Das aus der Marx'schen Denktradition stammende Bemühen, den eigenen theoretisch-programmatischen Standort jeweils bezogen auf veränderte historische Rahmenbedingungen für das eigene Handeln neu zu durchdenken; die aus der aufklärerisch-humanistischen Tradition abgeleitete Abneigung gegen die Anwendung von Gewalt; die in einem langen geschichtlichen Leidensweg erworbene Kraft, auch in ausweglosen Situationen die eigene politische Moral zu bewahren“ (S.292).

In dieser Sichtweise liegen Anregungen, auch für einen erweiterten Ansatz bei der Analyse der Geschichte und Gegenwart von Organisationen und Gruppen, die sich in der Tradition der Arbeiterbewegung entwickelten oder heute ihren Weg suchen. Die Protestaktionen in Rheinhausen als Beispiel genommen: Hier ging es offensichtlich nicht nur um Interessen, sondern auch um die „eigene politische Moral“ auf seiten der betroffenen Arbeiterschaft — um eine Größe, die für den Politikhorizont der zuständigen Gewerkschaft eher überraschend in den Konflikt eintrat. Es ist wohl nicht so, daß die

„Geschichte von Widerstand und Kampf“ und der solidaritätsstiftende moralische Impuls, die sich historisch mit der Arbeiterbewegung verbanden, aufgezehrt sind; aber wie verlief und verläuft eine solche Überlieferung — und welchen Raum gibt ihr das Organisations- und Aktivitätsmuster von Sozialdemokratie und Gewerkschaften heute? Da stecken Probleme, zu denen Geschichtsnostalgie oder „linker Historismus“ wenig aussagen können, und es ist erfreulich, daß die Historikerin Helga Grebing in ihren Beiträgen exakt auf diese Probleme gedanklich hinführt.

Arno Klönne

KAMBAS, Chryssoula: **Die Werkstatt als Utopie. Lu Märten's literarische Arbeit und Formästhetik seit 1900** (= Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur, Bd. 19). — Tübingen: Niemeyer 1988. 315 S., 13 Abb.

Lu Märten (1879-1970) gehört zu denjenigen sozialistischen Autoren und Theoretikern, die im Gefolge von Brecht, Eisler und Benjamin oft beiläufig genannt, in der westdeutschen Diskussion um die Materialästhetik kurzfristig genauer untersucht und dann wieder vollständig vergessen wurden. Chr. Kambas unternimmt mit dieser Biographie aber nicht nur eine Rekonstruktion des Lebens und Schaffens von Lu Märten, sie belegt darüber hinaus, aus wie vielen verschiedenen Quellen sich sozialistisches Engagement speisen kann, und wie diese wiederum auf die kunsttheoretischen Debatten in SPD und KPD trafen. Gegenüber der Eingemeindung Lu Märten's in die Reihe der proletarischen Schriftsteller, die insbesondere Ursula Münchow mehrmals versuchte, liegt der Verf. daran, Anschlußstellen, aber auch Brüche zur jeweiligen parteioffiziellen kulturpolitischen Linie herauszuarbeiten und so zu erklären, warum dieser originellen und ganzheitlich denkenden Theoretikerin kein Erfolg beschieden war.

Zunächst ist es bis zur Jahrhundertwende Lu Märten's Interesse an einer Lebenspraxis, die materielle und emotionale Bedürfnisse verbindet, etwa in der Bodenreformbewegung und im „Nationalsozialen Verein“ Friedrich Naumanns, dann aber auch im Berliner Künstlerkreis um Peter Hille. An der identitätsstiftenden Wirkung solcher ästhetischen Gegenwelten zum Wilhelminismus, am Vorbild des Künstlers als Neinsager, hat Lu Märten zeit ihres Lebens festgehalten, und dies mag ein Grund für ihre trotz vielfältiger Aktivitäten „chronische Erfolglosigkeit“ (S.42) als Literatin gewesen sein. Das von ihr selbst als „produktiv antizipierend“ gedeutete „Außenseitertum“ (S.81) war für die SPD nicht assimilierbar. Die Ablehnung sogar von Auftragsarbeiten zu Klee, van Gogh, Kandinsky durch Mehring und Kautsky wie durch den Dietz-Verlag drängte sie in die Sparte der Frauen- und Kinderliteratur ab, wo „erquickende“ Gefühle und Poetisierung des Alltags noch am ehesten ihren Platz zu haben schienen. Damit aber konnten die auf eine „soziale Ästhetik“ gerichteten Arbeiten zu „Ästhetik und Arbeiterschaft“ (1913) keine provozierende Kraft entfalten.

Erst in der „Novembergruppe“ und im Kontakt mit der sowjetischen Produktionsästhetik konnte Lu Märten für kurze Zeit die Einheit von Kunst und Lebenspraxis finden, die sie selbst aus mehr lebensreformerischen Motiven verfolgte. Was die 1924 entstandene Schrift „Wesen und Veränderung der Formen/Künste“ betrifft, so wiederholte sich allerdings hier innerhalb der KPD das gleiche Phänomen wie zehn Jahre zuvor in der SPD: Nicht-Rezeption durch die etablierten Parteitheoretiker und Formalismusvorwurf. Die Verbindung von Materialästhetik, Sozialkritik und Soziologie des Künstlers traf sehr viel mehr auf das Interesse der nicht parteigebundenen künstlerischen Intelligenz, die aber wiederum den systematischen Ansatz Lu Märten's als zu traditionell kritisierte.

Der Dokumentation der entmutigenden Folge parteipolitisch motivierter Ablehnungen einer Ästhetik, die Parteilichkeit nicht aus den „richtigen“ Inhalten, sondern aus der Struktur und Organisation von Formen gewinnt, fügt die Verf. noch zwei wertvolle Kapitel hinzu: Zum einen verweist sie auf Verbindungen zwischen Lu Märten und dem Prager Kreis, insbesondere zu Jan Mukařovský; zum anderen aber verfolgt sie auch die Versuche der fast siebzugjährigen Autorin, in der Nachkriegszeit und insbesondere innerhalb des „Kulturbundes zur demokratischen Erneuerung Deutschlands“ Fuß zu fassen und ihre Schriften erneut — und diesmal massenwirksam — zu publizieren. Im noch wenig zugänglichen Terrain der Nachkriegszeit gelingt es Chr. Kambas, die Interessendivergenzen zwischen der Sowjetischen Militäradministration, den deutschen Institutionen im sowjetischen Sektor und den Parteiorganisationen abzustecken. Das Schicksal Lu Märten's allerdings war auch hier voraussehbar: Mit Ehrenrente, Grußartikeln und der Aussicht auf einen Nationalpreis aufgenommen, fielen ihre zahlreichen Publikationen und Verlagsaktivitäten ab 1950 wiederum dem offiziellen Kampf gegen den Formalismus zum Opfer. Freiwilliger Rückzug war die Konsequenz, und erst 1982 wurden Texte Lu Märten's wieder in der DDR aufgelegt.

Umfassend dokumentiert und einfühlsam nachgezeichnet, wird diese Biographie zur Folie der Einseitigkeiten und der Opfer sozialistischer Kunstpolitik. Korrekturbedürftig ist ein Hinweis zum Verbot

des „Kulturbundes“ in den Westsektoren: Er mußte nicht „aus den Räumen der ehemaligen Reichsschrifttumskammer im Westen in die im Osten gelegene Masurenallee umziehen“ (S.244), vielmehr fand umgekehrt die Gründungsversammlung am 4. Juli 1945 im Großen Sendesaal des ehemaligen Berliner Rundfunks in der Masurenallee statt, die Clubräume hingegen lagen in der Schlüterstr. 45 in Charlottenburg, wo zuvor die Reichskulturkammer untergebracht gewesen war, und erst nach dem Verbot am 1. November 1947 siedelte sich der Kulturbund in der Jägerstr. 1 im sowjetischen Sektor an (heute Otto-Nuschke-Str. 1). Diese Korrektur macht Lu Märten's Position zwischen den Fronten um so deutlicher: Sie blieb bis zu ihrem Tode 1970 im Westteil der Stadt, in Steglitz, wohnen, während sie ihre Aktivitäten im Osten entfaltete.

Claudia Albert

Grenzgängerinnen. Revolutionäre Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Weibliche Wirklichkeit und männliche Phantasien. Hrsg. von Helga GRUBITZSCH, Hannelore CYRUS und Elke HAARBUSCH (= Geschichtsdidaktik, Studien, Materialien, Bd.33). — Düsseldorf: Pädagogischer Verlag Schwann-Bagel 1985. 342 S.

Der vorliegende Sammelband enthält neun Aufsätze, die die Rolle von Frauen in der Französischen Revolution, in den deutschen Freiheitskriegen und in der Revolution von 1848 zum Thema haben. Der erste Untertitel des Bandes ist insofern irreführend, als die Beiträge keineswegs 200 Jahre abdecken. Der zweite Untertitel bezieht sich auf die Verzerrung, die das Wirken von Frauen in der Darstellung durch — männliche — Zeitgenossen erfuhr.

Hannelore Cyrus stellt das Schicksal der Bremerin Anna Lühring (1796-1866) dar, die „als Lützower Jägerin in männlichem Waffenrock und mit Hirschfänger und Büchse ausgerüstet in den Kampf gegen Napoleon [. . .] zog und zur ‚Heldenjungfrau‘ emporstilisiert wurde“ (S.20). Obwohl sie zum Schrecken ihres Vaters gegen die Normen ihrer Zeit verstieß, wurde sie als Heldin gefeiert. Louise Aston (1814-1873) dagegen, die ebenfalls aus Bremen stammende Schriftstellerin und Demokratin von 1848, wurde als schamlose Hure beschimpft. Diese unterschiedliche Beurteilung politischen Engagements von Frauen erklärt die Verf. in erster Linie damit, daß sich 1848 bereits das „Bild der bürgerlichen Familie, mit der Gattin, Mutter und Hausfrau im Zentrum als allgemeine Norm durchgesetzt hatte“ (S.63), das zu Beginn des Jahrhunderts noch nicht so fest etabliert war. Allerdings sollte man hier auch bedenken, daß der politische Kontext ein ganz anderer war. Aus konservativer Sicht kämpften die Freikorps von 1813 für ihr Vaterland, während die Revolutionäre von 1848 gefährliche Umstürzler waren.

Anschließend untersuchen Carola Lipp das Verhältnis von Frauen und politischer Öffentlichkeit in Württemberg 1848, Gabriella Hauch das Frauenengagement in der Wiener Revolution 1848 und Inge Buck Karchers Novelle „Die Freischärlerin“ (S.135ff., nicht S. 139ff., wie es im Inhaltsverzeichnis heißt; vier der Seitenangaben im Inhaltsverzeichnis sind falsch).

Mit Helga Grubitzschs Beitrag „Michelets ‚Frauen der Revolution‘“ gerät die Französische Revolution ins Blickfeld. Die Autorin weist vor allem am Beispiel der Théroigne de Méricourt nach, daß Michelets Darstellung voller „Ungenauigkeiten, Nachlässigkeiten und Fehler“ steckt (S.167) und sein Frauenbild von Vorurteilen geprägt ist. Ursula Geitners Studie „Die eigentlichen Enragés ihres Geschlechts“ liefert Belege dafür, daß Befürworter der Französischen Revolution wie der hier im Zentrum stehende „Braunschweigische Educationsrath und philanthropische Publizist“ (S.187) Joachim Heinrich Campe der Frauenemanzipation nicht unbedingt positiver gegenüberstanden als Revolutionsgegner. Elke Haarbush untersucht „Strategien zur Verschleierung von Männerherrschaft und Geschlechterkampf im 19. Jahrhundert“; dabei knüpft sie an Hausen („Die Polarisierung der ‚Geschlechtercharaktere‘“), Elias („Über den Prozeß der Zivilisation“) und Foucault („Überwachen und Strafen“) an. Als „Prototyp von männlichem Phantasma von der Frau“ (S.224) dienen ihr die „Psychologischen Briefe“ des Philosophieprofessors Johann Eduard Erdmann von 1852. Sie versucht nachzuweisen, wie das bürgerliche normative Frauenbild und das Modell der Polarität der Geschlechter „mit massiver ideologischer Gewalt“ (S.250) durchgesetzt, institutionalisiert und unbewußt gemacht wurden.

Daß der Geschichtsunterricht an den Schulen Konsequenzen aus der Frauengeschichtsforschung zieht, fordern Ruth Ferrari, Annette Kuhn und Wilma Wirtz-Weinrich. Tatsächlich gibt es da große Defizite, doch bedarf der hier vorgelegte Ansatz noch gründlicher theoretischer („feministische Hermeneutik“, S.258), fachwissenschaftlicher (die Brotrevolten, nicht der Protest des aufsteigenden Bürgertums als „die zentrale Protestform der Französischen Revolution“, S.265) und nicht zuletzt sprachlicher Überarbeitung („Unterscheide und bewerte, was die ‚Frauen von Versailles‘ für die Revolution erreicht haben mit dem, was sie für ihr politisches Mitspracherecht erreichten!“; ebda.).

Claudia Opitz schließlich gelingt es in ihrem Aufsatz „Die vergessenen Töchter der Revolution“, auf

nur 20 Seiten einen Überblick über die wesentlichsten Leistungen und Probleme von Frauen in Frankreich von 1789 bis 1795 zu geben. Ihr Beitrag ist eine wertvolle Ergänzung zu jeder Gesamtdarstellung der Revolution.

„Grenzgängerinnen“ bietet zahlreiche Anregungen zu einer neuen Sicht der revolutionären Ereignisse zwischen 1789 und 1849. Doch sei abschließend auf ein Problem hingewiesen: In beiden Vorworten des Bandes wird gegen eine durch „männliche Wahrnehmung“ verzerrte Geschichte polemisiert. Daß „männliche“ wie „weibliche“ Wahrnehmungen historisch geprägt sind, wird dabei vergessen. Wer — zu Recht — die traditionellen Definitionen polarisierter, angeblich naturgegebener „Geschlechtscharaktere“ in Frage stellt, darf auch nicht von „männlichen“ und „weiblichen“ Wahrnehmungsformen sprechen, als seien das anthropologische Konstanten.

Heinz Niggemann

Arbeiter und Arbeiterbewegung in Schleswig-Holstein im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Rainer PAETAU und Holger RÜDEL (= Studien zur Wirtschafts- und Sozialgeschichte Schleswig-Holsteins, Bd.13). — Neumünster: Karl Wachholtz Verlag 1987. 463 S., 20 Abb., 32 Tabellen, 4 Karten, 1 Diagramm.

Die Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Schleswig-Holstein ist lange Zeit kaum behandelt worden. Die Forschungslücke ist allerdings in den letzten Jahren durch verschiedene Untersuchungen deutlich geschrumpft. Der vorliegende Bd. trägt wesentlich dazu bei. Die in ihm gebündelten 14 Aufsätze beleuchten wichtige, z.T. bisher wenig beachtete Aspekte der Lebensweise von Arbeitern. Für einen Blick über Schleswig-Holstein hinaus und die Einbindung in überregionale Abläufe sorgen A. Herzog mit seiner Betrachtung der Hamburger Arbeiterbewegung bis 1890 (S.23-50) und B. Sträth mit dem Vergleich der Verhältnisse in Malmö und Göteborg, Kiel und Bremen (S.279-310). Beide beschäftigen sich vorrangig mit der Organisation der Arbeiterbewegung. Diesem Thema widmen sich weitgehend auch R. Paetau mit „Märzstürme über Kiel“ (S.311-346) und R. Möller mit seiner Untersuchung des Widerstandes und der Verfolgung der Arbeiterschaft im Kreis Steinburg zwischen 1933 und 1935 (S.387-414). Nicht die Organisation der Arbeiterschaft, sondern die Lebensverhältnisse der Arbeiter stehen stärker im Vordergrund der Aufsätze von H.-K. Möller über die Zigarrenheimarbeiter in Altona und Ottensen 1865-1914 (S.51-96), E. v. Dücker über die Glasmacher in Ottensen 1850-1930 (S.97-134), A. Kraus über die Arbeiter der Rendsburger Carlshütte nach 1850 (S.135-145) und J. Scheffler, der sich mit dem Wandel der Arbeitsbedingungen der Landarbeiter zwischen 1870 und 1914 befaßt (S.179-215). Mit der Entwicklung in den ländlichen Gebieten beschäftigt sich ebenfalls H. Rüdel. Allerdings fragt er nicht nach den Lebensverhältnissen der Arbeiter, sondern nach ihrem Wahlverhalten unter dem Einfluß der sozialistischen Agitation in Ostholstein in den 1870er Jahren (S.147-178). Die Geschichte der Sozialdemokratie ist Inhalt mehrerer Beiträge. H. Zimmermann untersucht ihre Entwicklung im Kreis Herzogtum Lauenburg von den 1870er Jahren bis 1933 (S.217-254), L.D. Stokes die in Eutin während der Weimarer Republik (S.365-385) und N. Vollertsen den Zusammenhang zwischen SPD, dänischer Sozialdemokratie und dänischer Minderheit im Landesteil Schleswig zwischen 1945 und 1954 (S.415-441). Mit dem wichtigen Aspekt der Öffentlichkeitsarbeit beschäftigt sich O. Pelc in seiner Darstellung der Anfänge der sozialdemokratischen Presse in Lübeck (S.255-278). Aus seinen Erinnerungen an den politischen Alltag, das Parteileben und die Öffentlichkeitsarbeit der SPD in Kiel während der Weimarer Republik berichtet Karl Rickers (S.347-364). Den Abschluß dieser Aufsatzsammlung bildet eine nützliche, von K.-J. Lorenzen-Schmidt erarbeitete Bibliographie zur Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Schleswig-Holstein (S.443-457).

Die Beiträge sind durchweg faktenreich und in spürbar mühevoller Kleinarbeit verfaßt worden. Daß der Sammelbd. insgesamt überzeugend gelungen ist, ist keine Selbstverständlichkeit angesichts der teilweise katastrophalen Quellsituation (siehe besonders den Beitrag von R. Möller). Das immer wieder berührte Problem kommunikativer Vorgänge kommt hin und wieder zu kurz, so zum Beispiel das Leseverhalten hinsichtlich der sozialdemokratischen Presse in Lübeck (O. Pelc). Aber das soll nicht zu sehr bemängelt werden, schließlich war „Kommunikation“ nicht das zentrale Thema. Stärker sollte in Zukunft die Entwicklung der Lebensweise von Landarbeitern und ihren Familien und die Organisation der Arbeiterbewegung auf dem Land berücksichtigt werden. Einen aufschlußreichen Anfang macht hier vor allem J. Scheffler mit seinem gründlichen Beitrag.

Mit der Herausgabe der „Arbeiter und Arbeiterbewegung . . .“ haben R. Paetau und H. Rüdel einen wichtigen Forschungsbeitrag geliefert. Die Hoffnung, „daß dieser Sammelband den Grundstein für eine intensivere Beschäftigung mit dem Thema legt und eine Vielzahl neuer Studien anregt“ (S.22), ist begründet, denn Anregungen bringt er genug. Zu wünschen ist bei zukünftigen Unternehmungen dieser

Art — der Veröffentlichung von Tagungsbeiträgen — jedoch eine schnellere Gangart. Immerhin liegen zwischen Tagung und Herausgabe des Buches drei Jahre. Manches ist inzwischen auf einen neueren Stand gebracht worden, manches vielleicht auch in der Zwischenzeit „eingeschlafen“.

Nils Hansen

Die Minderheit als Mitte. Die Deutsche Zentrums-Partei in der Innenpolitik des Reiches 1871-1933. Hrsg. Winfried BECKER (= Beiträge zur Katholizismusforschung; Reihe B: Abhandlungen). — Paderborn, München und Zürich: Schöningh 1986. 133 S.

Der Band enthält die überarbeiteten Referate, die in der Sektion 28 des 35. Deutschen Historikertages in Berlin im Oktober 1984 gehalten wurden und einen zusätzlichen Beitrag von Winfried Becker über das Verhältnis zwischen Liberalismus und Katholizismus. Becker, der schon auf dem Historikertag den Eröffnungsvortrag über die Deutsche Zentrumspartei im Bismarckreich gehalten hatte, breitet in diesem ersten Beitrag die Entwicklung der Forschungsansätze aus und verweist zu Recht darauf, daß zwar in zunehmendem Maße der Politische Katholizismus wissenschaftliches Interesse gefunden hat, eine befriedigende Gesamtdarstellung der Zentrumspartei aber nicht vorliegt. Gleiches gilt für die meisten Hauptrepräsentanten der Partei, obwohl auch auf diesem Gebiet die Zahl moderner wissenschaftlicher Monographien zunimmt. Deutlich wird dabei, daß der Politische Katholizismus weniger noch als andere historische Gebilde monokausal zu erfassen ist. Unzweifelhaft hat lange Zeit die Vorstellung, eine in ihren Rechten bedrohte Minderheit zu sein, der katholischen Konfession das alle regionalen und sozialen inneren Konflikte überwölbende Dach gegeben und damit und unter dieser Begrenzung das Zentrum zur einzigen „Volkspartei“ des Bismarckreiches werden lassen. Zugleich muß berücksichtigt werden, daß christlich-katholische Parteibildungen auch außerhalb Deutschlands entstanden, aber in ihrem jeweiligen Lande andere Funktionen ausübten als das Zentrum im Deutschen Reich. Zwar war die Stärke des Zentrums immer von dem auf die Katholiken ausgeübten Druck abhängig; mit dem Abflauen des Kulturkampfes begann es an Wählerzustimmung zu verlieren. Trotzdem hat die Partei jahrzehntelang eine beträchtliche Stabilität wahren können. Mit Recht hebt Becker hervor, daß hierfür wohl das realistische Menschenbild verantwortlich war, welches die katholische Soziallehre bot, wodurch das Zentrum als einzige Partei im Reiche die Fähigkeit besaß, die Interessen aller gesellschaftlichen Gruppen (Stände) als grundsätzlich berechtigt anzuerkennen. Dies war selbstverständlich auch die Voraussetzung dafür, um als konfessionelle Sammlungsbewegung überleben zu können.

Wilfried Loth untersucht die Haltung des Zentrums in der Krise des Wilhelminischen Reiches unter dem Stichwort „Zwischen autoritärer und demokratischer Ordnung“. Gewiß kam der Partei in dieser Zeit eine Schlüsselstellung zu, da sie als einzige „linke“ und „rechte“ Koalitionen eingehen konnte. Stärker als Loth sollte man allerdings betonen, daß gerade in dieser Tatsache, die auch Ergebnis der Interessen divergierender Kräfte im Zentrum selbst war, der Grund zu suchen ist, der die ambivalente Haltung des Zentrums in der Frage der Verfassungsentwicklung bestimmte. Eine entschiedene Hinwendung zu einem der beiden Flügel im politischen Spektrum des Kaiserreiches hätte die Partei gesprengt. Die Konsequenz war allerdings, daß das Zentrum zwar eine Schlüsselstellung besaß, den Gang der Politik des Reiches und Preußens aber nicht bestimmen konnte. Man sollte dabei allerdings nicht übersehen, daß eine konfessionelle Minderheit wohl kaum eine Möglichkeit hätte, ausschlaggebender Faktor in Politik und Gesellschaft zu werden.

Karsten Ruppert untersucht Selbstverständnis und politische Leitideen des Zentrums als einer konfessionellen Mittelpartei und skizziert dabei die Gründe, die es ihr ermöglichten, zu einem der wichtigsten Träger der Weimarer Republik zu werden. Dankenswerterweise behandelt er dabei das christliche Selbstverständnis, vor allem aber den Staatsbegriff, der durch die Enzykliken Papst Leos XIII. eine feste naturrechtliche Grundlage erhalten hatte. Gerade deshalb konnte das Zentrum, bislang Verfassungspartei im Kaiserreich, auch fast bruchlos in dieselbe Funktion in einer demokratischen Republik hineinwachsen und so zu einem ihrer stabilsten Träger werden. Sicherlich wurden bei dieser Entwicklung keinesfalls alle Führer und Mitglieder überzeugte Demokraten. Eine „loyale, zuverlässige und berechenbare Stütze“ aber war es doch; jedenfalls war seine bloße Existenz eine unabdingbare Voraussetzung dafür, daß der Weimarer Verfassungskompromiß überhaupt solange funktionierte.

Ulrich von Hehl stellt am Beispiel des mehrfachen Reichskanzlers Wilhelm Marx die Wirkungsmöglichkeiten eines katholischen Politikers unter den gegebenen Umständen dar. Marx, viele Jahre lang eine zentrale Figur des Politischen Katholizismus, hat trotz tiefer Religiosität niemals Konfessionspolitik betrieben, vielmehr eine Stärkung der Mitte gegen die extremen Flügel angestrebt. Die Grenzen einer solchen Politik zeigten sich allerdings am Ende der Republik. Der Verf. hat im übrigen seine damals

noch nicht fertiggestellte Marx-Biographie vorgelegt, so daß an dieser Stelle ein Eingehen auf Einzelprobleme sich erübrigt.

Winfried Becker behandelt das Verhältnis von Politischem Katholizismus und Liberalismus seit dem Kaiserreich, das lange Zeit von schroffer weltanschaulicher Gegnerschaft geprägt war. Dennoch hat das Zentrum in der Weimarer Republik fast ständig mit Vertretern der liberalen Parteien im Reich und in den Ländern zusammen regiert. Dies war allerdings nur möglich, wenn beide Seiten bereit und fähig waren, die traditionellen Konfliktstoffe aus dem politischen Entscheidungsprozeß auszuklammern. Von einer inneren Annäherung kann man jedenfalls nicht sprechen. Erst nach dem Zweiten Weltkrieg ist es zu einer dauerhafteren Bindung gekommen, die allerdings dazu führte, daß die normativen Grundsätze in der christlichen Sammelpartei allmählich zurücktraten.

Der Band ist eine vorzügliche Einführung in die Forschungsdiskussion, wie sie vornehmlich von katholischen Autoren geführt wird. Jeder der kurzen Beiträge ist problemorientiert und mit sorgfältig bearbeiteten Belegen versehen. Erkennbar wird, welche Leistungen noch zu erbringen sein werden, bevor wir den Politischen Katholizismus in seinen Triebkräften und Verhaltensweisen als im wesentlichen erforscht ansehen können. Noch fehlt es an Regionalstudien, und das katholische Milieu auf der Ebene der Pfarrgemeinden, aber auch in den Verbänden und Vereinigungen ist allenfalls ansatzweise bekannt. Hier werden die künftigen Aufgaben liegen.

Georg Kotowski

SACHSE, Christoph: Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871-1929 (= edition suhrkamp, N.F., Bd.351). — Frankfurt/M.: Suhrkamp Verlag 1986. 388 S.

Christoph Sachse, bereits durch mehrere Veröffentlichungen als Kenner der Thematik ausgewiesen, legt hier ein grundlegendes Buch zur Geschichte beruflicher Sozialarbeit in Deutschland 1871-1929 vor. Ihre Wurzeln sieht er in bürgerlicher Sozialreform und bürgerlicher Frauenbewegung. „Geistige Mütterlichkeit“ galt der konservativen Frauenbewegung als spezifisch weibliche Charaktereigenschaft, soziale Arbeit folgerichtig als idealer Frauenberuf.

Im einzelnen zeichnet Sachse dann die einzelnen Etappen der Entwicklung nach: vom „Elberfelder“ zum „Straßburger System“, d.h. von einer dezentralen und ehrenamtlichen zu einer mehr zentralen und beruflichen Armenpflege; von der Fürsorge zur Wohlfahrtspflege, eine Entwicklung, die Sachse mit den Begriffen „Modernisierung, Spezialisierung und Verwissenschaftlichung“ charakterisiert (S.49ff.); die entscheidenden kriegsbedingten Veränderungen von 1914-18 („Vergesellschaftung der Reproduktion“, S.151ff); schließlich die Reformen der Weimarer Zeit, die Sozialarbeit zu einer von „materiellen Versorgungsaufgaben wie von administrativen Entscheidungsbefugnissen weitgehend entlastet[en]“ „Sozialisationsarbeit“ machten, deren Kern „pädagogisierende Beratung und Kontrolle“ bildeten (S.249). Gleichzeitig wurde Sozialarbeit professionalisiert, Erwerbsberuf, und damit strömten zunehmend Frauen aus kleinbürgerlichem und proletarischem Milieu und auch Männer in den bis in die zwanziger Jahre nahezu exklusiv-bürgerlichen Frauenberuf ein und konnten den Titel einer „staatlich anerkannten Wohlfahrtspflegerin“ (sic! S.301) erwerben.

Damit mußte das ursprüngliche Element weiblicher Emanzipation durch Sozialarbeit und Humanisierung der Gesellschaft durch Einbringen von „Mütterlichkeit“ zurücktreten. An die Stelle der Verantwortung bürgerlicher Mittelstandsfrauen für die Unterschichten trat die „Bürokratisierung von Mütterlichkeit“ (S.305), die Arbeit von Fachbeamten, die jedoch noch lange an der „Mütterlichkeits-Rhetorik“ festhielten und sie so zu einer „Berufsideologie“ machten (S.309). Dabei blieb ein Widerspruch zwischen dem „Idealbild individueller, freundschaftlicher ‚Hilfe von Mensch zu Mensch‘“ und den Ansprüchen administrativer Organisation, Kontrollaufgaben, Verwaltungstätigkeiten (S.310).

Zwischen die einzelnen Kapitel sind Exkurse eingeschoben, die zusätzliche thematische Schwerpunkte setzen und einen internationalen Kontext herstellen. Nur wenig ist kritisch anzumerken: Die offensichtlich benutzten unveröffentlichten Quellen fehlen im Literaturverzeichnis; zu Gertrud Bäumer hätte man auch die Arbeit von Huber heranziehen können; gelegentlich wünscht man sich eine entschiedenere Beurteilung des Wandels von frauenbewegter Philanthropie zu bürokratisierter Professionalisierung. Doch ist zuzugestehen, daß es wohl kaum eine realistische Alternative zur tatsächlichen Entwicklung gab. Sachse gelingt es, sein Thema überzeugend in den gesamtgesellschaftlichen Kontext einzubetten. Sein Buch ist wichtig für das Verständnis der bürgerlichen Frauenbewegung; für Sozialarbeiter mit Interesse an der Geschichte des eigenen Berufs ist es unentbehrlich.

Heinz Niggemann

Deutsche Arbeiterjugendbewegung 1904 bis 1945. Illustrierte Geschichte. Autorenkollektiv: Karl Heinz JAHNKE, Horst PIETSCHMANN, Matthias REDIECK und Siegfried SCHOLZE. — Köln: Weltkreis Verlag im Pahl-Rugenstein Verlag 1987. 293 S.

„Das Buch entstand im Auftrag des Zentralrats der FDJ als Projekt des Zentralen Forschungsplans der marxistisch-leninistischen Gesellschaftswissenschaften der DDR. Langjährige Untersuchungen der Forschungsgruppe ‚Geschichte der Jugendbewegung‘ an der Sektion Geschichte der Wilhelm-Pieck-Universität Rostock als Leiteinrichtung auf diesem Gebiet der marxistisch-leninistischen Geschichtswissenschaft der DDR bildeten die wichtigste Grundlage der Publikation.“ (S.296). Maßgeblich geprägt wurde die „Illustrierte Geschichte“ durch den ‚Nestor‘ der DDR-Jugendgeschichtsforschung, Karl Heinz Jahnke, von dem die Kapitel über die Arbeiterjugend zwischen 1933 und 1945 stammen. Vorher werden deren Vorläufer und Wurzeln im 19. Jahrhundert behandelt, wobei u.a. auf die jungen Handwerksgelesen hingewiesen wird, die 1836 Gründungsmitglieder des Bundes der Gerechten waren. Die weiteren Themen sind die Arbeiterjugendbewegung vor, im und nach dem Ersten Weltkrieg sowie in der Weimarer Republik.

In großen Zügen wird die historische Entwicklung der sozialistischen — ab 1919 fast ausschließlich der kommunistisch orientierten — Arbeiterjugendbewegung mit Texten, Fotografien und Dokumenten ausbreitet. Überwiegend die Organisationsgeschichte berücksichtigend, wird weitgehend aus der Funktionsperspektive — dem sprachlichen Duktus der Zeit entsprechend — berichtet, was für die Zeit zwischen 1904 und 1945 als wichtig erachtet wird. Kleinere Gruppen der Arbeiterjugend werden nur vereinzelt am Rande erwähnt oder — wie die anarcho-syndikalistische Jugend — nicht behandelt. Während dies vielleicht noch mit deren geringer Bedeutung gerechtfertigt werden könnte, muß kritisch angemerkt werden, daß die sozialdemokratische Jugend zu kurz kommt und die gewerkschaftlichen Jugendgruppen vernachlässigt wurden.

Westliche Leser und Leserinnen — das Buch ist gleichzeitig in beiden deutschen Staaten erschienen — dürften auch Schwierigkeiten mit der Zuordnung mancher Zusammenhänge, Personen und Abbildungen zur deutschen Arbeiterjugendbewegung haben. Da abzusehen ist, daß die vorliegende Illustrierte Geschichte der deutschen Arbeiterjugend auch in den kommenden Jahren eine seltene Publikation zum Thema sein dürfte, kann sie auch im Westen als Überblicksdarstellung auf Interesse stoßen. Wünschenswert wäre, wenn sich eine Forschungsgruppe und ein Verlag fänden, die die zu kurz gekommenen Aspekte — die hier nicht alle aufgeführt werden können, aber teilweise bereits erforscht sind — zum Gegenstand einer ergänzenden Publikation machen.

Kurt Schilde

BERGMANN, Jürgen: Wirtschaftskrise und Revolution. Handwerker und Arbeiter 1848/49 (= Industrielle Welt, Bd.42). — Stuttgart: Verlag Klett-Cotta 1986. 294 S.

Die Beschäftigung mit den wirtschaftlichen und sozialen Antriebskräften der deutschen Revolution der Jahre 1848/49 gehört zu den wichtigsten noch immer nicht hinreichend geklärten Problemen der historischen Revolutionsforschung in Deutschland. Um so verdienstvoller ist es, daß der Verf. in seiner auf umfassender Auswertung von Zeitungsberichten und zeitgenössischer Literatur basierenden Studie den Versuch unternimmt, Wirtschaftsentwicklung und soziale Unterströmungen zu analysieren. In fünf Kapiteln werden die Entwicklung der Konjunktur und die soziale Lage der Bevölkerung vor und während der Revolution, die Lage der „Arbeiter“, die Situation des Handwerks, Motive und Ziele der Arbeiter und die Interessen und Ziele des Handwerks untersucht, Tabellen zur Struktur der arbeitenden Bevölkerung, der wirtschaftlichen Entwicklung, der Entwicklung der Gewerbesteuer, der Konkurse und zum Sparverhalten, um nur einige zu nennen, liefern eine Fülle von Daten und Belegen für die Argumentation dieser wichtigen und lesenswerten Darstellung, die unsere Kenntnisse über die Revolutionsproblematik wesentlich erweitert.

In seiner differenzierten Analyse weist B. zunächst darauf hin, daß die Konjunkturentwicklung der Jahre 1845-1847 durchaus uneinheitlich war. Während der Agrarsektor und der Konsumbereich in diesen Jahren eine schwere Krise erlebten, die auf Mißernten zurückzuführen war und zu einer extremen Verteuerung der Vorräte führte, die jedoch bereits 1847 abgeklungen war, entwickelte sich der überwiegend industriewirtschaftlich geprägte neue Wirtschaftsblock (Eisenbahnsektor, Schwerindustrie, Handel) genau entgegengesetzt und durchlief eine Hochkonjunkturphase. Die Entwicklung von Nahrungsmittelverteuerung und Nachfrage nach gewerblichen Produkten führte zu einer zunehmenden Polarisierung zwischen der wachsenden Notlage der unteren Bevölkerungsschichten und der Gruppe der Wohlhabenden. B. kann zeigen, daß besonders das kleingewerbliche Handwerk und hier besonders das Textilgewerbe einem Prozeß der wachsenden Verelendung ausgesetzt war, der die physische Existenz bedrohte.

Mit einer ähnlichen Situation sahen sich auch die untersten Handarbeiter konfrontiert. Für die Masse der Handwerker und Arbeiter wirkte die Hunger- und Teuerungskrise bis in das Jahr 1848 fort, ja sie wurde durch die mit der Zuspitzung der politischen Ereignisse zusammenhängenden Wirtschaftsstockung noch verstärkt. Langfristige Struktur- und Wettbewerbsprobleme verbanden sich mit der akuten Krise und trugen zur Verschärfung der Situation bei. Im zweiten Teil der Untersuchung werden, anknüpfend an Forschungskontroversen über das Verhalten der Handwerker und Arbeiter in der revolutionären Auseinandersetzung, Fragen der politischen Interessenausrichtung und Ziele der Unterschichten untersucht. B. kann zeigen, daß die Protestformen der Unter- und Mittelschichten zunächst am Muster traditioneller Volksunruhen orientiert blieben. Die Aktivitäten dieser Gruppen reichten schließlich von Arbeitskämpfen über Organisationsversuche bis zur politischen Betätigung während der Revolution. Dies bedeutete jedoch nicht, daß überall ein prorevolutionärer Elan vorhanden gewesen wäre, vielmehr gab es auch eine durchaus konservative, gegenrevolutionäre Ausrichtung eines Teils der Handwerker und Arbeiter, die auf eine unreflektierte starke Verwurzelung in der alten Ordnung schließen lassen. Gleichzeitig kann jedoch bei jenen Gruppen, die an der politischen Vereinsbewegung teilnahmen, ein wachsendes, eigenständiges politisches Interesse nachgewiesen werden. Von besonderer Bedeutung für eine Sozialgeschichte der Revolution ist ferner, daß sowohl wirtschaftliche als auch soziale Erklärungen für das regional unterschiedliche Verhalten, für Fortschrittlichkeit oder Konservativität herangezogen werden müssen. Die Darstellung der Vielschichtigkeit der Entwicklung, die sorgfältige Analyse sozialer, wirtschaftlicher und regionaler Strukturen gehört ebenso zu den Vorzügen dieser Studie wie das abgewogene Urteil. Hier ist ein schwieriges Thema mit großer Sachkenntnis und unter Berücksichtigung einer ungewöhnlich großen Zahl wirtschaftlicher und sozialer Faktoren hervorragend dargestellt worden. Noch interessanter wäre die Studie geworden, wenn die angedeuteten politischen Rahmenbedingungen stärker in die Analyse mit einbezogen und politisch-gesellschaftliche Hintergründe und Interessen stärker akzentuiert worden wären. Insgesamt hat B. jedoch eine richtungsweisende Untersuchung zur Revolution 1848/49 vorgelegt, die hoffentlich weitere Studien anregen wird.

Hermann-Josef Rupieper

KUCKUK, Peter: **Bremen in der Deutschen Revolution 1918-1919. Revolution, Räterepublik, Restauration.** Hrsg. von Karl-Ludwig SOMMER (= Bremen im 20. Jahrhundert, Bd.2). — Bremen: Steintor Verlag 1986. 394 S.

KUCKUK, Peter: **Die A.G. „Weser“.** Teil 1: **Bis 1914. Von der Maschinenfabrik Waltjen & Leonhardt zur Großwerft** (= Reihe: Industriearchäologie). — Bremen: Steintor Verlag 1987. 48 S.

KUCKUK, Peter: **Die A.G. „Weser“.** Teil 2: **1914 bis 1933. Vom Weltkrieg zur Weltwirtschaftskrise** (= Reihe: Industriearchäologie). — Bremen: Steintor Verlag 1987. 48 S.

RODER, Hartmut: **Der Bremer Vulkan. Von der Johann-Lange-Werft zum Bremer Vulkan.** Teil 1: **1893 bis 1914** (= Reihe: Industriearchäologie). — Bremen: Steintor Verlag 1988. 48 S.

RODER, Hartmut: **Der Bremer Vulkan. Schiffbau und Werftarbeit in Vegesack.** Teil 2: **1914 bis 1933** (= Reihe: Industriearchäologie). — Bremen: Steintor Verlag 1987. 48 S.

Peter Kuckuks Arbeit zur Stellung des Stadtstaates Bremen in der deutschen Revolution 1918/19 versteht sich nicht als sozialgeschichtlich orientierte Darstellung der Revolutionszeit, sondern, in Anknüpfung an die älteren Forschungen Eberhard Kolbs, als kritische Auseinandersetzung mit dem Rätesystem und dem Versuch seiner Realisierung in den Herbst- und Wintermonaten 1918/19. Wird im Rätesystem eine Alternative zum bürgerlichen Parlamentarismus sichtbar, so gilt es, die emanzipatorischen Inhalte am konkreten Beispiel aufzuzeigen. Den Begriff des Rätesystems setzt Kuckuk allerdings voraus, nur gelegentlich erhält er Konturen, indem Merkmale wie direkte Demokratie, imperatives Mandat, Rückberufungsrecht oder Betriebswahl erwähnt oder erläutert werden. Wenn der Autor vom gescheiterten Versuch spricht, „durch die Errichtung der Räterepublik in Bremen das kapitalistische System zu überwinden“ (S.15), ist nicht nur von einer verfassungsrechtlichen Alternative zum Parlamentarismus die Rede, sondern auch von einer gesellschaftlichen Umwälzung, die sich die Etablierung des Sozialismus zum Ziel gesetzt hat. Nun zeigt aber die Darstellung, daß die Sozialisierung, die Einrichtung der kollektiven Verfügungsgewalt über die Produktionsmittel, wie Kuckuk in seiner resümierenden Schlußbetrachtung selbst erläutert (S.295), nie zum politischen Programm wurde. Die Räteorgane betrieben „eine Politik des kleinen Mannes“ mit Lohnaufbesserungen, Arbeitszeitverkürzungen, höheren Unterstützungszuwendungen für Erwerbslose und organisatorischen Maßnahmen wie die Zusammenarbeit zwischen Arbeitsnachweis und Erwerbslosenfürsorge (S.85f., S.213ff.). Mit der Forderung der Werftarbeiter nach Abschaffung der Akkordarbeit beschäftigt sich Kuckuk nicht, ihre Durchsetzung läßt er gar

unerwähnt (S.86). Die Betriebsrichtlinien für die Beschäftigten der Bremer Gewerbe-, Staats- und Kommunalbetriebe zielten nur auf die „Aufrechterhaltung des Arbeitslebens“ (S.306), ließen dagegen die Arbeitsverfassung unberührt. Der Arbeiter- und Soldatenrat bestätigte, nachdem er in Bremen die politische Macht übernommen hatte, den Schutz des Privateigentums. Der kommunistische Vorsitzende des Kommissariats für Finanzwesen gestand nach der Proklamation der Räterepublik ein, „daß eine Sozialisierung nicht von heute auf morgen zu verwirklichen sei“ (S.215). Ökonomisch kann deshalb keineswegs von einem Umbruchversuch gesprochen werden, zumal die Verteilungskämpfe eher systembestätigende Konflikte sind.

Aber auch im Hinblick auf die politische Verfassung kann nur eingeschränkt von Systemüberwindung gesprochen werden. Sollte das Rätssystem eine Alternative zum bürgerlichen Parlamentarismus sein, mußte es sich bemühen, die Parteien als Organisationsform aufzuheben und die Herrschaft des Proletariats als Ganzes sicherzustellen. Die Parteien blieben aber als politischer Faktor erhalten. Zwar wurden die bürgerlichen Organisationen durch die revolutionäre Gewalt ausgeschaltet, die Arbeiterparteien bestanden jedoch fort und übten einen entscheidenden Einfluß auf die politische Entwicklung aus. Bei der Wahl zum zweiten Arbeiter- und Soldatenrat einigte man sich auf ein Wahlrecht, das lediglich den in den sozialistischen Parteien und in den Freien Gewerkschaften organisierten Arbeitern die Möglichkeit des Wählens gab (S.133f.). Diese Regelung widersprach jener Vorstellung unmittelbarer Demokratie, die im Rätssystem ein selbstverwaltetes Gemeinwesen der Hand- und Kopfarbeiter sah. Schließlich gelang es den Räten nicht, den überkommenen bürokratischen Apparat zu beseitigen. Die alte Beamten-schaft besorgte weiterhin die laufenden Geschäfte der Verwaltung. Die Räte begriffen nicht, „daß Regieren vielmehr in einer Stadt Verwalten bedeutet“ (S.127).

In Bremen war „ein eigentliches revolutionäres Potential“ nur bei den qualifizierten Facharbeitern der Großindustrie zu finden (S.22). Bei den an- und ungelernten Arbeitern, den Arbeiterinnen und den in Klein- und Mittelbetrieben Beschäftigten setzt Kuckuk ein weniger entwickeltes Bewußtsein voraus, bleibt jedoch den Beweis für diese These schuldig. Die Facharbeiter waren eine Minderheit innerhalb der Arbeiterschaft, während die Angestelltenschichten (einschließlich der leitenden Angestellten) die stärkste Bevölkerungsgruppe stellten. Dabei ist zu beachten, daß im Zeitalter der Hochindustrialisierung der Bereich der distributiven und dienstleistenden Tätigkeiten die größte Entwicklungsdynamik aufweist. Wie sollten die Arbeiter und Angestellten des tertiären Sektors in das Rätssystem integriert werden? Kuckuk kann dieses Problem nur lösen, indem er eine Theorie bemüht, die die Revolution zu einer Sache des „bewußtesten Teils der Arbeiterklasse“, d.h. der revolutionären Partei macht, was eine überaus fragwürdige Gleichsetzung von Partei und Klasse beinhaltet. Kuckuk sieht durchaus den undemokratischen Charakter der kommunistischen Organisationsvorstellungen (S.92), das hindert ihn aber nicht, mit den kommunistischen Zielsetzungen zu sympathisieren, boten sie doch vermeintlich allein die Garantie, die Kontinuität der Revolution zu wahren. Die Verwirklichung der Rätedemokratie bleibt aber an „das Zusammenhandeln und die in dieser Aktion spontan entstehenden Forderungen des Volkes“ (Hannah Arendt) gebunden. Das Rätssystem als praktizierte Herrschaft einer Minderheit ist ein Widerspruch in sich. Kuckuks Versuch, die öffentlichen Volksversammlungen bzw. die Massendemonstrationen als „erste“ Gewalt mit Verfassungsrang zu deuten (S.296), bleibt zweifelhaft, muß er doch selbst einräumen, daß es sich hierbei häufig um geplante Aktionen der Kommunisten handelte (S.96f., S.159, S.167).

Es bleibt aber Peter Kuckuks Verdienst, die politischen Auseinandersetzungen zwischen den sozialistischen Parteien, ihren Einfluß auf die staatsrechtliche Entwicklung und ihre Organisationsbemühungen detailliert und kenntnisreich darzulegen. Die Erkenntnisse über die Ursachen für das Scheitern der linksradikalen Parteien sind nicht neu: der lokale Charakter der Bewegungen, die fehlende soziale Basis, „ein Mangel an politischem Realismus und analytischer Kompetenz“ (S.296) etc. Wichtiger erscheint mir jedoch, was Kuckuk bei aller Kritik an der Politik der Linksradikalen nicht herausarbeitet, daß die Orientierung an einer Revolutionstheorie, die sich auf ein Avantgardemodell stützt, in einer hochindustrialisierten Gesellschaft, in der es keine eindeutige sozialstrukturelle Polarität gibt, sondern ein komplexes Schichtensystem existent ist, in eine Sackgasse führen muß, wenn es der revolutionären Bewegung nicht gelingt, integrative Kräfte zu entwickeln und als politische Alternative an Überzeugung zu gewinnen.

Die Arbeiten von Peter Kuckuk und Hartmut Roder zur Geschichte der Bremer Werften A.G. Weser und Vulkan erscheinen im Rahmen des Projekts Schiffbaugeschichte der Hochschule Bremen. Ihre Verf. wollen einen Beitrag zur „historischen Rekonstruktion der industriellen Kultur Bremens“ liefern. Methodisch möchten die Autoren Geschichte von „oben“ und von „unten“ verknüpfen und in die wirtschafts-, sozial- und technikgeschichtlichen Strukturen einordnen. Ein Anspruch, der bei weitem nicht

eingelöst wird. Es handelt sich vielmehr um Abrisse der Firmengeschichte, bei denen der Schwerpunkt auf Herstellungsprogrammen, Unternehmensstrategien, Konjunkturverlauf und wirtschaftlich-politischen Verflechtungen liegt. Die Organisation der Arbeit, ihre Entwicklung und Veränderung, beispielsweise in Rationalisierungsphasen, Schichtungs- und Differenzierungen der Belegschaften werden dagegen nicht thematisiert. Der Arbeitsprozeß, der in einer Montageindustrie wie dem Schiffbau durch ein verhältnismäßig kompliziertes Ineinandergreifen verschiedener Arten von Arbeit gekennzeichnet ist, wartet, wenn man von einer groben Skizzierung der Schiffsproduktion absieht (A.G. Weser bis 1914, S.42/43), auf seine Rekonstruktion. Einige interessante Details lassen sich jedoch in Erfahrung bringen. Bei Kuckuk ist zu lesen (S.46), daß auf der A.G. Weser bereits 1907 die Zahl der ungelerten Arbeiter die der gelernten übertraf und daß im Ersten Weltkrieg die Auftragsbestände nur erledigt werden konnten, indem Arbeiterinnen, Marineangehörige, Kriegsbeschädigte und Kriegsgefangene eingestellt wurden (Teil II, S.5). Das in Kuckuks Bremer Revolutionsgeschichte entworfene Bild von den qualifizierten Facharbeitern als Träger der revolutionären Bewegung wird hierdurch mehr als erschüttert. Viele Fragen bleiben offen. So bemüht sich Kuckuk beispielsweise nicht, den Verlust des Einflusses der KPD unter den Werftarbeitern und die Dominanz der Sozialdemokraten in den zwanziger Jahren zu erklären. Hartmut Roders Arbeiten zum Bremer Vulkan leiden unter einer oberflächlichen Durcharbeitung der angerissenen Themenkreise. Die Entwicklung der Ulrichs- bzw. der Lange-Werft im Konjunkturverlauf wird nicht immer hinreichend stringent nachgezeichnet. Die Hintergründe der Krise der Ulrichs-Werften Anfang der 1890er Jahre etwa bleiben wenig einsichtig; das Fehlen einer eigenen Maschinenfabrik und einer Kesselschmiede ist letztlich keine hinreichende Erklärung (Teil I, S.42f.), da es sowohl in England als auch in Deutschland viele Werften gab, die nur Schiffbau betrieben. Die Vielseitigkeit des Materials bei größter Einheitlichkeit des Fabrikats zwang die Werften im allgemeinen, schon aus Gründen der Übersichtlichkeit der Produktionseinrichtungen, zur Zusammenarbeit mit Spezialfabriken. Der Einblick in die Beschäftigtenstruktur der Werften ist nicht frei von Widersprüchen. Einerseits wird auf die „qualifizierte Facharbeiterschaft“ am Vorabend des Ersten Weltkrieges hingewiesen (S.44), andererseits von einer Dequalifizierung der Schiffszimmerer und einer bereits erfolgten Dominanz der angelernten und ungelerten Arbeiter gesprochen (S.45). Roder übersieht, daß Entwurf und Bauausführung nicht immer in einem Betrieb vereinigt sind, die Haupttätigkeit einer Werft aber in der Bauausführung besteht. Das trifft vor allem auf den Kriegsschiffbau zu, die Entwürfe für die einzelnen Schiffstypen kamen überwiegend aus dem Reichsmarineamt (Teil 2, S.5). Von der Arbeit der werfteigenen Konstruktionsbüros, sowohl im Maschinen- als auch im Schiffbaubereich, erfährt der Leser nichts, wie überhaupt die technikgeschichtliche Seite größtenteils ausgespart wird. Es entsteht der Eindruck, als wäre die Werftindustrie eine ausschließliche Domäne der „Arbeiter im Blaumann“, keine Erläuterungen zur kaufmännischen und technischen Organisation, zur Tätigkeit der Konstruktions- und Entwicklungsabteilungen! Ein Wort noch zu den Abbildungen: hier ein Überwiegen von Großaufnahmen des Werftgeländes, dort die stolze Präsentation der Schiffbauprodukte, die Darstellung der Arbeitsprozesse bleibt merkwürdig unbestimmt, als hätte der Photograph Angst vor der industriellen Arbeit gehabt.

Berthold Grzywatz

RUCK, Michael: Bollwerk gegen Hitler? Arbeiterschaft, Arbeiterbewegung und die Anfänge des Nationalsozialismus (= Geschichte der Arbeiterbewegung; Texte, Biographien, Dokumente). — Köln: Bund-Verlag 1988. 229 S.

Mit dem vorliegenden Buch präsentiert der Mannheimer Historiker Michael Ruck seine zweite Arbeit über das Jahr 1923, das mit Ruhrbesetzung, Hyperinflation und Diktaturplänen den Höhepunkt der Nachkriegskrise in Deutschland bildete. Rucks Interesse gilt der Arbeiterbewegung und ihrem Verhältnis zum Nationalsozialismus, der in diesem Jahr im Gefolge von Mussolinis Sieg in Italien 1922 und im Zuge der bedrohlichen Zuspitzung der Lage in Deutschland seinen ersten Zenit erreichte. Dabei geht der Autor von der These aus, daß es eine Reihe von Parallelen zwischen der Situation von 1923 und derjenigen Anfang der dreißiger Jahre gegeben habe, wobei die Erfahrungen von 1923 in gewisser Weise schon auf das Desaster von 1932/33 hätten deuten können. Methodisch geht Ruck allerdings eher umgekehrt vor: Er rezipiert die inzwischen recht zahlreichen Untersuchungen zur Wählerschaft der NSDAP während ihres Aufstiegs ab 1929 und er überträgt deren Ergebnisse — mit einiger Plausibilität — auf das Jahr 1923. So versucht er in einem ersten Teil nachzuweisen, daß bereits zu diesem Zeitpunkt rechtsradikale Affinitäten in der Arbeiterschaft eine „nennenswerte Rolle“ spielten. Besonders prädestiniert hierfür waren — wie im übrigen auch für den Anschluß an die extreme Linke — solche Gruppen der Arbeiterschaft, die nur über eine oberflächliche oder gar keine Organisationserfahrung in der Arbeiterbewegung verfügten. Mangels vor allem quantitativ eindeutiger Quellen stützt Ruck sich in erster Linie

auf eine im Anhang vollständig dokumentierte Umfrage zur „Ausdehnung des Faschismus und der gewerkschaftsfeindlichen nationalistischen Bewegung“ in Deutschland, die der ADGB-Bundesvorstand auf Veranlassung des Internationalen Gewerkschaftsbundes (IGB) am 27. März 1923 unter seinen Bezirksgliederungen veranstaltete. Der Autor selbst räumt ein, daß er das Phänomen auf diese Weise nur „impressionistisch [. . .] umreißen“ (S.16), bzw. nur zu einigen Hypothesen gelangen kann, die keinen definitiven Aufschluß darüber geben können, welchen Umfang die Gefährdung der Organisationen der Arbeiterbewegung tatsächlich hatte.

Als wichtigstes Ergebnis hält Ruck fest, daß die Rechtsextremisten zwar vorübergehend auch in bestimmten Teilen der Mitgliederschaft der Freien Gewerkschaften Fuß fassen konnten, insgesamt gelte aber sowohl für die katholischen Arbeiter der christlich-nationalen Gewerkschaften als auch für die Mitglieder der sozialdemokratischen Organisationen: „Hier wie dort bildeten die in hohem Maße ‚enttäuschungsfest‘ internalisierten subkulturellen Normen und Verhaltensdispositionen eine Barriere, die von der nationalsozialistischen Agitation wohl nur in Ausnahmefällen durchbrochen werden konnte.“ (S.80). Im zweiten Teil legt Ruck hauptsächlich auf der Basis von Tageszeitungen die Strategien dar, die in der Arbeiterbewegung zur Abwehr der drohenden „nationalen Diktatur“ diskutiert wurden. Die Einheitsfrontkampagne der KPD stieß im ADGB und in der SPD überwiegend auf Ablehnung, da darin lediglich ein Versuch der Kommunisten gesehen wurde, gemäß ihrer Generallinie der „Einheitsfront von unten“ die sozialdemokratischen und freigewerkschaftlichen Organisationen von innen zu unterwandern. Nur in Thüringen und Sachsen kam es vorübergehend zur Aufstellung von „proletarischen Hundertschaften“. Soweit die sozialdemokratische Führung dem Drängen des linken Parteiflügels und eines Teils der Basis nachgab und die Schaffung eigener Selbstschutzorganisationen hinnahm, geschah dies nur halbherzig, da man unverändert der Meinung war, daß der Schutz der Republik allein Aufgabe des Staates sei.

Vor allem auch Carl Severing setzte daher auf die Losung von der „Konzentration der republikanischen Kräfte“, was konkret auf die Bildung einer Großen Koalition hinauslief. Doch auch nachdem diese im August unter der Führung Gustav Stresemanns zustande gekommen war, brachte sie den Sozialdemokraten nicht die erhoffte Operationsbasis gegen die extremistischen Republikfeinde von links und rechts. Die bürgerlichen Parteien drängten zwar auf Maßnahmen gegen die Einheitsfrontregierungen Sachsens und Thüringens, waren aber nicht bereit, den gleichen Maßstab gegenüber der rechtsextremistische Umtriebe tolerierenden Regierung Bayerns anzulegen. Dies führte dann im November zum — nach Meinung Rucks — richtigen und notwendigen Auszug der Sozialdemokraten aus der Koalition. Mit besonderem Nachdruck verweist der Autor auf das Dilemma und den enorm eingeschränkten Handlungsspielraum der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung: Der rechtsextremen und faschistischen Bedrohung aus eigener Kraft zu begegnen war sie letztlich weder willens noch aufgrund der realen Kräfteverhältnisse in der Lage, und der etatistische Kurs führte wegen der mangelnden Kooperationsbereitschaft der bürgerlichen Parteien ebensowenig zum Ziel. Hinzu kam der Druck der kommunistischen Agitation. So wurde 1923 die Republik weniger durch sozialdemokratische Entschlossenheit vor der „nationalen Diktatur“ bewahrt, sondern weitaus eher dadurch, daß die gesamte Rechte durch den diletantischen Hitlerputsch desavouiert wurde.

Bei aller Anerkennung der Leistung Rucks, auf die verstärkt erst Anfang der dreißiger Jahre zum Tragen gekommenen, aber schon 1923 entscheidend vorgeprägten Verhaltensdispositionen der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung hingewiesen zu haben, bleibt doch noch ein als gravierend anzusehendes methodisches Manko der Arbeit anzumerken. Da ist zunächst der Titel des Buches: reißerisch und einprägsam, doch im Grunde irreführend und sogar falsch, denn 1923 waren keineswegs Hitler und seine Partei die bedrohlichsten Gegner der Arbeiterbewegung, sondern das ganze bunte Konglomerat von völkischen, rechtsextremen und rechten Gruppierungen und Personen, die nicht zuletzt bis in die Reichswehr hinein vertreten waren. Dieses Manko ist wohl zurückzuführen auf Rucks Anlehnung an Eike Hennigs heuristisch wertlose Definition des Begriffs „Faschismus“ als einer „Sammelkategorie für rechtsextreme Bestrebungen (in der Zwischenkriegszeit)“ (S.13). Die darauf beruhende begriffliche Unklarheit ist dann auch nicht aufzuheben, wenn der Autor das Etikett „faschistisch“ gelegentlich in Anführungszeichen setzt oder gar von „faschistischer Reaktion“ spricht.

Thomas Kurz

WINKLER, Heinrich August: **Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik 1930 bis 1933** (= Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem Ende des 18. Jahrhunderts). — Berlin und Bonn: Verlag J.H.W. Dietz Nachf. 1987. 1025 S.

Nunmehr liegt auch der dritte Band Winklers zur Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik vor. Er ist den drei letzten Jahren vor der Machtübernahme der NSDAP gewidmet und umfaßt über 1000 Seiten. Winkler legt dabei, wie in den vorangegangenen Bänden, eine politische Gesamtdarstellung vor, die weit über eine Geschichte der Arbeiterbewegung hinausreicht. Wohl ist im ersten Hauptabschnitt auf über 100 Seiten eine Sozialgeschichte des Proletariats in der Weltwirtschaftskrise vorangestellt, der Schwerpunkt liegt aber deutlich auf der politischen Geschichte. Hier ist Winklers Arbeit meisterhaft — in der Darstellung der Sicht der Arbeiterbewegung auf die politischen Ereignisse entsteht eine pointierte, enagierte und auch leicht lesbare Geschichte eines Staates, der ökonomisch und politisch an Manövrierfähigkeit verliert und in die Katastrophe stolpert.

Winkler hat für seine große Arbeit nicht nur die Fülle der Literatur gesichtet. Gedruckte Quellen, Zeitungen, Zeitschriften, Protokolle und eine Menge von unpubliziertem Archivmaterial erlauben, daß das Werk nicht nur eine pointierte Zusammenfassung der vorliegenden Grundlagenstudien ist, sondern daß es diese Grundlagenarbeit in manchen Punkten erst selbst leistet. Zwingt die Quantität der verarbeiteten Informationen schon zur Bewunderung, so ist noch bemerkenswerter, daß Winkler den großen Wurf der Gesamtdarstellung wagt und tatsächlich leistet.

Natürlich wird die Gewichtung der Gesamtdarstellung auch Kritik hervorrufen. Kulturgeschichte ist mehr als unterrepräsentiert, Alltagsgeschichte fließt nur im sozialhistorischen Abschnitt mit ein und ist sonst nur über den politischen Alltag präsent. Kunst und Arbeiterbewegung ist kein zentrales Thema, die Frauen tauchen im wesentlichen nur in den statistischen Teilen auf. Aber jeder Vorwurf ist zumindest solange kleinliche Besserwisserei, als man neidlos anerkennen muß, daß ein vergleichbares Buch bisher nicht vorliegt. Selbst die lange Zeit so geschichtsbewußte und auch überschaubarere österreichische Sozialdemokratie kann zwar auf das fünfbandige Werk von Charles A. Gulick verweisen (das in Winklers Literaturverzeichnis fehlt, wie überhaupt der Blick nur selten über die Grenzen hinausreicht), dieses ist aber schon über vier Jahrzehnte alt und wurde seither nur durch Spezialuntersuchungen ergänzt und erweitert.

Besonders eindrucksvoll ist Winklers Schilderung der letzten Monate der SPD. Das „Ja“ der Fraktion am 17. Mai 1933 mit den rückblickend vollständig irrationalen Hoffnungen auf den Gewinn einer gewissen politischen Handlungsfreiheit, das Auseinanderbrechen der Partei über die Fragen des politischen Kurses unter diesen Extrembedingungen (bis hin zum Selbstmord der Münchner Abgeordneten Toni Pfüll aus Verzweiflung über die Beschlüsse der Fraktion), die Erfahrungs- und Einschätzungsunterschiede zwischen den Genossen im Exil und jenen im Inland, all das verbindet sich bei Winkler zu einem politischen Lehrstück über die Hilflosigkeit von Bewegungen, in denen demokratische Spielregeln gelten, gegenüber der rücksichtslosen Brutalität faschistischer Parteien. Dabei war die Zerschlagung der italienischen Arbeiterbewegung als Beispiel bereits gegeben, aber ein guter Teil hielt eine Entwicklung, die im Juni 1933 mit dem politischen Betätigungsverbot ihren Abschluß fand, nicht für möglich.

Mit diesen Ereignissen endet Winklers Buch. Im kurzen Nachwort aber zeichnet der Verf. noch einmal die großen Linien der Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik. Die Spaltung der Bewegung, die eine ihrer Hauptursachen darin hatte, daß die SPD als regierende (oder zumindest tolerierende) Großpartei Bündnisse und Kompromisse schließen mußte, was links von ihr einer Partei mit einer revolutionären Perspektive Platz schuf, war laut Winkler „strukturell bedingt und von Anfang an beides: eine schwere Belastung der Weimarer Republik und zugleich eine Bedingung ihrer Möglichkeit“ (S.951). Daß sich beide Parteien „marxistisch“ nannten, „spiegelte eine Einheit vor, die es nicht gab“ (S.952).

Winkler stellt schließlich fest, daß sich viele Arbeiter nach 1933 rasch auf den Boden des neuen Regimes stellten. Nach den Jahren der Demoralisierung durch die Arbeitslosigkeit, dem politischen Auseinanderdriften von Freien Gewerkschaften und politischer Arbeiterbewegung war dies nicht weiter erstaunlich. Die Bindung an den Betrieb war meist enger als jene an die Organisationen. Und die Chance, wieder in den Betrieb zu kommen, ließ nur zu leicht den politischen Kaufpreis übersehen.

Heinrich August Winkler hat ein großartiges Gesamtwerk zur Geschichte der Weimarer Republik vorgelegt. Er hat nur zum Teil eine „Arbeitergeschichte“ geschrieben. Sein Buch ist ein Werk der politischen Geschichtsschreibung in ihrer besten Tradition. Den anderen Autoren der von Gerhard A. Ritter betreuten „Geschichte der Arbeiter und der Arbeiterbewegung in Deutschland seit dem 18. Jahrhundert“ wurde jedenfalls mit den drei Bänden ein Standard vorgegeben, bei dessen Einhaltung (und dafür bürgen Namen wie Kocka, Ritter und Tenfelde, trotz ihrer von Winkler abweichenden methodischen Zugriffe) in einigen Jahren eine modellhafte Gesamtgeschichte vorliegen wird.

Helmut Konrad

FRANKE, Volker: **Der Aufstieg der NSDAP in Düsseldorf. Die nationalsozialistische Basis in einer katholischen Großstadt** (= *Historie in der Blauen Eule*, Bd.4). — Essen: Verlag die Blaue Eule 1987. 350 S.

Volker Franke will in seiner Dissertation „an einem konkreten Fall die wachsende Unzufriedenheit der Bürger mit der Ersten Republik in Deutschland nachzeichnen und in eine Beziehung zum Aufstieg der Nationalsozialisten unter den lokalspezifischen Bedingungen einer Großstadt des katholischen Milieus im Rheinland [...] setzen. Anhand einer speziellen sozialen Gruppe, den Jugendlichen aus den Mittelschichten“, will er rekonstruieren, „wie sich ihr Unbehagen an den großen politischen Vorgängen verdichtete und wie sie antidemokratischen Einflüssen zugänglich wurden“ (Vorwort). Der Autor behandelt drei Themenkomplexe: „die NSDAP in der Düsseldorfer Wahlbewegung“ (von der Reichstagswahl 1924 bis zu den Reichstagswahlen 1932), „die nationalsozialistischen Organisationen in Düsseldorf“ und schließlich „die Düsseldorfer Oberschüler und der Nationalsozialismus“. Der erste Teil der Arbeit über die NSDAP in der lokalen Wahlbewegung beginnt mit einer Enttäuschung. Nachdem die Leserinnen und Leser zunächst durch den einleitenden Satz: „Der Aufstieg der NSDAP läßt sich durch eine Untersuchung der Düsseldorfer Wahlen gut beschreiben“ (S.21) auf diesen Ansatz positiv eingestimmt werden, erklärt der Verf. drei Seiten weiter: „Da die vorliegenden statistischen Daten ungenau sind, muß hier auf eine systematische Analyse der NSDAP-Wähler weitgehend verzichtet werden. [...] Wenn hier also Verschiebungen zwischen den einzelnen Parteien beschrieben werden, so handelt es sich um Schätzungen, die sich an den oben referierten allgemeinen Trends orientieren.“ Im folgenden kommt Franke über diese Verfahrensweise einer allenfalls additiven Illustration der vorliegenden Ergebnisse der historischen Wahlforschung und der NS-Historiographie über die Sozialstruktur, Konfession und Motive der NS-Wählerschaft und der nationalsozialistischen Wahlkampfaktivitäten nicht hinaus. Er löst seine Erkenntnis, wonach sich „auf der Basis von statistischen Analysen keine eindeutige Aussage über die Motive der Wähler treffen“ lasse und daher „die subjektiven Beweggründe der Wähler aus dem jeweiligen politischen Kontext der diversen Wahlen erklärt werden“ müssen (S.24) nicht ein. Zum Beispiel fehlt — trotz des Untertitels der Arbeit — eine Auseinandersetzung mit der politischen Vertretung bzw. Artikulation des lokalen katholischen Milieus und dessen Verhältnis zum Nationalsozialismus. Im zweiten Teil des Buches wird die Vorgeschichte und Geschichte der Düsseldorfer Ortsgruppe der NSDAP von 1919 bis 1933 behandelt. Der Verf. hat den Schwerpunkt auf die Untersuchung der Organisations- und Entscheidungsstrukturen gelegt. Vor allem der Abschnitt über die verspätete Konsolidierung der Partei (S.106ff) gibt interessante Aufschlüsse über die Heftigkeit der internen Machtkämpfe „vor Ort“ zwischen der Gau-, Bezirks- und Ortsleitung, die bis zum Jahr 1929 „eine dauerhafte Lähmung“ der lokalen NSDAP bedingten und die auch der Integrationskraft des charismatischen Hitler-schen Führerbildes Grenzen setzten.

Im dritten Teil seiner Dissertation versucht Franke der behaupteten Affinität der mittelständischen Jugend zum Nationalsozialismus auf der Ebene „politischen Denkens“ nachzugehen. Zu diesem Zweck hat er Schüler-, Schulzeitungs- und Abituraufsätze von Schülern zweier Gymnasien — als exemplarische soziale Gruppe der mittelständischen Jugend — während der Weimarer Republik ausgewertet. Die Zweifel, ob auf dieser Quellenebene mehr als die schon vermutete mehrheitlich konservative, deutschnationale Einstellung der mit dem staatsbürgerlichen Unterricht betrauten Lehrer zutage zu fördern ist, werden im Verlauf dieses Untersuchungsabschnittes bestätigt. Dazu berührt es unangenehm, daß der Verf. rund sechzig Jahre später erneut mit dem Rotstift über die Aufsätze gegangen ist und den Schülern u.a. „lückenhaftes, unterentwickeltes und irrationales politisches Wissen“ und „wenig Verständnis für wirtschaftspolitische Fragen“ bescheinigt und ihnen schließlich vorwirft, ihre politischen Optionen nicht an „ihren jugendspezifischen und sozialen Interessen“ orientiert zu haben (S.231). Die Frage, wie diese ausgesehen haben und von den Jugendlichen selbst — allerdings wohl nicht in Schulaufsätzen — artikuliert wurden, stellt Franke nicht.

Doris Kaufmann

SMULA, Hans-Jürgen: **Milieus und Parteien. Eine regionale Analyse der Interdependenz von politisch-sozialen Milieus, Parteiensystem und Wahlverhalten am Beispiel des Landkreises Lüdinghausen 1919 bis 1933** (= *Studien zur Politikwissenschaft*, Bd.23). — Münster: Lit-Verlag 1987. 604 S.

In seiner Münsteraner Dissertation, die nun als Druckfassung vorliegt, versucht Hans-Jürgen Smula die „Verzahnung von sozialen Gruppen und politischen Parteien zu analysieren“ (S.6, S.518). Als theoretischer Ausgangspunkt wird die Theorie lokaler Milieus herangezogen, die von Lepsius geprägt und mittlerweile in zahlreichen Arbeiten weiterentwickelt wurde. Die kybernetische Fassung des Autors stellt

auf Milieu als einen weitgehend abgeschotteten, intern regulierten Informationsregelkreis ab. (S.26-32). In einem ersten Schritt wird für den Landkreis Lüdinghausen ein dominantes katholisches Milieu festgestellt, in das die sich später herausbildenden sozialistischen und kommunistischen Milieus nur vereinzelt eindringen konnten. Liberale und konservative Milieus fehlen. Existenz und Identität der Milieus werden mit Hilfe von Daten zur Wirtschafts- und Sozialstruktur, zur kirchlichen Bindung, zu Rekrutierungsprozessen und zum Aufbau politischer Parteien und der mit ihnen verbundenen Organisationen nachgewiesen, zu deren Erschließung übrigens auch halbstandardisierte Interviews herangezogen werden (S.45). In einem zweiten Schritt soll der Einfluß milieuprägender Faktoren auf das Wahlverhalten nachgewiesen werden. Hierzu bedient sich der Autor gängiger regressionsanalytischer Verfahren. Über die unterschiedliche und im Zeitablauf variierende Einflußkraft der einzelnen Faktoren sollen der Erklärungszuwachs, der bei ihrer schrittweisen Aufnahme in die Regressionsgleichung erzielt wird (R^2 -Differenz), sowie ihre Beta-Werte (Standardpartialregressionskoeffizienten) Auskunft geben. Es wäre allerdings irrig anzunehmen, diese beiden Werte erlaubten absolute Aussagen über den spezifischen Erklärungswert der Faktoren, da sie von den jeweils eingebrachten Variablen beeinflusst werden. Ein weiteres Problem stellen die Abhängigkeiten zwischen den unabhängigen Variablen, z.B. von Industriebevölkerung und Arbeiteranteil, dar. Angemerkt sei noch, daß das multiple Bestimmtheitsmaß bei bis zu dreißig eingebrachten Variablen nur wenig sinnvoll ist, da es bei einer kleinen Grundgesamtheit naturgemäß groß sein muß.

Insgesamt bestätigt sich der Einfluß von Sozialstruktur und Milieuorganisation auf das Wahlverhalten. Aufgrund der kleinräumigen und engmaschigen Datenlage sind auch genauere Aufschlüsselungen möglich. So erweisen sich vor allem die katholischen Frauenvereine fast durchgängig als besonders bedeutsam. Andererseits kann beispielsweise das Zentrum von der Existenz christlicher Gewerkschaften auffallend wenig profitieren.

Smulas Verdienst besteht darin, eine Vielzahl statistischen Materials auf kleinster Ebene zusammengetragen und die Nützlichkeit quantifizierender Methoden für die Lokalgeschichte gezeigt zu haben. Gewünscht hätte ich mir eine stärkere Bündelung seiner empirischen Befunde auf sozialgeschichtliche und wahlsoziologische Kontroversen, wie es der Autor hinsichtlich der sozialen Basis der Nationalsozialisten ansatzweise demonstriert (S.335-351). So hätte die Abnahme der Milieurelevanz zwischen 1928 auf 1932 diskutiert werden können. Auch und gerade regionalgeschichtliche Analysen sind für übergreifende Fragestellungen ergiebig, sofern sie sich vergleichenden Theoriezusammenhängen öffnen.

Stefan Immerfall

SACHSE, Carola, Tilla SIEGEL, Hasso SPODE und Wolfgang SPOHN: **Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung. Herrschaftsmechanismen im Nationalsozialismus.** Mit einer Einleitung von Timothy W. Mason (= Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin, Bd.41). — Opladen: Westdeutscher Verlag 1982. 341 S.

Dieses hier verspätet vorgestellte Buch ist in seinen Themen und Aussagen keineswegs überholt; noch immer ist die Diskussion darüber, in welcher Intensität und mit welchen Mitteln die „Bändigung der Arbeiterklasse im nationalsozialistischen Deutschland“ (so der Titel der Einleitung von Mason) sich vollzogen hat, durchaus nicht abgeschlossen. In wichtigen Aspekten bietet dieser Bd. Informationen und Deutungen hierzu. Der Beitrag von T. Siegel über „Lohnpolitik im nationalsozialistischen Deutschland“ zeigt, wie sich im Spannungsverhältnis der NS-staatlichen Lohnkontrollen und der Arbeitsmarktlage des Dritten Reiches nach Erreichen der Vollbeschäftigung eine Entwicklungsrichtung (mit langfristigen Effekten) ergab, die als Trend zur stärkeren lohnpolitischen Segmentierung der Arbeiterschaft und zur weiteren Differenzierung von Grundlohn und Zusatzlohn gekennzeichnet werden kann, mit gewichtigen Folgen für die Binnenstruktur der Lohnarbeiter- und Lohnarbeiterinnenschaft. W. Spohn schildert das volksgemeinschaftliche Modell von Führer und Gefolgschaft im Betrieb in seiner herrschaftlichen Realität und macht deutlich, wie die aus dem „Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit“ (1934) sich herleitende „Soziale Ehrengerichtbarkeit“ ironischerweise die tatsächlichen Machtverhältnisse im Unternehmen zur Zeit des Dritten Reiches indiziert. — C. Sachse analysiert die weibliche Seite der betrieblichen Sozialarbeit unter dem Nationalsozialismus, insbesondere das aus der vornationalsozialistischen Zeit in die „Deutsche Arbeitsfront“ hinübergezogene „Bielefelder Modell“ der Sozialen Betriebsarbeit in seiner Rivalität mit der Werksfamilienfürsorge. — H. Spode beschreibt die nationalsozialistische Urlaubspolitik für Arbeitnehmer als integrative Sozialtechnik; auch hier werden langfristige Folgen deutlich: Der „Kraft durch Freude“-Tourismus beispielsweise stellte früh ein Muster für die Auflösung traditioneller Arbeiterfreizeitkultur bereit.

Die repressiven Eigenschaften der nationalsozialistischen Politik gegenüber der Arbeiterschaft sind mit alledem nicht beschönigt. Plausibel ist die von T. Mason ausgeführte Hypothese, daß die im Dritten Reich sich entwickelnden Formen politischer Integration großer Teile der Arbeiterschaft partiellen Charakter hatten, aber eben dadurch effektiv waren; negative und positive Wahrnehmungen des NS-Systems durch die Arbeiterschaft sonderten sich gewissermaßen voneinander ab, was im Ergebnis zur Stabilität der NS-Herrschaft beitrug. Hier zeigte sich die Wirkung des 1933 gewaltsam durchgesetzten Endes der organisierten Arbeiterbewegung am nachhaltigsten; es gab nun keine Institutionen mehr, die eine Vermittlung zwischen den verschiedenen Erfahrungsebenen der Arbeiterschaft hätten herstellen können.

Arno Klönne

OSSWALD, Richard: **Lebendige Arbeitswelt. Die Sozialgeschichte der Daimler-Benz AG von 1945 bis 1985.** — Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt 1986. 394 S.

Die Daimler-Benz AG 1916-1948. Schlüsseldokumente zur Konzerngeschichte Bearb. von Karl Heinz ROTH und Michael SCHMID unter Mitarbeit von Rainer FRÖBE (= Schriften der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Bd.5) — Nördlingen: Franz Greno Verlag, 1987. 479 S.

Der Jurist Richard Osswald war bis zum Frühjahr 1983 das bei der Daimler-Benz AG (DBAG) für das Personal- und Sozialwesen zuständige Vorstandsmitglied. Osswalds Studie muß daher auch als Bilanz seiner 27jährigen Tätigkeit in dem jetzt umsatzstärksten deutschen Industrieunternehmen gelesen werden. Wer jedoch den Titel und den Untertitel der Studie wörtlich nimmt, sieht sich enttäuscht: Der Leser erwartet vergebens eine „Sozialgeschichte“ der DBAG, die das Unternehmen als soziales Gebilde begreift und die in ihm wirkenden Kräfte mit ihren häufig scharf widerstrebenden ökonomischen Interessen, politischen Beweggründen und sozialen Bedingungen vor einem unternehmensübergreifenden gesellschaftlichen Horizont ausleuchtet. Auch geht es in Osswalds Studie alles andere als „lebendig“ zu. Der Stil gleicht durchweg dem Verlautbarungscharakter unternehmensoffizieller Kommunikés oder Geschäftsberichte.

Als eine Art Entwicklungsdiagramm des flexiblen und sich nach 1945 rasch modernisierenden Personal- und Sozialmanagements der DBAG gelesen, offenbart Osswalds Studie jedoch ihre unbestreitbaren Vorzüge. Für den Zeitraum von 1945 bis 1985 enthält sie eine Fülle wertvoller — auch quantitativer — Daten und Informationen, etwa über Belegschaftswachstum und -strukturen, Lohn- und Gehaltsentwicklungen, Sozialleistungen, Arbeitszeiten und Arbeitsbedingungen.

Osswald beschreibt darüber hinaus — anhand von zum Teil wörtlich zitierten, unternehmensinternen Unterlagen — den Wandel in der Personalpolitik des Unternehmens und hier vor allem die Einführung kooperativer und partizipationsoffener Führungsstile. Er verschweigt in diesem Zusammenhang keineswegs die Hemmnisse, welche die Konzepte einer Führung durch „Überzeugen und Delegieren“ bei den noch lange Zeit auf traditionelles patriarchalisches Verhalten eingeschworenen Spitzen des Unternehmens zu überwinden hatten (S.183).

Überdies ist die vorliegende Studie eine vorzügliche Quelle für Berufspädagogen, geht sie doch am Beispiel der DBAG detailliert auf die Inhalte und Ziele moderner großbetrieblicher Aus- und Fortbildung und deren Wandel im Laufe der Zeit ein (S.196ff). Breiten Raum gibt Osswald schließlich der Entwicklung der Betriebsverfassung bei Daimler-Benz, der konkreten Arbeit ihrer Organe und dem Verhältnis des Unternehmens zu den Gewerkschaften, vor allem zur IG Metall. Gerade was die Tarifauseinandersetzungen anbetrifft, stand die DBAG — wie der aufmerksame Zeitungsleser weiß — häufig im Mittelpunkt von Streikandrohung, Streik und Aussperrung. Umso erstaunlicher und für die ohne Zweifel gegebene gesellschafts- und wirtschaftspolitische Standort- und Interessengeundenheit Osswalds gar nicht selbstverständlich ist es, wie abgeklärt und leidenschaftslos der Autor die zum Teil erbitterten Tarifkonflikte, vor allem seit 1963, beschreibt. Er wird dabei nicht müde, die Bedeutung der „sachgemäßen Repräsentanz der Arbeitnehmer“ (S.21) durch den Betriebsrat zu betonen. Osswald gehört sicherlich nicht zu den Hard-Linern auf der Unternehmenseite, auch wenn man seine Sicht der gewerkschaftsoppositionellen „Plakat“-Gruppe nicht teilen muß (S.76).

Sieht man einmal von der manchmal stark aufgetragenen sozialpolitischen Eigenwerbung für die DBAG-Unternehmensleitungen ab, der Osswald immer wieder „soziale Verantwortung“ (S.31), „erfolgreiches wirtschaftliches Handeln“ (S.22), „kooperative Einstellung“ (S.51) und den Willen zur vertrauensvollen Zusammenarbeit mit den Arbeitnehmern konzidiert, so hat der Autor insgesamt ein ausgesprochen nützliches und informatives Buch über die Entwicklung betrieblicher Sozial- und Personalpolitik vorgelegt, dem man — bezogen auf andere Großunternehmen und Branchen — nur ‚Nachfolger‘ wünschen kann.

Mit einem früheren Abschnitt der Geschichte des Daimler-Benz Unternehmens beschäftigt sich die Edition von Karl Heinz Roth und Michael Schmid. Die Bearbeiter wollen anhand der von ihnen vorgelegten „Schlüsseldokumente“ Kernaussagen und Schlußfolgerungen ihres kurz zuvor erschienenen „Daimler-Benz-Buches“¹ belegen und gleichzeitig die Geschichte des Konzerns in den Jahren 1916 bis 1948 „unmittelbar erfahrbar und nachlesbar machen“ (S.7).

Um es vorweg zu sagen: Bei Licht besehen rechtfertigen die wenigsten der ausgewählten Dokumente die weitreichenden Feststellungen und Thesen der Einleitung (S.7-13). Damit müssen sich gerade diejenigen Leser, bei denen das Daimler-Benz-Buch einen geschlossenen und beweisklaren Eindruck hinterließ — hierzu gehört auch der Rezensent² — enttäuscht und irritiert fühlen. Man mag das bedauern oder nicht, aber weder die Rolle der „Kraftfahrzeug- und Motorenindustrie als Katalysator der nazistischen Rüstungs- und Kriegsplanung“ noch eine geschlossene „Mitteleuropa- und Weltmachtstrategie der Finanzgruppe der Deutschen Bank“ (S.8) lassen sich aus den Quellen herausfiltern. Die Tatsache, daß die DBAG den „Umschlag von der Hochrüstung zur Kriegsvorbereitung [...] bewußt und mitwissend vorangetrieben“ habe, ist ebenso wenig aus dem Material zu belegen wie ein „breiter und haßerfüllter Widerstand“ der Arbeiterschaft, der in den Berliner Betrieben der Daimler-Benz „jahrelang gut verankert“ gewesen sein soll (S.10).

Offenbar spekulieren die Bearbeiter darauf, daß der Leser — beeindruckt von der Stoff- und Anmerkungsfülle — nicht mehr so genau hinsieht. Wie anders ist es zu erklären, daß Dok.49 die „freiwillige Gestellung von Beschäftigten des Werks Untertürkheim zur Waffen-SS durch die Werksleitung“ suggeriert, während der nachfolgende kurze Text lediglich den Tatbestand einer von wem auch immer initiierten Anwerbeaktion der Waffen-SS festhält, der das Werk, das die Abkömmlichkeit seiner Belegschaftsmitglieder bescheinigen muß, offenbar bürokratische Hemmnisse in den Weg legt (S.133)?

Aber was belegen die „Schlüsseldokumente“ dann, wenn nicht das, was die Bearbeiter in sie hineinlesen? Sie zeigen die Unterstützung des Unternehmens für den auf dem Sprung zur Macht befindlichen Hitler, der gewissermaßen im Gegenzug „Staats- und Heereslieferungen“ in Aussicht stellt (S.119) und verheißt, die organisierte Arbeiterbewegung, vor allen Dingen die gefürchteten Gewerkschaften, kaltzustellen. Sie beweisen das seit dem Ersten Weltkrieg ungebrochen große Interesse des Unternehmens an Staats- und Rüstungsaufträgen, das sich für die DBAG wegen der enttäuschend verlaufenden Nachfrage nach privaten Pkws aus ihrem unternehmerischen Selbstverständnis fast zwangsläufig ergibt; umso mehr als dieses Selbstverständnis sich auch mit den eigenen autoritären und antidemokratischen politischen Präferenzen deckte. Aber wer weiß, vielleicht hätte das Unternehmen weiter in Hellmuth von Gerlachs pazifistischer „Welt am Montag“ inseriert (S.120), wäre die Massenmotorisierung in Gang gekommen und hätte Weimar wirtschaftlich prosperiert. So aber verlegte man sich, erst recht nach den traumatischen Erfahrungen der Weltwirtschaftskrise, auf die Rüstungsproduktion, deren Ausweitung man im Verein mit anderen Industrien natürlich lobbyistisch propagierte, verhielt diese doch ungemein profitabel und dazu noch langfristig kalkulierbare Gewinn- und Expansionsmöglichkeiten.

Die allfällige Frage nach dem Primat der Wirtschaft über die Politik oder der Dominanz des Politischen über das Ökonomische ist jedenfalls aus den vorgelegten Dokumenten nicht zu beantworten. Im Grundsätzlichen vermochte die DBAG anscheinend ihre Autonomie zu bewahren und die herrschende NS-Ideologie für ihre Unternehmensinteressen zu instrumentalisieren. Man feierte etwa das „Gesetz zur Ordnung der nationalen Arbeit“ und damit die Einführung des Führerprinzips gegenüber der Belegschaft, lehnte dieses Prinzip aber für den Verkehr von Kapitaleignern und Managern untereinander ab und behielt erfolgreich — auch gegen die Widerstände der mächtigen DAF — den „Grundsatz der Gesamtleitung“ für die Vorstandsarbeit bei (S.138ff). Man bediente sich des Antisemitismus zur Ausschaltung unliebsamer Konkurrenz (S.120), wenn es jedoch um die vermeintlich übergeordneten Unternehmensziele ging, brachte man — gegen den Einspruch Himmlers, aber mit Unterstützung Hitlers (!) — Männer an die Schaltstellen des Unternehmens, die in NS-Kreisen als „jüdisch versippt“ galten (S.139ff).

Der Einsatz Zehntausender von Zwangsarbeitern und KZ-Häftlingen war keine Frage der Ideologie, sondern eine des Geschäfts. Man kaufte und bestellte sich „Menschenmaterial“, aus den Kriegsgefangenen- und Konzentrationslagern zusammen, als die deutschen Arbeiter kriegsbedingt für die

1 Das Daimler-Benz-Buch. Ein Rüstungskonzern im „Tausendjährigen Reich“. Hrsg. von der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts. Unter Mitwirkung von Peter Barth, Helmut Bauer, Reiner Fröbe, Thomas Gutmann, Klaus Heidel, Joachim Jungbeck, Peter Koppenhöfer, Karl Heinz Roth und Michael Schmid, Nördlingen 1987.

2 Vgl. meine Rezension in: IWK, Jg.24 (1988), H.1, S.132-135.

Produktion ausfielen. Im Interesse der Amortisation der Einarbeitungskosten sorgte man — hier im Gegensatz zur SS — für einen Mindestbedarf an Kleidung, Wohnung und Nahrung, gleichzeitig aber auch kompromißlos für das, was man Arbeitsdisziplin nannte, auch wenn es den Tod der Betroffenen bedeutete (S.330). Je nach Auftragslage beutete man die Zwangsarbeitskräfte aus oder verschob sie zurück in die Lager, unbekümmert darum, was dort mit ihnen geschah (S.369). Insgesamt belegen die vorgestellten Dokumente eine überaus wendige, allein auf die privatwirtschaftliche Gewinn- und Expansionslogik ausgerichtete und damit quasi amoralische Ratio. Sie zeigen: Auch ohne, daß man die Verschwörungs- und Beherrschungsformeln Dimittroffs strapaziert, war der „gewöhnliche“ Kapitalismus im Nationalsozialismus schlimm genug. Selbst wenn man vorsichtig formuliert, wird man nicht daran vorbeisehen können, daß die DBAG ohne sichtbare Bedenken die „Spielräume“ ausnutzte, die das verbrecherische NS-System dem Unternehmen bot.

Ulrich Heinemann

BOTZ, Gerhard: Krisenzonen einer Demokratie. Gewalt, Streik und Konfliktunterdrückung in Österreich seit 1918 (= Studien zur Historischen Sozialwissenschaft, Bd.9). — Frankfurt/M. und New York: Campus Verlag 1987. 389 S.

Eine Aufsatzsammlung, die vorwiegend anderenorts bereits erschienene Beiträge nochmals zum Abdruck bringt, setzt sich angesichts einer ohnehin häufig als uferlos wahrgenommenen Publikationsflut unvermeidlich der kritischen Frage nach dem wissenschaftlichen Gebrauchswert eines solchen Vorhabens aus. In diesem spezifischen Falle ist eine — zumeist mehr der Profilierung des Autors oder des Verlags als dem Erkenntnisfortschritt dienende — Reproduktion jedoch dadurch gerechtfertigt, daß die Schriften von Botz in der Tat einem breiteren bundesdeutschen Fachpublikum nahegebracht zu werden verdienen. Denn was dieser österreichische Historiker bereits mit seiner Studie „Gewalt in der Politik“ (Diss. 1966/2. Aufl. 1983) über die Zwischenkriegszeit in einer überaus gelungenen Verbindung von Quelleninterpretation mit theoriegeleiteter Quantifizierung zutage gefördert hat, fand hinsichtlich der Weimarer Republik erstaunlicherweise noch keine Bearbeiter.

Das vielseitige Repertoire der Zeitgeschichtsforschung, mit dem Botz besonders konfliktträchtige Schlüsselereignisse der Ersten Republik — von der Revolution 1918/19 über den Justizpalastbrand (15. Juli 1927) bis hin zum Februaraufstand (1934) und dem „Anschluß“ 1938 — beleuchtet, kommt in dem vorgelegten Band mit allen Facetten zum Vorschein: Das Spektrum der Beiträge reicht von komplexen statistischen Modellen, die sich lediglich Experten computergestützter Datenanalyse erschließen, bis hin zu Überblicksdarstellungen, deren zugleich politisch-pädagogisches Anliegen nicht im Widerstreit zum Bemühen um ein fachlich fundiertes Urteil zu sehen ist.

Die intendierte „sozialhistorische Politikgeschichte“ (S.9) hat bei den betrachteten Knotenpunkten für die „Krisenzonen einer Demokratie“ gemeinhin „strukturelle, lang-, mittel- und kurzfristige Faktoren“ (S.349) von Konstitutionsbedingungen der österreichischen Staats- und Gesellschaftsordnung zu unterscheiden. Das methodisch ambitionierte Erkenntnisinteresse von Botz gilt im Anschluß an seine Pionierstudie den Ursachen und Auslösefaktoren gewaltsamer Formen der innenpolitischen Auseinandersetzung. Diese im Vergleich zum außenpolitischen Pendant stark vernachlässigte innergesellschaftliche Konfliktforschung, die über eine abstrakt konstatierte „strukturelle Gewalt“ von sozioökonomischen und politischen Herrschaftsverhältnissen hinaus die konkrete Verhaltensebene zum Ausgangspunkt nimmt, setzt der Autor in Beziehung zu zentralen gesellschaftlichen Indikatoren. Im Ergebnis der eingehenden Analysen von Datenreihen bleibt schließlich „die Arbeitslosigkeit des Vorjahres die weitaus stärkste Einzelursache von Gewalt“ (S.44). Selbstverständlich ist dem Verf. bei solchen weitreichenden Aussagen bewußt, daß Korrelationsrechnungen keine linearen Kausalitätsbeziehungen nachweisen können, da der Einfluß von vorausgegangener Arbeitslosigkeit auf Gewalthandlungen auch über intervenierende Variablen vermittelt sein kann, die sich vielfach als kaum sinnvoll operationalisierbare Rahmenbedingungen nicht statistisch kontrollieren lassen.

Im Hinblick auf die Arbeitskämpfe als zumeist gewaltlose Form des Klassenkonflikts um begrenzte Verteilungsressourcen, der für die Erste Republik konstitutiv war (S.326), bestätigt Botz die von Volkmann u.a. am deutschen Beispiel belegte positive Konjunkturabhängigkeit der gewerkschaftlichen Aktivitäten: „Streik ist also jenes Mittel, durch das Arbeitende in wirtschaftlich günstigen Perioden vorzugsweise soziale Konflikte austragen“ (S.310). Da folglich die politische Gewalt in Phasen der Konjunkturschwäche mit hoher Arbeitslosigkeit zunahm, in denen sich sozialer Protest nicht hinreichend auf dem einer pluralistischen Gesellschaft angemessenen Wege des geregelten Konfliktaustrags artikulierten konnte, enthält der Band letztlich auch eine aktualisierbare Botschaft: Trotz aller grund-

legenden Unterschiede des ökonomischen und politischen Gefüges einer stabilisierten Zweiten Republik zur krisengeschüttelten Situation der Zwischenkriegszeit, die der Verf. jenseits von Apologetik oder Fundamentalkritik überzeugend herausarbeitet, sieht Botz künftig in den marginalisierten Gruppen derer, die „im Berufsleben nicht fest eingebunden sind“ (S.341), durchaus ein radikalisiertes Protestpotential.

Detlef Lehnert

SELIGER, Kurt: Basel — Badischer Bahnhof. In der Schweizer Emigration 1938-1945. — Wien: Österreichischer Bundesverlag 1987. 212 S.

Wer die Ängste und die Hilflosigkeit erahnen will, denen Menschen ausgesetzt waren, die dem nationalsozialistischen Rassenwahn entkommen wollten, sollte zu den Erinnerungen des Österreicher Kurt Seliger greifen, der 1938 mit seiner Familie aus Wien in die Schweiz geflohen ist, wo Juden nicht willkommen waren. Nur mit Hilfe der deutschen Grenzorgane, die einen regelrechten Menschenhandel betrieben, kamen sie bei Basel über die streng bewachte Schweizer Grenze. Wieder einmal zeigt sich die ganze Härte und Unmenschlichkeit der Schweizer Flüchtlings- und Asylpolitik jener Jahre.

Seliger, der schon in Wien einer kommunistischen Jugendgruppe angehört hatte, suchte auch in Basel Anschluß an die kommunistische Partei. Über die Rote Hilfe gelangte er an die illegale Gruppe der KPD in Basel, deren Mitglieder beinahe alle illegal in der Stadt lebten, denn Kommunisten wurden von den Behörden nicht als politische Flüchtlinge anerkannt. Enge Kontakte ergaben sich zum Leiter der KPD-Gruppe, Wilfried Acker aus Stuttgart, damals aber selbst bei engsten Genossen nur als „Karl“ bekannt. Seliger verschweigt nicht die irritierende Wirkung des Hitler-Stalin-Pakts oder des sowjetischen Überfalls auf Finnland. Wie viele andere Kommunisten ahnte er die Ungeheuerlichkeit dieser Vorgänge, die Verbundenheit mit der UdSSR besiegte aber alle nagenden Zweifel.

1940 wurde Kurt Seliger wie viele andere Flüchtlinge in der Schweiz in ein Arbeitslager eingewiesen. Nach einem Prozeß wegen angeblicher kommunistischer Betätigung, der ihn zusammen mit drei Genossen an den Rand einer Ausweisung brachte (1942!), landete er 1942 im Sonderinternierungslager Gordola. Hier waren sogen. Linksextremisten zusammengefaßt, um sie besser unter Kontrolle zu haben. Deutsche Kommunisten nutzten die Chance, dort die illegale Leitung der KPD in der Schweiz zu installieren. Ihre führenden Mitglieder waren z.B. Hans Teubner und Bruno Goldhammer. Sie gaben die Parole aus, sich durch vorbildliche Arbeitsleistungen den Respekt der Behörden und letztlich mehr Bewegungsfreiheit zu verschaffen.

Nicht ohne bittere Ironie schildert Seliger die Begleitscheinungen kommunistischer Kadermentalität. Dissidente Genossen sollten von der Lagergemeinschaft gemieden werden, was offenbar nur die Deutschen befolgten, während sich Österreicher und Italiener mehrheitlich über solche Praktiken hinweggesetzt haben. Gerade die Italiener hatten anscheinend auch nur wenig Verständnis für den „besessenen“ Arbeitseifer der KPD-Genossen, die die sumpfige Magadino-Ebene im Tessin trockenlegten. Gegen Kriegsende versuchte Seliger mit allen Mitteln, nach Österreich zurückzukehren. Nachdem er noch an der Gründung der „Freiösterreichischen Bewegung in der Schweiz“, dem Gegenstück zum „Freien Deutschland“, beteiligt war, gelang ihm dies im Juli 1945.

Mit einer gewissen Bitterkeit bemerkt Seliger, der 1968 aus der KPÖ ausgetreten ist, die Ergebnisse der kommunistischen Geschichtsschreibung über das Exil in der Schweiz (Teubner, Mittenzwei). Dies zeigen die angefügten Kurzbiographien vieler KPD-Emigranten, die in der Endphase des Stalinismus in der DDR unter absurden Anschuldigungen verurteilt wurden. Ihr einziges „Verbrechen“ bestand in Westkontakten. Manchmal erscheinen Seligers Wertungen allzu stark durch seine Abkehr von der KPÖ geprägt, dennoch sind seine Erinnerungen ein lesenswerter Beitrag über das Leben eines jungen Kommunisten in der Emigration.

Hermann Wichers

LOIBL, Stefan: Kollektiv oder kooperativ? Genossenschaften und Kollektive in Katalonien. — Berlin: edition tranvia, Verlag Stefan Loibl — Tomás Bronchal und Walter Frey 1988. 126 S.

Loibls Arbeit ist der Versuch, die Geschichte der Genossenschaften und Kollektive in Katalonien seit ihrer Entstehung Mitte des 19. Jahrhunderts aufzuarbeiten. Der Schwerpunkt liegt auf der Zeit der sozialen Revolution und des Spanischen Bürgerkrieges (1936-39). Loibl möchte damit die Erfahrungen der katalanischen Genossenschafts- und Kollektivbewegung, die bekannterweise ihre Vorstellungen am weitesten in die Praxis umsetzen konnten, für die heutigen sozialen Bewegungen fruchtbar werden lassen.

Der Autor gibt zum Einstieg einen kurzen Abriss über die geschichtliche Entwicklung der Genossenschaftsbewegung und des Anarchismus als Hauptströmung der spanischen Arbeiterbewegung, die die kollektivistische Richtung vertrat. Im Hauptteil der Arbeit versucht er, die Realisierung der beiden unterschiedlichen Konzepte in der konkreten revolutionären Situation zu vergleichen und daraus Schlüsse hinsichtlich ihres gesellschaftsverändernden Charakters zu ziehen.

Ein interessanter Aspekt der Studie betrifft das Verhältnis der Produktions- zu den Konsumkooperativen. Die Produktionsgenossenschaften entstanden im 19. Jahrhundert auch als Reaktion auf die hohe Arbeitslosigkeit infolge von Rationalisierungen durch technische Innovationen. Mit der Zeit wurden die Produktionskooperativen aber zurückgedrängt und die Konsumgenossenschaften wurden zur dominanten Kooperationsform. Letztere erforderten nur geringes Investitionskapital und waren nicht so stark vom Markt abhängig, also auch nicht so krisenanfällig. Die Konsumgenossenschaften boten in Zeiten der Illegalisierung der Arbeiterbewegung die Möglichkeit des legalen Zusammenschlusses. Sie dienten der revolutionären Arbeiterbewegung sozusagen als Zufluchtsstätte, um ihre politische Arbeit im Untergrund fortsetzen zu können.

Leider hat die Arbeit einige Schwächen. Unter anderem weist der Text an einigen Stellen Unschärfen auf. So ist z.B. das Untersuchungsgebiet vom Thema her eindeutig auf Katalonien begrenzt. Um die revolutionären Veränderungen auf dem Land darzustellen, behandelt der Autor aber, ohne dies klarzustellen, plötzlich Aragonien, wo die Entwicklung keinesfalls mit der katalanischen vergleichbar ist. Insgesamt findet sich in dieser Untersuchung m.E. wenig Verwertbares für die heutige Diskussion in der Alternativbewegung. Die interessanten Fragen nach Organisationsstruktur und -abläufen in Bezug auf Hierarchisierungs- und Bürokratisierungstendenzen, nach dem Zusammenhang von Organisationsform und gesellschaftsveränderndem Potential werden vom Autor zwar aufgeworfen, bleiben aber unbeantwortet. Liest man die Arbeit hingegen als rein geschichtliche Analyse der katalanischen Kollektiv- und Genossenschaftsbewegung, dann bleibt sie zu sehr an der Oberfläche, geht punktuell zu sehr ins Detail und bietet dem internationalen Publikum nichts grundsätzlich Neues.

Monika Lübcke

Die Geschichte der Zweiten Internationale. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. 2 Bde. — Moskau und Berlin / DDR: Verlag Progress und Dietz Verlag 1983. 892 und 772 S.

The Communist International in Lenin's Time. Lenin's Struggle for a Revolutionary International. Documents: 1907-1916. The Preparatory Years. Edited by John RIDDELL. — New York: Monad Press 1984. XX, 604 S.

Die von der sowjetischen Akademie der Wissenschaften verantwortete voluminöse Geschichte der Zweiten Internationale erschien in russischer Originalfassung 1965/1966 als zweiter Teil einer Reihe, die mit einer ebenso umfangreichen zweibändigen Darstellung der Ersten Internationale beginnt. Verfaßt von einem mehrköpfigen Redaktionskomitee unter der Leitung von L.I. Subok und einer Reihe weiterer russischer Historiker, stellte sie das Standardwerk über die Zweite Internationale aus kommunistischer Sicht dar, dem bis heute auch in der Literatur der DDR oder anderer osteuropäischer Länder nichts Vergleichbares an die Seite gestellt wurde. Bezogen auf die nichtkommunistische Welt, erscheint es als autoritative Antwort auf die großen Darstellungen über die Zweite Internationale von G.D.H. Cole (1956) und Julius Braunthal (1961/1963). Fast 20 Jahre nach der russischen Erstausgabe, nämlich 1983, wurde es vom Verlag Progress zusammen mit dem Ostberliner Dietz Verlag unverändert in deutscher Übersetzung herausgebracht. Auch das lange Schlußkapitel des 2. Bandes über die Literatur zur Zweiten Internationale seit Engels, das wegen seiner detaillierten Erfassung des kommunistischen und des nichtkommunistischen Schrifttums trotz des engen ideologischen Bewertungsrasters vielleicht der für den westlichen Leser lohnendste Teil des Werkes ist, wurde für die deutsche Ausgabe nicht auf einen neueren Stand gebracht oder auch nur durch den Hinweis ergänzt, daß seit 1965 auch im kommunistischen Bereich Monographien erschienen sind, die im Rahmen der vorgeschriebenen Wertungen neue Kenntnisse oder Modifizierungen gebracht haben. Dieser Umstand wurde auch in der Besprechung der deutschen Ausgabe in der „Zeitschrift für Geschichtswissenschaft“ (ZfG, Jg. 33 (1985), S.850f., mit Bedauern registriert. Den Stellenwert des Werkes für die Geschichtswissenschaft der DDR kann man aus den knappen Rezensionen ermesen, die ihm an der genannten Stelle der ZfG oder in den „Beiträgen zur Geschichte der Arbeiterbewegung“ (BzG, Jg. 27 (1985), S.702f., gewidmet wurden; beide kommen mit der Beteuerung des hohen wissenschaftlichen und politischen Wertes der Darstellung über den Charakter von Pflichtübungen nicht hinaus. Auch Annelies Laschitzka stützt sich in ihrer Biographie Rosa Luxemburgs (1980) in den auf die Zweite Internationale bezogenen Kapiteln nicht auf diese große

Geschichte der Zweiten Internationale, obwohl sie sich ausführlich mit Rosa Luxemburg und dem linksradikalen Flügel der Internationale von 1907 bis 1918 befaßt und obwohl die Autorin sonst russische Literatur einbezogen hat.

Das Werk, das zeitlich bis zur russischen Oktoberrevolution reicht, hält sich für die Organisation der Internationale seit 1889 an die Nachzeichnung ihrer Geschichte, wie Lenin sie, zumindest nach der Auffassung der Autoren, sah. Das richtet sich nicht nur gegen „bürgerliche“ und sozialdemokratische Autoren, sondern auch gegen Bewertungen sowjetischer Historiker aus der Stalinzeit. Wie in der Einleitung betont wird, soll im Gegensatz zu den stalinistisch inspirierten Werken besonders die von diesen verneinte positive Rolle der Zweiten Internationale für die Entwicklung der Arbeiterbewegung bis etwa zur Jahrhundertwende herausgearbeitet werden. Die Internationale sei in dieser ihrer ersten Phase progressiv, ja historisch notwendig gewesen, weil sie die nationale Organisation der Arbeiterbewegung in Form politischer Parteien und die Durchsetzung des Marxismus gefördert habe. Dementsprechend wird die Zeit bis etwa 1900/1904 insgesamt ziemlich breitgefächert dargestellt. Gemäß der Bedeutung, die Lenin diesen Fragen beimaß, wird der Erörterung der kolonialen und der Agrarfrage in der Internationale ziemlich viel Raum gewidmet. Ausführlich, wenn auch wenig nuanciert im Hinblick auf Tragweite, Motive und Hintergrund, werden auch die Versuche zur Wiederherstellung einer internationalen Arbeiterorganisation zwischen 1873 und 1889 beschrieben. Diese werden nach Perspektiven gewichtet, die sich bei Marx und Engels finden lassen. Die Gründung der Zweiten Internationale wird vor allem dem Einfluß von Engels sowie dem von Bebel und Liebknecht zugeschrieben. Deren Rolle für die Arbeiterbewegung dieser Zeit wird insgesamt überbewertet, weil es die „Ahnreihe“ Marx-Engels-SPD-Lenin/Bolschewiki so verlangt.

Ähnlich wie bei Braunthal und Cole wird die Geschichte der Kongresse und der Organisation der Zweiten Internationale verbunden mit Überblicken über die Geschichte der Mitgliedorganisationen und der ideologischen Richtungskämpfe, außerdem mit Kapiteln über die wirtschaftliche und soziale Entwicklung. Von informatorischem Interesse sind dabei, vergleicht man die Darstellung mit Braunthal und Cole, die Skizzen über die Anfänge der Arbeiterbewegung in den außereuropäischen Ländern, die entsprechend den Auffassungen Lenins über die Bedeutung der nationalen, kolonialen und agrarischen Freiheitsbewegungen recht detailliert beschrieben werden. Insgesamt sind die Kapitel über die frühe Arbeiterbewegung und die Frühzeit der Zweiten Internationale der ergiebige Teil des Werkes. Die Zeit nach der Jahrhundertwende wird gekennzeichnet einerseits durch den breit beschriebenen Aufstieg Lenins und der Bolschewiki, deren Einfluß auf die Internationale bis 1918 völlig überproportioniert dargestellt wird, andererseits durch das Signum von Niedergang und Zerfall für den Rest der Bewegung und für die Zweite Internationale als Organisation. Diese Epoche selbst wird trotz positiver Wirtschaftsdaten als ein „Verfaulen“ des Kapitalismus charakterisiert. Indem Anzahl und Umfang von Streiks als Indiz für wachsende Klassegegensätze und zunehmende Radikalisierung bewertet und gleichgesetzt werden mit einer Zunahme revolutionärer Gesinnung bei den Arbeitermassen, erhält die These vom „Verrat“ der Führer der großen Arbeiterparteien und der angeblich hinter ihnen stehenden „Arbeiteraristokratie“ eine quasi wissenschaftliche Grundlage.

Das Autorenkollektiv beansprucht, die Geschichte der Internationale auch durch die Heranziehung von unveröffentlichtem Quellenmaterial auf neue Grundlagen gestellt zu haben. In der Tat zitieren sie polnische und ungarische Archivbestände, besonders aber die anscheinend sehr reichen Bestände in Moskauer Archiven. Leider werden aber alle Quellen so verwendet, daß sie kaum neue Eindrücke, geschweige denn Kenntnisse vermitteln, sondern nur bekannte Thesen illustrieren. Eine der wenigen Stellen, an denen sich eine interessante Einsicht durch unveröffentlichte Briefe andeutet, betrifft Bemühungen um ein Zusammenwirken französischer, deutscher und englischer Sozialisten von 1896 und die damit verknüpfte Meinung Liebknechts, eine Demonstration der Einigkeit und Freundschaft zwischen den Sozialisten der beiden feindlichen Militärblöcke müsse eine wichtige politische Bedeutung erhalten (Bd.1, S.447f., nach Briefen von Jules Guesde und August Bebel). Die Hinweise auf Quellen in sowjetischen Archiven sind in der Regel nur mit einer Bestandsnummer gekennzeichnet, so daß nicht sichtbar wird, welche Korrespondenzen und Nachlässe dort lagern. Die Zitate lassen aber vermuten, daß sie reiches Material für führende Personen in der deutschen Sozialdemokratie wie in den französischen Arbeiterparteien dieser Zeit enthalten, so u.a. für Bebel und Liebknecht. An einer der wenigen Stellen, die mehr als nur die Fonds-Nummer enthalten, liest man mit Staunen, daß sich in Moskau auch ein Mikrofilm aus den Archiven des Sekretariats des ISB befindet, die in Antwerpen von dem langjährigen Sekretär der Internationale, Camille Huysmans, aufbewahrt wurden und bis heute für westliche Historiker kaum benutzbar waren (Bd.2, S.528, Anm.617).

Auch die Dokumentensammlung von John Riddell über „Lenins Kampf für eine revolutionäre Internationale“ ist der Sicht Lenins von der sozialistischen Internationale verpflichtet. Riddell bekennt sich in der Einleitung zu der Absicht, mit seiner Arbeit in erster Linie politisch wirken zu wollen, nämlich Lenins Lehre für die heutige Situation nutzbar zu machen. Zugleich richtet sich auch dieses Buch ausdrücklich gegen die stalinistische Zeit. Es setzt sich zwar nicht mit der Literatur dieser Epoche über Lenin und die Internationale auseinander, will aber im Gegensatz zu Stalins Politik in bezug auf die Komintern wieder Lenins Konzeption einer kommunistischen Internationale freilegen und als Muster für den politischen Kampf der Kommunisten heute fruchtbar machen. Stalin wird dabei vorgeworfen, er habe die Bewegung der Herrschaft einer privilegierten Bürokratie unterworfen, mit der „Volksfront“-Politik den Kurs des Klassenkampfes und mit seiner Bündnispolitik im Zweiten Weltkrieg den antiimperialistischen Weg verlassen.

Der vorliegende Band ist gedacht als erster Teil einer Reihe, die die Monad Press (New York) über die Dritte Internationale bis zum Tode Lenins herausbringen will. Sie soll weitere Bände über die russische Revolution von 1917, die vier ersten Kongresse der Kommunistischen Internationale, die Tagungen ihres Exekutivkomitees und die von diesem veranstalteten Konferenzen von Teilen der kommunistischen Bewegung (Gewerkschaften, Frauen, Jugendliche, koloniale Freiheitsbewegungen) enthalten. Das Buch ist so angelegt, daß es zu einer Reihe von Gesichtspunkten (Stuttgart 1907, Kampf gegen den Krieg 1907-1914, Zusammenbruch der Zweiten Internationale im Krieg, die Diskussion über Landesverteidigung oder soziale Revolution, die Auseinandersetzungen unter den russischen Marxisten, Zimmerwald und die Zimmerwalder Linke, die Spartakusgruppe in Deutschland) Quellauszüge zusammenstellt, jeweils versehen mit kurzen Einführungen und erläuternden Anmerkungen. Neben Krieg, Revolution, Struktur und Aufgabe der Internationale bilden agrarische und koloniale bzw. rassistische Probleme thematische Schwerpunkte.

Obleich Riddell Lenins Thesen ohne jeden kritischen Ansatz übernimmt, erhält man durch die Auswahl der Quellen einen informativen Einblick in die Meinungsverschiedenheiten innerhalb des linken sozialistischen Flügels. Die Texte entstammen gedruckten, oft aber eher schwer zugänglichen Quellen, die zum Teil auch wegen der sprachlichen Barrieren (so bei russischen, polnischen, persischen Texten) wenig bekannt sind. Der Band bringt keine neuen wissenschaftlichen Erträge, ist aber in seiner leicht faßbaren Art ein handliches Mittel, um sich über Lenin und die sozialistische Linke in den Jahren 1907-1916 zu informieren, und eine nützliche Erweiterung der Dokumentation von Gankin/Fisher über „The Bolsheviks and the World War“ (1976).

Agnes Blänsdorf

MITTEILUNGEN, ERGÄNZUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION

Internationales Symposium „Antonio Gramsci und die Gegenwart“ in Tokio

Am 28. und 29. November 1987 fand, erstmalig in Asien, in Tokio ein internationales Symposium über Antonio Gramsci anläßlich seines fünfzigsten Todestages statt. Das von der Wissenschaftlichen Gesellschaft für Geschichte der Gesellschaftsphilosophie, dem Studienverband für die moderne italienische Geschichte und dem italienischen Kulturinstitut unterstützte Symposium wurde mit einem Aufruf von zwanzig Persönlichkeiten initiiert, die dem Studium der Werke Gramscis in Japan neue Impulse zu geben beabsichtigten. In dem Aufruf hieß es: „Um die Bedeutung des Denkens von Antonio Gramsci für die Gegenwart mit Interessierten aus politisch und beruflich verschiedenen Richtungen gemeinsam zu diskutieren, möchten wir ein internationales Symposium veranstalten. Das Symposium soll nicht auf Gramsci- oder Italien-Spezialisten begrenzt sein. Es soll eine Gelegenheit zum Meinungsaustausch für alle bieten, die sich für Gramsci interessieren.“

Der Aufruf stieß auf breites Interesse und wurde von ca. zweihundertfünfzig Personen unmittelbar unterstützt, sowohl ideell als auch materiell. So fand das erste internationale Gramsci-Symposium in Japan statt, mit über vierhundertfünfzig Teilnehmern aus sechs Ländern (China, Südkorea, Italien, Bundesrepublik Deutschland, Großbritannien und Japan).

Mit dem Studium des Werkes von Gramsci war in Japan schon Ende der fünfziger Jahre begonnen worden, und zwar unmittelbar nach der Kritik am Stalinismus auf dem 20. Parteitag der KPdSU. Bis Ende der sechziger Jahre wurden fast alle wichtigen Werke Gramscis wie Frühe Schriften, die „Gefängnishefte“ und auch die „Briefe aus dem Kerker“ ins Japanische übersetzt. Diese erste Welle der Rezeption Gramscis in Japan entsprach der „Strukturverwandlungspolitik“ der damaligen japanischen Linken und hatte zum Ziel, die progressive Umwandlung der Kommunen zu fördern und zu erweitern. Seit Mitte der siebziger Jahre, mit dem Stillstand und dem Rückschlag der Umwandlungsbewegung

der Kommunen, trat auch die Beschäftigung mit Gramsci in den Hintergrund. Neuerdings aber zeigt die junge Generation Japans wieder Interesse an Gramscis Werk.

Die Teilnehmer des Symposiums MAO Yunze, heute Forschungsmitglied der Übersetzungsabteilung des Zentralkomitees der KP Chinas, der während der „Kulturrevolution“ in einem „Umerziehungslager“ interniert war, und CHOI Jang Jip, Professor an der Korea Universität in Seoul, der das Werk Gramscis an der Universität Chicago studiert hatte, können als die Pioniere der Gramsci-Forschung in China und Südkorea gelten. Das Wirken dieser beiden Gelehrten in China und Südkorea mag als Indiz dafür gelten, daß derzeit in Asien eine „bürgerliche Gesellschaft“ im Entstehen ist.

Der erste Tag des Symposiums war dem Informationsaustausch über den Stand der Gramsci-Forschung der vertretenen Länder gewidmet. Aus Japan referierten ISHIDO Kiyomoto und TAKEUCHI Yoshitomo, Wegbereiter der japanischen Gramsci-Forschung, über die Geschichte der Gramsci-Rezeption in Japan. ISHIDO betonte die Bedeutung der Gramsci-Forschung besonders für die japanische Gesellschaft, in der das feudalistische Element immer noch stark wirksam ist — z.B. im „Tennō-System“ (dem japanischen Kaisertum). TAKEUCHI analysierte die Bedeutung der Marxschen „Thesen über Feuerbach“ im Denken Gramscis unter philosophischen Gesichtspunkten. Ein junger Forscher, der Pädagoge KUROSAWA Koreaki, referierte über die neuere Gramsci-Rezeption der jungen Generation und ihren Einfluß auf die Pädagogik und kulturelle Aktivitäten.

MAO Yunze berichtete, er habe schon Ende der fünfziger Jahre die erste chinesische Übersetzung (aus dem Russischen) einer Werkauswahl und Biographie Gramscis gelesen. Im „Umerziehungslager“ habe er sich dann erneut mit dem Leben und Werk Gramscis beschäftigt. Dabei sei es ein Trost für ihn gewesen, daß ihm sein Aufenthalt im „Umerziehungslager“ immer noch weniger entbehrungsreich erschienen sei als der Gramscis im Kerker. — Über die Bedeutung Gramscis für China führte er aus: Gramsci habe 1. die Ergebnisse der russischen Revolution nicht mechanisch auf Italien übertragen, sondern schöpferisch auf die nationalen Verhältnisse Italiens angewandt; 2. bestand er auf der Selbständigkeit der KP Italiens, gleichzeitig entwickelte er die internationale revolutionäre Solidarität; 3. analysierte er die Gründe des Rückschlags der proletarischen Revolution im Westen nach der russischen Revolution, und aus dem Vergleich zwischen den westlichen Ländern und der Sowjetunion entwickelte er neue Ideen wie „Hegemonie“ und „Stellungskrieg“ als revolutionsstrategische Begriffe; 4. habe er beim Aufbau der KP Italiens danach gestrebt, die Partei zu einer nach dem demokratischen Prinzip organisierten Massenbewegung zu entwickeln.

CHOI Jang Jip berichtete von seiner Beschäftigung mit Gramscis Werk während seiner neunjährigen Studienzeit in Chicago. Auf die derzeitige Situation in Südkorea eingehend führte er aus, daß dort durch die Massenbewegung für die Demokratisierung des Landes Verhältnisse entstanden seien, in denen Gramscis Theorie für die Umwandlung Koreas zu einer Demokratie von großer Bedeutung sein könne. Der fünfundsechzigjährige Italiener Aldo NATOLI, ehemals Abgeordneter der KP Italiens, erinnerte daran, daß Gramsci sich Mitte der zwanziger Jahre während der Fraktionskämpfe in der Führung der KPdSU konsequent für die Einheit der russischen Bruderpartei eingesetzt habe. Er verwies in diesem Zusammenhang auf Gramscis Brief an das ZK der KPdSU vom Oktober 1926. Ebenso konsequent habe Gramsci später die „Sozialfaschismustheorie“ abgelehnt.

Ulrich SCHREIBER, Mitinitiator des italienisch-deutschen Kulturfestivals Antonio Gramsci — Rosa Luxemburg im Jahre 1985 in Hamburg, gab einen Überblick zum Stand der Gramsci-Forschung in der Bundesrepublik, wo immer noch keine Übersetzung der „Gefängnishefte“ erschienen sei. Er unterstrich, daß Gramscis Theorie auf dem Marxschen Werk basiere und der Grad der „Übereinstimmung“ mit der ökonomischen Basis bei Gramsci für jedes hegemoniale Verhältnis entscheidend sei. Damit wandte sich SCHREIBER gegen die „kulturstische Lesart Gramscis“ und gegen ein darauf bezogenes Programm ohne eine konkrete wirtschaftliche Umgestaltung.

David FORGACS aus Großbritannien, der von Nicola BADALONI in Rom mit dem Werk Gramscis vertraut gemacht wurde, erläuterte die Unterschiede des politischen Klimas in Großbritannien und Italien. Er wies darauf hin, daß in Großbritannien nicht Gramscis Szenario der revolutionären Umwälzung, sondern sein „Heft“ über „Hegemonie“ rezipiert worden sei, das die Bedingungen und Möglichkeiten einer revolutionären gesellschaftlichen Veränderung in westlichen Industrieländern zum Gegenstand habe. FORGACS erläuterte dies an zwei Beispielen: 1. anhand der Werke von Ernesto LACLAU und Chantal MOUFFE, die Gramscis Hegemoniebegriff erweitert hätten — gegen den Marxismus und auch gegen Gramsci selbst — und 2. anhand der Analyse des Thatcherismus seitens der Gruppe „Marxism Today“ die erkläre, wie M. Thatcher die neue Hegemonie des Konservatismus hergestellt habe, indem sie den bis dahin bestehenden Konsens über den Wohlfahrtsstaat zerstört, die Opposition gespalten und die breiten Massen für die Konservativen mobilisiert hätte.

Am Abend fand ein Kulturfestival statt, auf dem HAYAMA Shun, der Oberbürgermeister der Stadt Fujisawa, u.a. anmerkte, daß er versuche, sich in der kommunalpolitischen Alltagspraxis an Gramscis Theorie zu orientieren.

Der zweite Sitzungstag des Symposiums war der Diskussion in fünf Gruppen vorbehalten, um einerseits das Verständnis der Theorie Gramscis zu vertiefen und andererseits die Möglichkeiten ihrer aktuellen Anwendung in den Bereichen 1. Arbeiterbewegung und Bürgerinitiativen, 2. Kultur, Erziehung und Intellektuelle, 3. Frau und Familie, 4. Dritte Welt und 5. Staat und Hegemonie, zu erörtern. Den Abschluß des Symposiums bildete eine Plenardiskussion, in der die Ergebnisse und Fragestellungen der einzelnen Gruppen vorgetragen und debattiert wurden.

Zwei Tage diskutierten die vierhundertfünfzig Teilnehmer des Gramsci-Symposiums über die Frage der Aktualität Gramscis für die Gegenwart. Ich persönlich habe dabei die Überzeugung gewonnen, daß Gramscis Theorie, die als eine Weiterentwicklung von Gedanken Rosa Luxemburgs betrachtet werden kann, heute immer noch wichtig ist und sogar an Bedeutung gewinnt, um einer neuen Massenbewegung gegen die Integrationspolitik und die Herrschaft des internationalen Großkapitals als Orientierung zu dienen auf dem Weg zu einer neuen humanen Zivilisation der Menschheit.

Narihito Ito

Online-Datenbanken des Informationszentrums Sozialwissenschaften in neuen Versionen

Ab sofort ist das umfassende Informationssystem zu sozialwissenschaftlicher Forschung und Literatur im deutschsprachigen Raum über zwei bedeutende Hosts in der Bundesrepublik zugänglich. Die sozialwissenschaftliche Projektdatenbank FORIS umfaßt momentan über 32.000 Beschreibungen zu theoretischen und empirischen Forschungsarbeiten seit 1978 aus der Bundesrepublik Deutschland, Österreich und der Schweiz. Sie gibt Auskunft über Themen, Inhalte und methodische Vorgehensweisen, über Verfahren der Datengewinnung, forschende Institutionen, Projektbearbeiter, Finanzierung, Laufzeit, Arbeitspapiere und Veröffentlichungen. Jährlich kommen ca. 5.000 aktuelle Forschungsinformationen hinzu.

Die sozialwissenschaftliche Literaturdatenbank SOLIS enthält z.Zt. rund 100.000 Hinweise auf deutschsprachige Literatur seit 1945. Die bibliographischen Angaben sind ergänzt durch ein Kurzreferat. Der jährliche Zuwachs von 15.000 Literaturhinweisen basiert auf der Auswertung von Monographien, Grauer Literatur und von ca. 1.000 Fachzeitschriften.

Die Informationen in FORIS und SOLIS sind mit der neu entwickelten Abfragesprache MESSENGER über STN International, Karlsruhe (The Scientific & Technical Information Network) online zugänglich. STN wird vom Fachinformationszentrum Karlsruhe, der American Chemical Society und dem Japan Information Center of Science and Technology als internationaler Rechnerverbund gemeinsam betrieben und ist einer der größten Datenbankanbieter für Wissenschaft und Technik. Der Schwerpunkt im Angebot bei STN liegt zwar auf naturwissenschaftlich-technischen Datenbanken, es werden jedoch auch multidisziplinäre Datenbanken sowie eine Reihe von Datenbanken zu Spezialgebieten angeboten, die sozialwissenschaftlich hochrelevante Informationen bieten, z.B. Technology Assessment, Energieforschung, Umwelt, Raumordnung und Städtebau.

Neu ist auch der Zugang zu FORIS und SOLIS über DIMDI (Deutsches Institut für Medizinische Dokumentation und Information) in Köln mit der dort entwickelten Abfragesprache GRIPS/DIRS. Wie schon im Namen angezeigt, liegt bei diesem Host der Angebotsschwerpunkt auf medizinischen Datenbanken, aber auch internationale sozialwissenschaftliche Datenbanken wie Sociological Abstracts, Social Scisearch und PsycInfo sowie die in der Bundesrepublik produzierte Datenbank Psyndex zu deutschsprachiger psychologischer Literatur sind hier zu finden.

Die Nutzung von Online-Datenbanken in Wissenschaft und Praxis hat für alle Fachgebiete — auch die Sozialwissenschaften — enorme Bedeutung gewonnen. In den letzten Jahren wurden zunehmend mehr zentrale Informationsvermittlungsstellen an Hochschulen eingerichtet, die weltweit Zugriff auf Datenbanken zu allen Disziplinen haben; in einigen Bundesländern werden die für Hochschulangehörige anfallenden Kosten für Datenbankrecherchen zu einem Teil aus Landesmitteln gedeckt. Auch alle großen Einrichtungen der Forschungsförderung stellen auf Antrag Mittel für Datenbankrecherchen im Rahmen von Forschungsprojekten bereit.

Weitere Auskünfte und Beratung, insbesondere zu den Nutzungsmöglichkeiten der Datenbanken FORIS und SOLIS, erhalten Sie vom Informationszentrum Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, 5300 Bonn 1, Telefon (0228) 22 81-0.

Monika Zimmer

Nachtrag zu meinem Beitrag: Wolfgang Abendroth — Ergänzungen zu seiner Bibliographie — mit einigen biographischen Anmerkungen, in: IWK, Jg. 24(1988), H.2, S.213-234.

Die in der Einleitung (S.212) gemachte und in der Bibliographie (S.220) wiederholte Bemerkung, daß sich zwei Archivstücke (Nr.26 und 30, nicht 29) im Archiv der sozialen Demokratie der Friedrich-Ebert-Stiftung (AdsD) nicht mehr auffinden lassen, hat zu Mißverständnissen geführt und bedarf einer nochmaligen Erläuterung. Der Verfasser wurde auf die Existenz dieser beiden Archivstücke durch die Bibliographie im Dokumentarband des Parteivorstandes der SPD von 1961 aufmerksam. Erst etwa zehn Jahre nach dieser Erfassung gelangten die entsprechenden Akten aus dem Archiv des Parteivorstandes in das AdsD. Dort haben ein Mitarbeiter des Archivs und der Verfasser unabhängig voneinander vergeblich versucht, die beiden Archivstücke an den Stellen aufzufinden, wo sie vermutet werden konnten. Eine vollständige Durchsicht *aller* in Frage kommenden Mappen war — aus Zeitgründen und dem Problem der sowieso nicht erreichbaren Vollständigkeit (vgl. dazu S.215 der Einleitung) — nicht möglich. Weitere Nachforschungen eines anderen Mitarbeiters des Archivs haben mittlerweile zu einem Auffinden von Nr.26 geführt. Der entsprechende Zusatz in der Bibliographie ist also zu streichen. Nr.30 konnte bisher nicht gefunden werden.

Die Suche nach Nr.26 hat erfreulicherweise einen weiteren veröffentlichten Text Abendroths zutage gefördert, der in allen bisherigen Bibliographien übersehen wurde und mit den „Thesen zum Vortrag“ in einem inhaltlichen Zusammenhang steht. Er ist als Nr.29a zu ergänzen:

Die Aufgaben der Wissenschaft von der Politik im heutigen Deutschland, in: Neuer Vorwärts vom 1. Mai 1953.

Aus unerfindlichen Gründen wurde vom Verfasser ferner folgender Titel übersehen, der als Nr.270a eingefügt werden muß:

Sechzig Jahre Novemberrevolution, in: Zeitschrift für Sozialistische Politik und Wirtschaft (künftig zitiert: spw), Jg.2(1979), H.2, S.46-56.

Schließlich machte Dr. Lars Lambrecht auf die beiden folgenden notwendigen Ergänzungen aufmerksam (Nr. 334a und 334b):

Eine kurze Nachbemerkung. (Zu S. Miller), in: Ökologie — Naturaneignung und Naturtheorie. DIALEKTIK 9. Beiträge zu Philosophie und Wissenschaften, Köln 1984, S.210f.

Und noch einmal: Antifaschismus. Erwiderung auf E. Nolte, in: a.a.O., S.217-220.

Erst nach Satzbeginn erreichten den Verfasser Hinweise, die zu einigen wenigen Streichungen führen, da die entsprechenden Titel mit anderen identisch sind. Es handelt sich erstens um zwei Rundfunkmanuskripte von Sendungen im Hessischen Rundfunk. Nr.72 entspricht der Nr.186 bei Abendroth 1968. Nr.358 ist identisch mit dem unter Nr.344 aufgeführten Buchbeitrag. Zweitens betrifft es Nr.168: Dort wurde ein Aufsatz nachgedruckt, der bei Bock 1985 als Nr.242 erscheint.

Auf einen letzten Hinweis an den Verfasser, diesmal die biographische Einleitung betreffend, soll abschließend die Aufmerksamkeit gelenkt werden. Klara Richter, eine enge Mitstreiterin Abendroths in der „Freien Sozialistischen Jugend“ (FSJ) in Frankfurt Mitte bis Ende der zwanziger Jahre, verweist darauf, daß die Gruppe ihren Namen bis zur Illegalisierung 1933 beibehielt, die Unterzeichnung eines Artikels Abendroths mit dem Zusatz „Freisozialistischer Bund Revolutionärer Sozialisten“ also andere als die vermuteten Gründe (vgl. S.217) haben muß. Ihre eigene Vermutung, daß er im Zusammenhang mit seinem Ortswechsel in die Schweiz und einer eventuellen dortigen sich so nennenden Organisation stehen könne, kann nicht zutreffen. Abendroth ging erst nach 1933 in die Schweiz. Ausweislich seiner Autobiographie hielt er sich auch erst in der zweiten Hälfte des Jahres 1930 im Rahmen seines Referendariats in Hechingen auf (vgl. Abendroth 1976, S.112-114), war also zur Zeit der Abfassung des fraglichen Artikels, der im Januar 1930 erschien, wohl noch in Frankfurt. Da selbst ein „Fachmann“ in Fragen der (sozialistischen) Jugendbewegung wie Prof. Arno Klönne keinen näheren Aufschluß geben konnte, wird das Geheimnis dieses Namens (der vielleicht auch nur eine Phantasieschöpfung ist) erst durch eine genauere historische Studie gelüftet werden können. Vielleicht dienen diese Zeilen und die Lektüre des Beitrags in IWK 2/88 zur Anregung des Interesses an einer solchen Forschungsarbeit über die FSJ.

Uli Schöler

Zum Beitrag von Uli Schöler: Wolfgang Abendroth — Ergänzungen zu seiner Bibliographie — mit einigen biographischen Anmerkungen, in: IWK, Jg. 24(1988), H.2, S.213-234.

In seinem Beitrag betont Uli Schöler, daß er für die Zeit der Weimarer Republik keine auch nur annähernd vollständige Bibliographie zusammentragen konnte (vgl. S.215). Ebenso wenig ist es ihm gelungen, schriftliche Äußerungen Abendroths aus der Zeit seiner Auslands- und Widerstandsarbeit 1933 bis 1937 nachzuweisen. Im Rahmen einer Arbeit über sozialistische Exilkreise in der Schweiz und ihre Verbindungen zu Parteien und Organisationen der Schweizer Arbeiterbewegung gelang es, zwei Aufsätze Abendroths über die Entwicklung von Justiz und Strafrecht unter dem Nationalsozialismus aufzufinden. Sie erschienen im Wintersemester 1933/34 in der hektographierten Zeitschrift „Linke Front“, die von der Marxistischen Studentengruppe an der Universität Basel herausgegeben wurde.

Nach Basel besaß Abendroth eine Reihe persönlicher Beziehungen. Aus Frankfurt kannte er den Strafrechtler Prof. Arthur Baumgarten, der 1933 sofort die Universität Frankfurt verlassen hatte und in die Schweiz zurückgekehrt war.¹ Seit Anfang der 30er Jahre stand Abendroth mit einigen marxistischen Studenten an der Universität Basel in Verbindung. Sie wandten sich 1932 an ihn, da sie eine intensive, aber undogmatische marxistische Schulung durchführen wollten. Abendroth verwies sie an seinen Freund Richard Löwenthal, der das Sommersemester 1932 in Basel verbrachte, dann aber nach Berlin zurückkehrte. Löwenthal vermittelte den Basler Genossen seinen und Abendroths Bekannten Fritz Belleville, der bis 1932 Leiter der Frankfurter Gruppe des Leninbundes gewesen war und seit dem Sommer der Reichsleitung der Linken Opposition (Trotzkisten) angehörte.² Belleville ist identisch mit dem „befeindeten Jura-Studenten in Basel“, von dem Abendroth in seiner Autobiographie berichtet.³ Nach seiner Entlassung aus dem Referendardienst im April 1933 ging Abendroth in die Schweiz, um an der Universität Bern eine in Deutschland unmöglich gewordene Dissertation anzufertigen. Dort promovierte er im Februar 1935. In seiner Autobiographie geht Abendroth nur kurz auf seine Zeit in der Schweiz ein. Dabei ist ihm allerdings ein Erinnerungsfehler unterlaufen, denn er gibt an, erst im Herbst 1934 nach Bern gegangen zu sein. Diese Zeitangabe widerspricht seiner Aussage, erst nach einer einjährigen Immatrikulationsfrist zur Promotion zugelassen worden zu sein. Folglich muß er sein Studium bereits im Herbst 1933 in Bern fortgesetzt haben⁴ und kommt zeitlich als Autor der beiden Artikel in Frage.

Die „Linke Front“ erschien 1933/34 in insgesamt sechs Nummern. Zusätzlich kam eine Sondernummer unter dem Titel „Marxismus als Wissenschaft“ mit Beiträgen von Richard Löwenthal und Karl Korsch heraus. Weitere deutsche Mitarbeiter, die heute noch nachgewiesen werden können, waren Boris Goldenberg und Fritz Belleville. Die beiden Aufsätze Abendroths wurden unter einem Pseudonym veröffentlicht, da Emigranten oder Studenten in der Schweiz jede politische Betätigung strikt untersagt war. Gespräche mit Fritz Belleville und anderen ehemaligen Mitgliedern der Marxistischen Studentengruppe bestätigten die Autorenschaft Abendroths. Eine vollständige Sammlung der Zeitschrift befindet sich im Staatsarchiv Basel, Universitätsarchiv, V 30a 17, Marxistische Studentengruppe 1930-1937.

- 1) th(Bern), Bürgerliche Jurisprudenz. Zur Rückbildung des juristischen Raumes, in: Linke Front, Nr. 4/5, WS 1933/34, S.9-13.
- 2) xaver pruth, Das Strafrecht des deutschen Faschismus, in: Linke Front, Nr. 6, WS 1933/34, S.23-26.

Hermann Wichers

1 Wolfgang Abendroth, Ein Leben in der Arbeiterbewegung, Frankfurt/M. 1976, S.159.

2 David Vogelsanger, Trotzkismus in der Schweiz, Diss. Universität Zürich 1986, S.92f. und Wolfgang Alles, Zur Politik und Geschichte der deutschen Trotzkisten ab 1930, Frankfurt/M. 1987, S.78.

3 Wolfgang Abendroth, a.a.O., S.161.

4 A.a.O., S.159ff.

Zur Rezension von Franz Walter in: IWK, Jg. 24(1988), H.3, S.393-396.

Franz Walter hat in Heft 3/88 der IWK mein Buch „Organisierter Kapitalismus, Sozialdemokratie und Staat“ rezensiert. Leider hat er dabei, was seine Kritik im Detail nicht beeinträchtigen muß, wesentliche Intentionen meiner Arbeit gründlich mißverstanden. Ich glaube daher, auf diese Rezension antworten zu müssen. Bei Walter heißt es:

„Unwillkürlich fragt man sich bei der Lektüre des Buches immer wieder, wie denn nach Auffassung von Kónke eine realistische sozialdemokratische Politik in Weimar hätte aussehen können. Falsch war nach Meinung des Autors die Bündnispolitik mit den Liberalen und dem Zentrum, falsch die Politik zur Stabilisierung des republikanischen Staates, falsch die Politik der Reform; aber für ebenso verfehlt — genauer: unkreativ und perspektivlos — hält Kónke die Alternativen der SPD-Linken.“ (S.394f.).

Ich wäre wohl in der Tat ein Tor und mein Buch kaum lesenswert, wenn es durch diese Aussagen treffend charakterisiert würde. Ich bin ganz und gar nicht der Auffassung, daß das von der sozialdemokratischen Arbeiterbewegung in der Weimarer Republik verfolgte Bündnis- und Stabilisierungskonzept vom Ansatz her falsch gewesen wäre, im Gegenteil: Das parlamentarische System zu stabilisieren und den demokratischen Rechtsstaat zu festigen, war meiner Überzeugung nach der für die Weimarer Sozialdemokratie einzig gangbare Weg, zu dem keine ernsthaften Alternativen bestanden. Und wie könnte ich wohl „die Politik der Reform“ für falsch halten. Wie denn sonst, wenn nicht durch Reformpolitik, hätte die SPD ihre sozialen Belange verfolgen sollen? Hier liegt also nicht das Problem.

Mein Ausgangspunkt ist ein anderer: Mich hat — neben anderen Problemen — vor allem die Frage beschäftigt, woran die demokratische Stabilisierung gescheitert ist. Nach den Gründen für das Scheitern einer Demokratie zu suchen, heißt für mich nicht nur, ihre erklärten Gegner zu benennen und ihre ungünstigen Rahmenbedingungen (fehlende Bündnispartner, Kontinuität vordemokratischer Eliten etc.) in Rechnung zu stellen, sondern auch nach Defiziten bei ihren Anhängern und Verteidigern zu fragen. Solche Defizite, durch die ein eigenständiges und entschlossenes Eintreten für den demokratischen Staat gehemmt wurde, kamen bei der SPD z.B. in der verfehlten Hoffnung auf die fortbestehende Bündnisbereitschaft der bürgerlichen Parteien, in der unrealistischen Erwartungshaltung hinsichtlich der Stabilisierungsfunktionen des Interventionsstaates oder im starren Festhalten am „legalen“ parlamentarischen Kurs nach 1930 zum Ausdruck. Die Defizite der sozialdemokratischen Stabilisierungspolitik aufzuzeigen und nach den Ursachen ihres Scheiterns zu fragen, heißt aber natürlich nicht, die Ziele dieser Politik selbst in Frage zu stellen. Es geht, wie gesagt, um Ursachen, nicht um Schuldzuweisungen oder Besserwisserei.

Der Rezensent macht mir zum Vorwurf, zwar reichlich Kritik geübt zu haben, aber Handlungsalternativen schuldig geblieben zu sein. Nun entspricht es in der Tat nicht meinen Vorstellungen von den vorrangigen Aufgaben des Historikers, den historischen Akteuren nachträglich den richtigen Weg zu weisen und einen „besseren“ Geschichtsverlauf zu konstruieren. Es gibt gerade auf dem Gebiet der Arbeiterbewegung bereits zu viele Historiker, die einen solch fundamentalen Ehrgeiz entwickeln. Nein, auch wenn es manch einem als Ausflucht erscheinen mag — mein Hauptinteresse beschränkt sich darauf, den historischen Prozeß in seinen Bedingungs- und Zusammenhängen so weit wie möglich zu analysieren und somit zunächst einmal die Grundlagen für eine kategoriale Betrachtung zu schaffen. Gegen eine spätere Diskussion über Handlungsalternativen ist dann nichts einzuwenden; sie muß aber nicht unbedingt vom Autor mitgeliefert werden.

Der Gesamtschau über die Tendenzen meiner Arbeit läßt der Rezensent noch eine politische Kategorisierung meiner Person folgen und begibt sich dabei auf das Glatteis der Spekulation; er schreibt: „Der Autor dürfte durch den akademischen Antireformismus der 70er Jahre geprägt worden sein; allerdings glaubt er nicht (mehr) an die revolutionären Utopien und Lösungen jener Zeit. Seine Wunschhypothese scheint die einer antireformistischen Realpolitik zu sein; doch er hütet sich, darüber nähere Auskünfte zu geben.“ (S.395).

Das werde ich auch in Zukunft tun, denn der Sinn der wissenschaftlichen Darstellung ist ja nicht, gleichsam am historischen Stoff die politischen Einstellungen des Autors zu reproduzieren. Ich muß gestehen, daß ich mit den Begriffen „akademischer Antireformismus“ und „antireformistische Realpolitik“ wenig anzufangen weiß; schon gar nicht geben sie meinen politischen Standpunkt in irgendeiner Weise wieder. Ein verspäteter Sproß der studentischen Protestgeneration der frühen 70er Jahre bin ich jedenfalls nicht. Der Begriff „Antireformismus“ ist meiner Meinung nach als politisch-strategische Standortformel überhaupt unbrauchbar; eine „antireformistische Realpolitik“ scheint mir etwas gänzlich Unmögliches zu sein. Vielleicht sollten wir überhaupt darauf verzichten, uns gegenseitig in ideologische Schubladen zu stecken. Zwischen dem sozialdemokratisch Engagierten, der die Parteigeschichte

aus der Innenschau wahrnimmt und zur Identifikation neigt, und dem dogmatischen „Antireformisten“, der immer nur die negativen Seiten sieht, gibt es außerdem Differenzierungen.

Noch eine Bemerkung zum Schluß: Es stimmt zwar, daß die Ideologieggeschichte in der Geschichtswissenschaft aus der Mode gekommen ist, altmodisch ist sie deswegen aber noch lange nicht, und deshalb ist mir um die Zukunft dieses Forschungsansatzes auch nicht bange. Die historische Sozialforschung, die heute das Terrain weitgehend beherrscht, bietet ja keineswegs die komplexen Interpretationsmöglichkeiten, nach denen Historiker stets streben, sondern stellt vor allem die empirischen Befunde zur Verfügung. Um die Auswirkungen sozialer Prozesse auf politisch-gesellschaftliches Handeln im Kontext mit langfristigen Denktraditionen untersuchen zu können, wird immer — und in naher Zukunft vielleicht wieder verstärkt — auf das Instrumentarium moderner Ideologieggeschichte zurückgegriffen werden müssen.

Günter Könke

Bonner Geschichtswerkstatt veranstaltet bundesweites Geschichtsfest

Vom 4. bis 7. Mai 1989 organisiert die Bonner Geschichtswerkstatt das V. Geschichtsfest der bundesweiten Initiative „Die Geschichtswerkstatt“. Es wird unter dem Motto „40 Jahre Bundesrepublik“ stehen. Ausschlaggebend für die Wahl des Veranstaltungsortes und des Zeitpunktes war die Bezugnahme auf die Verkündung des Grundgesetzes im Mai 1949 und den Tag der Befreiung vom Faschismus, den 8. Mai 1945. Es soll daran erinnert werden, daß die Gründung der Bundesrepublik ihren moralischen Anstoß aus dem Nein zum faschistischen Staat empfangen hat.

Auf dem Geschichtsfest sollen die lokalen Gruppen und Geschichtsinitiativen aus der gesamten Bundesrepublik die Möglichkeit erhalten, ihre Arbeits- und Forschungsergebnisse einer breiten Öffentlichkeit vorzustellen. Dies kann in Form von work shops, Video, Theater- und Kabarettaufführungen, Ausstellungen oder Stadtrundgängen geschehen.

Programmschwerpunkte sind:

- 1) Geschichte der Bundesrepublik Deutschland,
- 2) Geschichtsarbeit aus der Region Rheinland,
- 3) Werkstattberichte,
- 4) Podiumsdiskussion zum Thema: Resümee der Alltagsgeschichte.

Wer sich aktiv am Geschichtsfest beteiligen bzw. sich informieren will oder bei der Bonner Geschichtswerkstatt (Arbeitskreise zur Umwelt-, Stadtteil- und Nachkriegsgeschichte) mitarbeiten will, wendet sich an die Bonner Geschichtswerkstatt e.V., Kölnstr. 198, D-5300 Bonn 1, Tel.: 0228 / 63 88 94. Das Büro ist Mo., Di. und Fr. von 9-13 Uhr und Do. von 16-19 Uhr zu erreichen.

Bonner Geschichtswerkstatt

Berichtigung I

In meinem Beitrag: Das SAP-Archiv im Archiv der norwegischen Arbeiterbewegung, in: IWK, Jg.24 (1988), H.2, S.234-244, muß es auf S.238, Box 4: Prozesse, Berichte aus Deutschland, Mappe 33, richtig heißen: *Fall Jan*. Karl Völker hat den Tarnnamen Jan nicht benutzt. Zwischen ihm und dem „Fall Jan“ besteht keine Verbindung.

Einhart Lorenz

Berichtigung II

In IWK, Jg.24(1988), H.3, S.391, ist durch ein technisches Versehen, das die Redaktion zu entschuldigen bittet, der Titel des von Gunther Mai rezensierten Buches falsch angegeben. Statt: Strategien der Deutschen Arbeitsfront muß es richtig heißen: Sozialstrategien der Deutschen Arbeitsfront.

Die Redaktion

Soeben erschienen:

Varia-Katalog 17 (ca. 1050 Titel)
mit dem Schwerpunkt
GESCHICHTE DER WEIMARER REPUBLIK
Voraussetzungen und Folgen
Die Neuordnung Europas (ca. 280 Titel)

ANTIQUARIAT BLANKE & HAUFF

1000 Berlin 10 Tauroggener Str. 6
Tel. (030) 344 19 98

ca. alle 2 Monate erscheint ein Varia-Katalog
mit wechselndem Schwerpunkt.

begrenzt lieferbar:

Katalog 15 LITERATUR UND GESELL-
SCHAFT IN DEUTSCHLAND 1945 - 1956
Katalog 16 mit dem Schwerpunkt JUDAICA

Wir sind jederzeit am Ankauf von Büchern und
Bibliotheken aus folgenden Gebieten interessiert:

**GESCHICHTE, SOZIALISMUS
und ARBEITERBEWEGUNG,
GEISTESWISSENSCHAFTEN, LITERATUR
und EXILLITERATUR.**



**Internationale wissenschaftliche
Korrespondenz zur Geschichte
der deutschen Arbeiterbewegung**

Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak
Wissenschaftlicher Beirat: Helga Grebing, Peter Lösche, Hans Mommsen, Hans-Josef
Steinberg und Hermann Weber

**IM AUFTRAG DER HISTORISCHEN KOMMISSION ZU BERLIN
HERAUSGEGEBEN VON HENRYK SKRZYPCZAK**

INHALTSVERZEICHNIS UND REGISTER

ISSN 0046-8428

INTERNATIONALE WISSENSCHAFTLICHE KORRESPONDENZ ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG (Zitierweise: IWK)

Verleger im Sinne des Pressegesetzes: Historische Kommission zu Berlin e.V., Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38.

Redaktion: Gerhard Beier, Franz Jean Frohn, Gunter Krüschet (verantw.), Peter Lösche, Walter Momper, Dirk H. Müller.

Für den Anzeigenteil verantwortlich: Gunter Krüschet.

Anschrift der Redaktion: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38, Tel.: 0 30 / 816 001 41 (Direktwahl) 816 001-0 (Zentrale)

Vertrieb: Verlag Berliner Vereinszeitungen, Dudenstr. 22, D-1000 Berlin 61.

Die IWK wird regelmäßig im „Sozialwissenschaftlichen Literaturinformationssystem SOLIS“ des Informationszentrums Sozialwissenschaften, Lennéstr. 30, D-5300 Bonn, erfaßt.

Die mit dem Verfasseramen gekennzeichneten Beiträge geben nicht in jedem Falle die Meinung der Redaktion oder des Herausgebers wieder. Die Verfasser sind verantwortlich für die Richtigkeit der in ihren Beiträgen mitgeteilten Tatbestände. Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Rezensionsexemplare übernimmt die Redaktion keinerlei Haftung. Für alle Beiträge behält sich die Historische Kommission alle Rechte vor, auch die Rechte des Nachdrucks, der Übersetzung in fremde Sprachen, der fotomechanischen Wiedergabe, sowie der Speicherung auf Datenträger.

Gerichtsstand: Berlin (West)

Die IWK erscheint viermal jährlich (März, Juni, September, Dezember).

Preise ab 1.1.1983: Einzelheft DM 20,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 15,—, jeweils zuzüglich einer Pauschale für Versandkosten von DM 1,50. Jahresabonnement DM 67,—, Studenten, andere Auszubildende und Arbeitslose DM 40,—, jeweils zuzüglich DM 5,— für Versandkosten. Zahlung nach Erhalt unserer Rechnung auf das Postgirokonto Historische Kommission — Sonderkonto L, Nr. 21 55 15-105, beim Postgiroamt Berlin (West). Das Abonnement kann mit einer Frist von 6 Wochen zum Ende des Geschäftsjahres (IWK-Jahrgang) gekündigt werden. Andernfalls verlängert sich das Abonnement automatisch um ein weiteres Geschäftsjahr (IWK-Jahrgang).

Von den älteren Heften sind noch lieferbar die Nummern 5, 7, 8, 13-19/20, und Jg. 10 (1974) — Jg. 13 (1977), Jg. 14 (1978), H.1 und 4 und Jg. 15 (1979)ff.

Zur Zeit gilt Anzeigenpreisliste Nr. 4 vom 1.5.1985.

NACHRUF

- Weber, Hermann: Nachruf auf Rose Frölich 1 S. 1

AUFSÄTZE UND MISZELLEN

- Beier, Klaus M.: ‚Individuum‘ und ‚Gemeinschaft‘ —
Adolf Levenstein und die Anfänge der sozialpsychologischen Umfrage
in der arbeiterpsychologischen Forschung 2 S. 157
- Foitzik, Jan: Revolution und Demokratie. Zu den Sofort- und
Übergangsplanungen des sozialdemokratischen Exils
für Deutschland 1943-1945 3 S. 308
- Jacob, Mathilde: Von Rosa Luxemburg und ihren Freunden
in Krieg und Revolution 1914-1919. Hrsg. und eingeleitet
von Sibylle Quack und Rüdiger Zimmermann 4 S. 435
- Langkau-Alex, Ursula: Erziehung nach Hitler. Richtlinien für
ein neues Schul- und Erziehungsprogramm in Deutschland:
Vergleich von Ideen der deutschen Volksfront (1937) und des
Council for a Democratic Germany (1945) 1 S. 16
- Lorenz, Einhart: Willy Brandt in Norwegen 1933-1935 2 S. 171
- Müller, Werner: Hermann Weber 60 Jahre 3 S. 357
- Pohl, Karl Heinrich: Hope Bridges Adams Lehmann und die
Frauenemanzipation im deutschen Kaiserreich: Zur Person,
Vorstellungswelt und politischen Tätigkeit einer Münchener Sozialdemokratin
und Frauenrechtlerin im wilhelminischen Deutschland 3 S. 295
- Ribas, Pedro: Die Marx-Rezeption in Spanien (1869-1939) 3 S. 342
- Weber, Hermann: Ursachen und Umfang der deutschen
Emigration nach 1933 unter besonderer Berücksichtigung
von SPD und KPD im Exil 1 S. 2

DOKUMENTATION

- Grebing, Helga: Auch eine Entscheidung für die SPD:
Maria Meyer-Sevenich 1948/49 1 S. 43

BIBLIOGRAPHIEN

- Huber, Petra: Auswahlbibliographie der Schriften
von Hermann Weber 3 S. 360
- Schöler, Uli: Wolfgang Abendroth — Ergänzungen zu seiner Bibliographie —
mit einigen biographischen Anmerkungen 2 S. 213

ARCHIVBERICHT

- Lorenz, Einhart: Das SAP-Archiv im Archiv der
norwegischen Arbeiterbewegung 2 S. 234

FORSCHUNGSSTANDANALYSEN UND LITERATURBERICHTE

- Bock, Hans Manfred: Neuere Forschungen zur
Holländischen Marxistischen Schule 4 S. 516
- Brandenburg, Alexander: Utopischer Sozialismus, Arbeiterkommunismus,
Marxismus. Ein Tagungs- und Literaturbericht 2 S. 192
- Walter, Franz: Konfliktreiche Integration: Arbeiterkultur im
Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Eine Zwischenbilanz 1 S. 54

TAGUNGSBERICHTE

- Brummert, Ulrike: Jaurès et les Intellectuels. Ein Tagungsbericht 1 S. 92
- Fieseler BEATE: In a Female Voice: Good Morning Russia!
Eindrücke und Einsichten vom Kongreß „Women in the History of the
Russian Empire“, University of Akron und Kent State University, U.S.A.,
August 1988 4 S. 539
- Kuck, Gerhard: Die Entwicklung des Marxismus in Italien:
Wege, Verbreitung, Besonderheiten. Ein Tagungsbericht 1 S. 88

FORSCHUNGS- UND PUBLIKATIONSVORHABEN
ZUR GESCHICHTE DER DEUTSCHEN ARBEITERBEWEGUNG
UND ANGRENZENDER GEBIETE

Bearbeitet von Franz Jean Frohn

I. Projektverzeichnis II. Nachträge III. Abgeschlossene,
bisher nicht gemeldete,
unpublizierte Arbeiten

Heft	Seite	Seite	Seite	Seite
74 (88-001 — 88-040)	1	96	105	115
75 (88-041 — 88-070)	2	244	253	256
76 (88-072 — 88-109)	3	372	381	./.
77 (88-110 — 88-132)	4	552	558	./.

NEUE LITERATUR

(KA = Kurzanzeige)

- Adam, Bernhard: Arbeitsbeziehungen in der bayerischen Großstadtmittelstandindustrie von 1914-1932, München 1983 (*Hermann-Josef Rupieper*) (KA) 1 S. 148
- Agartz, Viktor: Partei, Gewerkschaft, Genossenschaft.
Hrsg. von Hans Willi Weinzen, Frankfurt/M. 1985 (*Karl Kühne*) 3 S. 387
- Agartz, Viktor: Wirtschafts- und Steuerpolitik. Expansive Lohnpolitik.
Hrsg. von Hans Willi Weinzen, Berlin 1986 (*Karl Kühne*) 3 S. 387
- Aktion T 4. 1939-1945. Die „Euthanasie“-Zentrale in der Tiergartenstr. 4.
Hrsg. von Götz Aly, Berlin 1987 (*Hans Halter*) 3 S. 422
- Die Anpassung an die Inflation. — The Adaption to Inflation.
Hrsg. von Gerald D. Feldman u.a., Berlin und New York 1986
(*Gerd Hardach*) 1 S. 143
- Ansorg, Klaus: Johann Plenges Sozialismusvorstellungen und ihre Rezeption in der Sozialdemokratie während des Ersten Weltkrieges, Frankfurt/M. 1984 (*Robert Sigel*) 2 S. 264
- Arbeiter und Arbeiterbewegung in Schleswig-Holstein im 19. und 20. Jahrhundert. Hrsg. von Rainer Paetau und Holger Rüdell, Neumünster 1987 (*Nils Hansen*) 4 S. 568
- Arbeiterbewegung, Freidenkertum und organisierte Religionskritik.
Hrsg. von der Arbeitsgruppe „Ausstellungsprojekt“ im DFV, Berlin 1983 (*Jochen-Christoph Kaiser*) 3 S. 409
- Arbeiterkulturen zwischen Alltag und Politik. Beiträge zum europäischen Vergleich in der Zwischenkriegszeit. Hrsg. von Friedhelm Boll, Wien u.a. 1986 (*Detlef Lehnert*) 2 S. 289
- Aspects of International Socialism, 1871-1914. Essays by Georges Haupt. Transl. by Peter Fawcett, Cambridge et. al. 1986 (*Peter Schöttler*) 3 S. 386
- Aussonderung und Tod. Die klinische Hinrichtung des Unbrauchbaren, Berlin 1985 (*Hans Halter*)(KA) 1 S. 149
- Badia Gilbert u.a.: Les bannis de Hitler. Accueil et lutte des exilés allemands en France (1933-1939), Paris 1984 (*Ursula Langkau-Alex*) 2 S. 283
- Barclay, Harold: Völker ohne Regierung. Eine Anthropologie der Anarchie, Berlin 1985 (*Cornelia Regin*) 2 S. 261
- Bergmann, Jürgen u.a.: Arbeit, Mobilität, Partizipation, Protest. Gesellschaftlicher Wandel in Deutschland im 19. und 20. Jahrhundert, Opladen 1986 (*Rolf Neuhaus*) 2 S. 264
- Bergmann, Jürgen: Wirtschaftskrise und Revolution. Handwerker und Arbeiter 1848/49, Stuttgart 1986 (*Hermann-Josef Rupieper*) 4 S. 571
- Bergmann, Theodor: „Gegen den Strom“. Die Geschichte der Kommunistischen Partei-Opposition, Hamburg 1987 (*Willy Buschak*) 2 S. 278

Betz, Albrecht: Exil und Engagement. Deutsche Schriftsteller im Frankreich der dreißiger Jahre, München 1986 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	2 S. 283
Bibliographie zur Geschichte der Arbeiterbewegung des Ruhrgebiets. Bearb. von Dirk Jessen, Bochum 1985 (<i>Stefan Immerfall</i>)	3 S. 410
Bogdal, Hermann: Rote Fahnen im Vest. Bd.1: Novembertage in Recklinghausen; Bd.2: Die Niederschlagung des Kapp-Putsches, Essen 1984 (<i>Bernhard Neidiger</i>)	1 S. 123
Bondy, Curt: Die Proletarische Jugendbewegung in Deutschland mit besonderer Berücksichtigung der Hamburger Verhältnisse. Reprint der Ausg. 1922, Münster 1987 (<i>Dagmar Reese-Nübel</i>)	3 S. 416
Botz, Gerhard: Krisenzonen einer Demokratie. Gewalt, Streik und Konfliktunterdrückung in Österreich seit 1918, Frankfurt/M. und New York 1987 (<i>Detlef Lehnert</i>)	4 S. 581
Brinkmann, Gerhard: Ökonomik der Arbeit. Bd.3: Die Entlohnung der Arbeit, Stuttgart 1984 (<i>Rudolf Welzmüller</i>)	1 S. 117
Die britische Deutschland- und Besatzungspolitik 1945-1949. Hrsg. von Josef Foscaphoth und Rolf Steiniger. Paderborn 1985 (<i>Hermann-Josef Rupieper</i>) (KA)	1 S. 151
Buschak, Willy: Das Londoner Büro. Europäische Linksozialisten in der Zwischenkriegszeit, Amsterdam 1986 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	1 S. 145
The Communist International in Lenin's Time. Lenin's Struggle for a Revolutionary International. Documents: 1907-1916. Ed. by John Riddell, New York 1984 (<i>Agnes Blänsdorf</i>)	4 S. 583
Cooncz, Claudia: Mothers in the Fatherland. Women, the Family, and Nazi Politics, New York 1987 (<i>Christiane Eifert</i>)	2 S. 279
Dahlmann, Dittmar: Land und Freiheit. Machnovščina und Zapatismo als Beispiele agrarrevolutionärer Bewegungen, Stuttgart 1986 (<i>Wolfgang Haug</i>)	3 S. 392
Die Daimler-Benz AG 1916-1948. Schlüsseldokumente zur Konzerngeschichte. Bearb. von Karl Heinz Roth und Michael Schmid, Nördlingen 1987 (<i>Ulrich Heinemann</i>)	4 S. 579
Das Daimler-Benz-Buch. Ein Rüstungskonzern im „Tausendjährigen Reich“. Hrsg. von der Hamburger Stiftung für Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, Nördlingen 1987 (<i>Ulrich Heinemann</i>)	1 S. 132
Degen, Bernhard: Das Basel der andern. Geschichte der Basler Gewerkschaftsbewegung, Basel 1986 (<i>Karl Lang</i>)	2 S. 285
Deutsche Arbeiterjugendbewegung 1904 bis 1945. Illustrierte Geschichte. Autorenkollektiv: Heinz Jahnke u.a., Köln 1987 (<i>Kurt Schilde</i>)	4 S. 571
Die deutsche Inflation. Eine Zwischenbilanz. — The German Inflation reconsidered. A preliminary balance. Hrsg. von Gerald D. Feldman u.a., Berlin und New York 1982 (<i>Gerd Hardach</i>)	1 S. 143
Dokumente zur „Euthanasie“. Hrsg. von Ernst Klee, Frankfurt/M. 1985 (<i>Hans Halter</i>)	3 S. 422
Drexler, Alexander: Planwirtschaft in Westdeutschland 1945-1948, Stuttgart 1985 (<i>Werner Abelshäuser</i>)	3 S. 424
Erd, Rainer: Die amerikanischen Gewerkschaften im New Deal 1933-1937, Frankfurt/M. und New York 1986 (<i>Irmgard Steinisch</i>)	2 S. 287
Die Erfahrung der Inflation im internationalen Vergleich. — The Experience of Inflation. International and Comparative Studies. Hrsg. von Gerald D. Feldman u.a., Berlin und New York 1984 (<i>Gerd Hardach</i>)	1 S. 143
Erinnerungsstätten für die Freiheitsbewegungen in der deutschen Geschichte. Hrsg. vom Bundesarchiv Koblenz 1984 (<i>Christof Rieber</i>) (KA)	1 S. 148
Les exilés allemands en France (1933-1945). Textes réunis et publiés par Michel Grunewald et Jean-Marie Valentin, Paris 1986 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	2 S. 283
The Federal Republic of Germany and the United States. Changing Political, Social and Economic Relations. Ed. by James A. Cooney et al., Boulder und London 1984 (<i>Karl Kühne</i>)	3 S. 428

Fischer, Benno: Theoriediskussion der SPD in der Weimarer Republik, Frankfurt/M. et. al. 1987 (<i>Franz Walter</i>)	3 S. 393
Flechtheim, Ossip K.: Die KPD in der Weimarer Republik, Hamburg 1986 (<i>Christa Hempel-Küter</i>)	1 S. 128
Foitzik, Jan: Zwischen den Fronten. Zur Politik, Organisation und Funktion linker politischer Kleinorganisationen im Widerstand 1933 bis 1939/40 unter besonderer Berücksichtigung des Exils, Bonn 1986 (<i>Arno Klönne</i>)	1 S. 144
Franke, Volker: Der Aufstieg der NSDAP in Düsseldorf, Essen 1987 (<i>Doris Kaufmann</i>)	4 S. 577
Franzen, Hans-Joachim: Auf der Suche nach politischen Handlungsspielräumen. Die Diskussion um die Strategie der Partei in den regionalen und lokalen Organisationen der badischen Sozialdemokratie zwischen 1890 und 1914, Frankfurt/M. et. al. 1987 (<i>Adelheid von Salderm</i>)	3 S. 414
German Women in the Nineteenth Century. A Social History. Ed. by John C. Fout, New York und London 1984 (<i>Ursula Nienhaus</i>)	2 S. 266
Geschichte de internationalen Arbeiterbewegung in Daten. Hrsg. vom IML beim ZK der SED, Berlin/DDR (<i>Holger Gallrein</i>)	4 S. 559
Die Geschichte der Zweiten Internationale. Hrsg. von der Akademie der Wissenschaften der UdSSR, 2 Bde, Moskau und Berlin/DDR 1983 (<i>Agnes Blänsdorf</i>)	4 S. 583
Geschichtstreff. Beiträge zur Geschichte der Bodenseeregion. Hrsg. von Oswald Burger und Elmar L. Kuhn, 2 Bde, Friedrichshafen 1986 (<i>Lutz W. Ewald</i>)	3 S. 411
Die geteilte Utopie. Sozialisten in Frankreich und Deutschland. Hrsg. von Marieluise Christadler, Opladen 1985 (<i>Hans Manfred Bock</i>)	1 S. 119
Die Gewerkschaft. Probenummer und Jahrgänge 1897-99. Originalgetreuer Nachdruck. Mit einl. Beiträgen von Dieter Schneider und Manfred Scharrer, Stuttgart 1986 (<i>Willy Buschak</i>)	3 S. 390
Görling, Reinhold: „Dinamita cerebral“. Politischer Prozeß und ästhetische Praxis im Spanischen Bürgerkrieg (1936-1939), Frankfurt/M. 1986 (<i>Walther L. Bernecker</i>)	1 S. 142
Grebing, Helga: Arbeiterbewegung und politische Moral. Aufsätze, Kommentare und Berichte zur Geschichte und Theorie der deutschen Arbeiterbewegung, Göttingen 1985 (<i>Arno Klönne</i>)	4 S. 565
Grenzgängerinnen. Revolutionäre Frauen im 18. und 19. Jahrhundert. Hrsg. von Helga Grubitzsch u.a., Düsseldorf 1985 (<i>Heinz Niggemann</i>)	4 S. 567
Grüttner, Michael: Arbeitswelt an der Wasserkante. Sozialgeschichte der Hamburger Hafenarbeiter 1886-1914, Göttingen 1984 (<i>Klaus Weinbauer</i>)	3 S. 413
Gut Brand ! Leben und Arbeit der Lipper Ziegler um 1900. Ein Lesebuch. Hrsg. von Fritz Bartelt und Eckhard Schinkel, Hagen 1986 (<i>Hartmut Reese</i>)	3 S. 257
Haefelin, Jürg: Wilhelm Weitling. Biographie und Theorie, Bern, Frankfurt/M. und New York 1986 (<i>Hans-Arthur Marsiske</i>)	2 S. 263
Henkel, Martin und Rolf Taubert: Die deutsche Presse 1848-1850. Eine Bibliographie, München u.a. 1986 (<i>Bodo Rollka</i>)	1 S. 116
Herzig, Arno und Rainer Sachs: Der Breslauer Gesellenaufstand von 1793. Die Aufzeichnungen des Schneidermeisters Johann Gottlieb Klose, Göttingen 1987 (<i>Martin Henkel</i>)	4 S. 560
Hofmann-Göttig, Joachim: Emanzipation mit dem Stimmzettel. 70 Jahre Frauenwahlrecht in Deutschland, Bonn 1986 (<i>Christl Wickert</i>)	1 S. 122
Hormann-Reckeweg, Birgit: Ludwig Müller. Aus dem Leben eines Gewerkschafters, Köln 1986 (<i>Dieter Emig und Lutz W. Ewald</i>)	3 S. 402

Hundert Jahre Rheinische Evangelische Arbeiterkolonie Lühlerheim: 1886-1986. Redaktion: Heinrich Bruckmann, Schermbeck 1986 (Jochen-Christoph Kaiser)	3 S. 407
Inventar der Quellen zur Geschichte der Wanderungen, besonders der Auswanderung, in Bremer Archiven. Bearb. von Peter Marschalck, Bremen 1986 (Dirk Hoerder)	2 S. 256
Kambas, Chrysoula: Die Werkstatt als Utopie. Lu Märten's literarische Arbeit und Formästhetik seit 1900, Tübingen 1988 (Claudia Albert)	4 S. 566.
Kinter, Jürgen: Arbeiterbewegung und Film (1895-1933), Hamburg 1986 (Curt Garner)	1 S. 121
Klee, Ernst: „Euthanasie“ im NS-Staat. Die „Vernichtung unwerten Lebens“, Frankfurt/M. 1985 (Hans Halter)	3 S. 422
Klein, Michael: Antifaschistische Demokratie und nationaler Befreiungskampf. Die nationale Politik der KPD 1945-1953, 2., durchges. Aufl., Berlin 1986 (Manfred König)	3 S. 423
Koch-Baumgarten, Sigrid: Aufstand der Avantgarde. Die Märzaktion der KPD 1921, Frankfurt/M. und New York 1986 (Werner Müller)	1 S. 128
Könke, Günter: Organisierter Kapitalismus, Sozialdemokratie und Staat, Stuttgart 1987 (Franz Walter)	3 S. 393
Krau, Ingrid und Manfred Walz: Wer weiß denn schon, was Kontischicht bedeutet. Zum Zusammenhang von Arbeit und Leben außerhalb des Werktors: Kooperatives Forschen in der Stahlindustrie, Frankfurt/M. und New York 1986 (Franz Josef Brüggemeier)	3 S. 425
Kreter, Karlo: Sozialisten in der Adenauer-Zeit. Die Zeitschrift „Funken“, Hamburg 1986 (Arno Klönne)	1 S. 140
Kuckuk, Peter: Die A.G. „Weser“, T. 1: Bis 1914, Bremen 1987 (Berthold Grzywatz)	4 S. 572
Kuckuk, Peter: Die A.G. „Weser“, T. 2: 1914 bis 1933, Bremen 1987 (Berthold Grzywatz)	4 S. 572
Kuckuk, Peter: Bremen in der Deutschen Revolution 1918-1919, Bremen 1986 (Berthold Grzywatz)	4 S. 572
Kuckuk, Peter u.a.: Spanten und Sektionen. Werften und Schiffbau in Bremen und der Unterweserregion im 20. Jahrhundert, Bremen 1986 (Sighard Neckel)	2 S. 273
Kuhn, Elmar L.: Literaturverzeichnis zur Regional- und Lokal- geschichte des Bodenseekreises, Friedrichshafen 1986 (Lutz W. Ewald)	3 S. 411
Kunde, Karl: Die Odyssee eines Arbeiters, Stuttgart 1985 (Frank Lubkowitz)	1 S. 120
Lazitch, Branko: Biographical Dictionary of the Comintern, Stanford, Cal. 1986 (Werner Müller)	3 S. 385
Lemke-Müller, Sabine: Ethischer Sozialismus und soziale Demokratie. Der politische Weg Willi Eichlers vom ISK zur SPD, Bonn 1988 (Dieter Haselbach)	3 S. 400
Lexikon zur Parteiengeschichte. Die bürgerlichen und kleinbürgerlichen Parteien und Verbände in Deutschland (1789-1945). Hrsg. von Dieter Fricke. 4 Bde, Leipzig 1983-1986 (Ossip K. Flechtheim)	4 S. 560
Lönne, Karl-Egon: Politischer Katholizismus im 19. und 20. Jahrhundert Frankfurt/M. 1986 (Hans Dieter Denk)	3 S. 430
Loibl, Stefan: Kollektiv oder kooperativ? Genossenschaften und Kollektive in Katalonien, Berlin 1988 (Monika Lübcke)	4 S. 582
Mammach, Klaus: Widerstand 1939-1945. Geschichte der deutschen antifaschistischen Widerstandsbewegung im Inland und in der Emigration, Berlin/DDR 1987 (Klaus Bästlein)	3 S. 421
MarBolek, Inge und René Ott: Bremen im 3. Reich. Anpassung, Widerstand und Verfolgung, Bremen 1986 (Christiane Eifert)	1 S. 136
Maser, Werner: Friedrich Ebert, der erste deutsche Reichspräsident, München 1987 (Walter Mühlhausen)	3 S. 396

Maurer, Trude: Ostjuden in Deutschland 1918-1933, Hamburg 1986 (<i>Andreas Reinke</i>)	1 S. 131
Medizin im Faschismus. Hrsg. von Achim Thom und Horst Spaar, Berlin/DDR 1985 (<i>Hans Halter</i>) (KA)	1 S. 149
Methoden der Biographie- und Lebenslaufforschung. Hrsg. von Wolfgang Voges, Opladen 1987 (<i>Rüdiger Hachmann</i>)	3 S. 384
Michels, Robert: Masse, Führer, Intellektuelle. Politisch-soziologische Aufsätze 1906-1933, Frankfurt/M. und New York 1987 (<i>Peter Lösche</i>)	4 S. 564
Die Minderheit als Mitte. Die Deutsche Zentrumspartei in der Innenpolitik des Reiches 1871-1933. Hrsg. von Winfried Becker, Paderborn u.a. 1986 (<i>Georg Kotowski</i>)	4 S. 569
Müller, Gerhard: Für Vaterland und Republik. Monographie des Nürnberger Schriftstellers Karl Bröger, Pfaffenweiler 1986 (<i>Werner Schartel</i>)	3 S. 398
Müller, Paul: „Wir wollten die Welt verändern“. Stationen im Leben eines Altsozialisten, Frankfurt/M. 1987 (<i>Hermann Wichers</i>)	3 S. 403
Naujoks, Harry: Mein Leben im KZ Sachsenhausen 1936-1942. Erinnerungen des ehemaligen Lagerältesten, Köln 1987 (<i>Klaus Bästlein</i>)	3 S. 404
Neubausiedlungen der 20er und 60er Jahre. Ein historischer Vergleich. Hrsg. von Ulfert Herlyn u.a., Frankfurt/M. und New York 1987 (<i>Dieter Hanauske</i>)	2 S. 274
Neugebauer-Wölk, Monika: Wählergenerationen in Preußen zwischen Kaiserreich und Republik, Berlin 1987 (<i>Stefan Immerfall</i>)	2 S. 268
Nielsen, Birgit S.: Erziehung zum Selbstvertrauen. Ein sozialistischer Schulversuch im dänischen Exil 1933-1938, Wuppertal 1985 (<i>Burkhard Ost</i>)	1 S. 141
Nöcker, Horst: Der preußische Reichstagswähler in Kaiserreich und Republik 1912 und 1924, Berlin 1987 (<i>Stefan Immerfall</i>)	2 S. 268
Nöcker, Horst: Wählerentscheidung unter demokratischem und Klassenwahlrecht, Berlin 1987 (<i>Stefan Immerfall</i>)	2 S. 268
Non-Market Socialism in the Nineteenth and Twentieth Centuries. Ed. by Maximilien Rubel and John Crump, Houndsmills et. al. 1987 (<i>Karl Kühne</i>)	3 S. 387
Opfer und Täterinnen. Frauenbiographien des Nationalsozialismus. Hrsg. von Angelika Ebbinghaus, Nördlingen 1987 (<i>Christiane Eifert</i>)	2 S. 279
Osswald, Richard: Lebendige Arbeitswelt. Die Sozialgeschichte der Daimler-Benz AG von 1945 bis 1985, Stuttgart 1986 (<i>Ulrich Heinemann</i>)	4 S. 579
Petras, Harri: Reichstagswahlen 1867-1912 im Hattinger Raum, Hattingen 1978 (<i>Stefan Immerfall</i>)	2 S. 268
Peukert, Detlev J.K.: Jugend zwischen Krieg und Krise. Lebenswelten von Arbeiterjungen in der Weimarer Republik, Köln 1987 (<i>Dagmar Reese-Nübel</i>)	3 S. 416
Pöbelexesse und Volkstumulte in Berlin. Zur Sozialgeschichte der Straße 1830-1980. Hrsg. von Manfred Gailus, Berlin 1984 (<i>Hermann-Josef Rupieper</i>)	2 S. 272
Pöppel, Walter: Deutschlands verlorene Jahre 1933-1945, Stockholm 1986 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	1 S. 121
Pohl, Hans, Stephanie Habeth und Beate Brüninghaus: Die Daimler-Benz AG in den Jahren 1933-1945. Eine Dokumentation, Stuttgart 1986 (<i>Ulrich Heinemann</i>)	1 S. 132
Pohle, Fritz: Das mexikanische Exil. Ein Beitrag zur Geschichte der politisch-kulturellen Emigration aus Deutschland (1937-1946), Stuttgart 1986 (<i>Helmar Klier</i>)	3 S. 426
Prinz, Michael: Vom neuen Mittelstand zum Volksgenossen. Die Entwicklung des sozialen Status der Angestellten von der Weimarer Republik bis zum Ende der NS-Zeit, München 1986 (<i>Adelheid von Saldern</i>)	1 S. 126
Proletariat. Kultur und Lebensweise im 19. Jahrhundert. Hrsg. von Dietrich Mühlberg, Köln et. al. 1986 (<i>Claudia Albert</i>)	3 S. 406

Proletarische Sozialpolitik. Organ der Arbeitsgemeinschaft sozialpolitischer Organisationen, ARSO. 1928-1933. Reprint. Hrsg. von Clemens Klockner, Darmstadt 1987 (<i>Arne Andersen</i>)	4 S. 563
Raichle, Gerhard et. al.: Die „ausgesperrte“ Geschichte. Beiträge zur Geschichte der Arbeiterbewegung und des Nationalsozialismus in Friedrichshafen, 2., veränd. Aufl., Friedrichshafen 1985 (<i>Lutz W. Ewald</i>)	3 S. 411
Reform und Gewissen. „Euthanasie“ im Dienst des Fortschritts, Berlin 1985 (<i>Hans Halter</i>)(KA)	1 S. 149
Die Regierung Eisner 1918/1919. Ministerratsprotokolle und Dokumente. Eingel. und bearb. von Franz J. Bauer, Düsseldorf 1987 (<i>Walter Törmön</i>)	4 S. 562
Roder, Hartmut: Der Bremer Vulkan, T. 1: 1893 bis 1914, Bremen 1988 (<i>Berthold Grzywatz</i>)	4 S. 572
Roder, Hartmut: Der Bremer Vulkan, T. 2: 1914 bis 1933, Bremen 1987 (<i>Berthold Grzywatz</i>)	4 S. 572
Rohe, Karl: Vom Revier zum Ruhrgebiet. Wahlen, Parteien, Politische Kultur, Essen 1986 (<i>Stefan Immerfall</i>)	3 S. 410
Ruck, Michael: Die Freien Gewerkschaften im Ruhrkampf 1923, Köln 1986 (<i>Hermann-Josef Rupieper</i>)	2 S. 277
Ruck, Michael: Bollwerk gegen Hitler? Arbeiterschaft, Arbeiterbewegung und die Anfänge des Nationalsozialismus, Köln 1988 (<i>Thomas Kurz</i>)	4 S. 574
Sachße, Carola u.a.: Angst, Belohnung, Zucht und Ordnung. Herrschaftsmechanismen im Nationalsozialismus, Opladen 1982 (<i>Arno Klönne</i>)	4 S. 578
Sachße, Christoph: Mütterlichkeit als Beruf. Sozialarbeit, Sozialreform und Frauenbewegung 1871-1929, Frankfurt/M. 1986 (<i>Heinz Niggemann</i>)	4 S. 570
Schley, Cornelius: Die Sozialistische Arbeiterjugend Deutschlands (SAJ), Frankfurt/M. 1987 (<i>Roland Gröschel</i>)	3 S. 418
Schöffner, Peter: Der Wahlrechtskampf der österreichischen Sozialdemokratie 1888-1897, Stuttgart 1986 (<i>Helmut Konrad</i>)	3 S. 427
Schudlich, Edwin: Die Abkehr vom Normalarbeitstag. Entwicklung der Arbeitszeiten in der Industrie der Bundesrepublik seit 1945, Frankfurt/M. und New York 1987 (<i>Eberhard K. Seifert</i>)	1 S. 138
Schwarze, Gisela: Eine Region im demokratischen Aufbau, Düsseldorf 1984 (<i>Werner Müller</i>)(KA)	1 S. 151
Seliger, Kurt: Basel — Badischer Bahnhof. In der Schweizer Emigration 1938-1945, Wien 1987 (<i>Hermann Wichers</i>)	4 S. 582
Siemann, Wolfram: Die deutsche Revolution von 1848/49, Frankfurt/M. 1985 (<i>Hellmut G. Haasis</i>)	1 S. 125
Signatur: g.1. — Gustav Landauer im „Sozialist“. Aufsätze über Kultur, Politik und Utopie. Hrsg. und eingel. von Ruth Link-Salinger (Hyman), Frankfurt/M. 1986 (<i>Cornelia Regin</i>)	2 S. 258
Smula, Hans-Jürgen: Milieus und Parteien. Eine regionale Analyse der Interdependenz von politisch-sozialen Milieus, Parteiensystem und Wahlverhalten am Beispiel des Landkreises Lüdighausen 1919 bis 1933, Münster 1987 (<i>Stefan Immerfall</i>)	4 S. 577
Soziale Bewegungen. Geschichte und Theorie. Jahrbuch 2: Auf dem Wege nach Utopia. Hrsg. von Heinz-Gerhard Haupt u.a., Frankfurt/M. und New York 1985 (<i>Hans-Gerhard Husung</i>)	2 S. 262
Sozialstrategien der Deutschen Arbeitsfront. Jahrbücher des Arbeitswissenschaftlichen Instituts der Deutschen Arbeitsfront 1936-1940/41. Bd.1: Jahrbuch 1936. Reprint, München et. al. 1986 (<i>Gunther Mai</i>)	3 S. 391
Staatliche Reaktionen auf politische Auseinandersetzungen in Bochum und Dortmund 1929-1933. Bearb. von Peter Lessmann, Bochum 1984 (<i>Stefan Immerfall</i>)	3 S. 410

Stamm, Christoph: Regionale Fest- und Gedenkschriften der deutschen Arbeiterbewegung. Annotierte Bibliographie von Fest-, Gedenk- und ähnlichen Schriften regionaler und lokaler Organisationsgliederungen der deutschen Arbeiter- und Angestelltenbewegung bis 1985, Bonn 1987 (<i>Kurt Schilde</i>)	1 S. 117
Steffens, Horst: Autorität und Revolte. Alltagsleben und Streikverhalten der Bergarbeiter an der Saar im 19. Jahrhundert, Weingarten 1987 (<i>Heinrich Volkmann</i>)	2 S. 267
Stöcker, Rainer: „Noch bleibt der volle Tag uns zu ersiegen“. Geschichte der Hagener Arbeiterbewegung. Bd.1: 1848-1923; Essen 1984 (<i>Bernhard Neidiger</i>)	1 S. 123
Stöcker, Rainer: Seid einig ! Geschichte der Hagener Arbeiterbewegung. Bd.2: 1924-1933, Essen 1985 (<i>Bernhard Neidiger</i>)	1 S. 123
Tito, Josip Broz: Ausgewählte Reden und Schriften 1928-1979. Bd.3: 1945-1979. Teilbd. 2: Außenpolitik. Ausgewählt und redigiert von Pero Damjanović u.a., Stuttgart 1984(<i>Othmar Nikola Haberl</i>)	2 S. 259
Tosstorff, Reiner: Die POUM im spanischen Bürgerkrieg, Frankfurt/M. 1987 (<i>Walther L. Bernecker</i>)	2 S. 286
Vestring, Sigrid: Die Mehrheitssozialdemokratie und die Entstehung der Reichsverfassung von Weimar 1918/1919, Münster 1987 (<i>Klaus Riebschläger</i>)	3 S. 415
Vollmers, Georg: Der politische Anspruch der Sozialistischen Arbeiter-Jugend und ihre Praxis in Hannover, Hannover 1986 (<i>Roland Gröschel</i>)	3 S. 418
Walter, Franz: Nationale Romantik und revolutionärer Mythos. Politik und Lebensweisen im frühen Weimarer Jungsozialismus, Berlin 1986 (<i>Heinrich August Winkler</i>)	2 S. 275
Walter, Hans-Albert: Deutsche Exilliteratur 1933-1950. Bd.4: Exilpresse, Stuttgart 1978 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	1 S. 146
Walter, Hans-Albert: Deutsche Exilliteratur 1933-1950. Bd.2: Europäisches Appeasement und überseeische Asylpraxis, Stuttgart 1984 (<i>Ursula Langkau-Alex</i>)	1 S. 146
„Das war 'ne ganz geschlossene Gesellschaft hier“. Der Lindenhof: Eine Genossenschafts-Siedlung in der Großstadt. Hrsg. von der Berliner Geschichtswerkstatt, Berlin 1987 (<i>Adelheid von Saldern</i>)	3 S. 408
Weinz, Wolfgang: Gewerkschaften und Arbeitsbeziehungen in der Republik Irland, Frankfurt/M., Bern und New York 1984 (<i>Helga Wöggon</i>) (KA)	1 S. 151
Wiggershaus, Renate: Frauen unterm Nationalsozialismus, Wuppertal 1984 (<i>Dagmar Reese-Nübel</i>) (KA)	1 S. 150
Winkler, Heinrich August: Der Weg in die Katastrophe. Arbeiter und Arbeiterbewegung in der Weimarer Reupublik 1930 bis 1933, Berlin und Bonn 1987 (<i>Helmut Konrad</i>)	4 S. 576
Witt, Peter-Christian: Friedrich Ebert. Parteiführer, Reichskanzler, Volksbeauftragter, Reichspräsident, Bonn 1987 (<i>Walter Mühlhausen</i>)	3 S. 396
Wolowicz, Ernst: Linksoption in der SPD von der Vereinigung mit der USPD 1922 bis zur Abspaltung der SAPD 1931, 2 Teilbde, Bonn o.J. (<i>Hans-Ulrich Ludewig</i>)	1 S. 130
Zur Geschichte der Bezirksparteiorganisation Gera der SED. Bd.1: Von den Anfängen der Arbeiterbewegung bis zum August 1961. Autorenkollektiv, Gera 1986 (<i>Werner Müller</i>)	3 S. 409

MITTEILUNGEN, ERGÄNZUNGEN UND BRIEFE AN DIE REDAKTION

Berichtigungen H. 1, S. 154, H. 2, S. 292, H. 4, S. 591	
Bonner Geschichtswerkstatt veranstaltet bundesweites Geschichtsfest	4 S. 591
Devermann, Fred: Zum Beitrag von Werner Müller: Sozialdemokratische Politik unter sowjetischer Militärverwaltung. Chancen und Grenzen der SPD in der sowjetischen Besatzungszone zwischen Kriegsende und SED-Gründung, in: IWK, Jg. 23(1987), H.2, S. 170-206	1 S. 152

Evans, Richard J. und Dick Geary: Answer to Mr. Fletcher	3 S. 431
Herz, Rudolf und Diethart Kerbs: „Berlin 1918/19: Die Revolution im Spiegel der Fotografie“. Forschungsprojekt und Ausstellung	2 S. 292
Ito, Narihito: Internationales Symposium „Antonio Gramsci und die Gegenwart“ in Tokio	4 S. 585
Könke, Günter: Zur Rezension von Franz Walter, in: IWK, Jg. 24(1988), H.3, S.393-396	4 S. 590
Schöler, Uli: Nachtrag zu meinem Beitrag: Wolfgang Abendroth — Ergänzungen zu seiner Bibliographie — mit einigen biographischen Anmerkungen, in: IWK, Jg.24(1988), H.2, S.213-234	4 S. 588
Weinkauff, Regina: Zum Beitrag von Franz Walter: Konfliktreiche Integration: Arbeiterkultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik. Eine Zwischenbilanz, in: IWK, Jg.24(1988), H.1, S.54-88	2 S. 291
Wichers, Hermann: Zum Beitrag von Uli Schöler: Wolfgang Abendroth — Ergänzungen zu seiner Bibliographie — mit einigen biographischen Anmerkungen, in: IWK, Jg.24(1988), H.2, S.213-234	4 S. 589
Zimmer, Monika: Online-Datenbanken des Informationszentrums Sozialwissenschaften in neuen Versionen	4 S. 587

PROJEKTFRAGEBOGEN H. 1, S. 155, H. 2, S. 293, H. 3, S. 433, H. 4, S. XIII

REGISTER DER AUTORINNEN UND AUTOREN

Abelshäuser, Werner H. 3, S. 424	Eifert, Christiane H. 1, S. 136 H. 2, S. 279	Haasis, Hellmut G. H. 1, S. 125
Albert, Claudia H. 3, S. 406 H. 4, S. 566	Emig, Dieter H. 3, S. 402	Haberl, Othmar Nikola H. 2, S. 259
Andersen, Arne H. 4, S. 563	Evans, Richard J. H. 3, S. 431	Hachtmann, Rüdiger H. 3, S. 384
Bästlein, Klaus H. 3, S. 404, 421	Ewald, Lutz W. H. 3, S. 402, 411	Halter, Hans H. 1, S. 149 H. 3, S. 422
Beier, Klaus M. H. 2, S. 157	Fieseler, Beate H. 4, S. 539	Hanauske, Dieter H. 2, S. 274
Bernecker, Walther L. H. 1, S. 142 H. 2, S. 286	Flechtheim, Ossip K. H. 4, S. 560	Hansen, Nils H. 4, S. 568
Blänsdorf, Agnes H. 4, S. 583	Foitzik, Jan H. 3, S. 308	Hardach, Gerd H. 1, S. 143
Bock, Hans Manfred H. 1, S. 119 H. 4, S. 516	Frohn, Franz Jean H. 1, S. 96 H. 2, S. 244 H. 3, S. 372 H. 4, S. 552	Haselbach, Dieter H. 3, S. 400
Brandenburg, Alexander H. 2, S. 192	Gallrein, Holger H. 4, S. 559	Haug, Wolfgang H. 3, S. 392
Brüggemeier, Franz Josef H. 3, S. 425	Garner, Curt H. 1, S. 121	Heinemann, Ulrich H. 1, S. 132 H. 4, S. 579
Brummert, Ulrike H. 1, S. 92	Geary, Dick H. 3, S. 431	Hempel-Küter, Christa H. 1, S. 128
Buschak, Willy H. 2, S. 278 H. 3, S. 390	Grebing, Helga H. 1, S. 43	Henkel, Martin H. 4, S. 560
Denk, Hans Dieter H. 3, S. 430	Gröschel, Roland H. 3, S. 418	Herz, Rudolf H. 2, S. 292
Devermann, Fred H. 1, S. 152	Grzywatz, Berthold H. 4, S. 572	Hoerder, Dirk H. 2, S. 256

- Huber, Petra
H. 3, S. 360
- Husung, Hans-Gerhard
H. 2, S. 262
- Immerfall, Stefan
H. 2, S. 268
H. 3, S. 410
H. 4, S. 577
- Ito, Narihito
H. 4, S. 585
- Jacob, Mathilde
H. 4, S. 435, 441
- Kaiser, Jochen-Christoph
H. 3, S. 407, 409
- Kaufmann, Doris
H. 4, S. 577
- Kerbs, Diethart
H. 2, S. 292
- Klier, Helmar
H. 3, S. 426
- Klönne, Arno
H. 1, S. 140, 144
H. 4, S. 565, 578
- König, Manfred
H. 3, S. 423
- Könke, Günter
H. 4, S. 590
- Konrad, Helmut
H. 3, S. 427
H. 4, S. 576
- Kotowski, Georg
H. 4, S. 569
- Kuck, Gerhard
H. 1, S. 88
- Kühne, Karl
H. 3, S. 387, 428
- Kurz, Thomas
H. 4, S. 574
- Lang, Karl
H. 2, S. 285
- Langkau-Alex, Ursula
H. 1, S. 16, 121, 145, 146
H. 2, S. 283
- Lehnert, Detlef
H. 2, S. 289
H. 4, S. 581
- Lösche, Peter
H. 4, S. 564
- Lorenz, Einhart
H. 2, S. 171, 234
- Lubowitz, Frank
H. 1, S. 120
- Ludewig, Hans-Ulrich
H. 1, S. 130
- Lübcke, Monika
H. 4, S. 582
- Mai, Gunther
H. 3, S. 391
- Marsiske, Hans-Arthur
H. 2, S. 263
- Mühlhausen, Walter
H. 3, S. 396
- Müller, Werner
H. 1, S. 128, 151
H. 3, S. 357, 385, 409
- Neckel, Sighard
H. 2, S. 273
- Neidiger, Bernhard
H. 1, S. 123
- Neuhaus, Rolf
H. 2, S. 264
- Nienhaus, Ursula
H. 2, S. 266
- Niggemann, Heinz
H. 4, S. 567, 570
- Ost, Burkhard
H. 1, S. 141
- Pohl, Karl Heinrich
H. 3, S. 295
- Quack, Sibylle
H. 4, S. 435
- Reese, Hartmut
H. 2, S. 257
- Reese-Nübel, Dagmar
H. 1, S. 150
H. 3, S. 416
- Regin, Cornelia
H. 2, S. 258, 261
- Reinke, Andreas
H. 1, S. 131
- Ribas, Pedro
H. 3, S. 342
- Rieber, Christof
H. 1, S. 148
- Riebschläger, Klaus
H. 3, S. 415
- Rollka, Bodo
H. 1, S. 116
- Rupieper, Hermann-Josef
H. 1, S. 148, 151
H. 2, S. 272, 277
H. 4, S. 571
- Saldern, Adelheid von
H. 1, S. 126
H. 3, S. 408, 414
- Schartel, Werner
H. 3, S. 398
- Schilde, Kurt
H. 1, S. 117
H. 4, S. 571
- Schöler, Uli
H. 2, S. 213
H. 4, S. 588
- Schöttler, Peter
H. 3, S. 386
- Seifert, Eberhard K.
H. 1, S. 138
- Sigel, Robert
H. 2, S. 264
- Steinisch, Irmgard
H. 2, S. 287
- Tormin, Walter
H. 4, S. 562
- Volkmann, Heinrich
H. 2, S. 267
- Walter, Franz
H. 1, S. 54
H. 3, S. 393
- Weber, Hermann
H. 1, S. 1, 2
- Weinhauer, Klaus
H. 3, S. 413
- Weinkauff, Regina
H. 2, S. 291
- Welzmüller, Rudolf
H. 1, S. 117
- Wichers, Hermann
H. 3, S. 403
H. 4, S. 582, 589
- Wickert, Christl
H. 1, S. 122
- Winkler, Heinrich August
H. 2, S. 275
- Woggon, Helga
H. 1, S. 151
- Zimmer, Monika
H. 4, S. 587
- Zimmermann, Rüdiger
H. 4, S. 435



Im Auftrage der Historischen Kommission zu Berlin herausgegeben von Henryk Skrzypczak

Anschrift: Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D-1000 Berlin 38,
Telefon (030) 8 16 001 41

MITTEILUNG ÜBER EIN PROJEKT

ÜBER DEN STAND EINES BEREITS ANGEZEIGTEN PROJEKTS
Titelverzeichnis Nr.

1. **Institution(en)**, in deren Rahmen die Forschungsarbeit durchgeführt wird (z.B. Institut, Referat, Fachbereich, Lehrstuhl)*

Bezeichnung/Name, Anschrift, Tel.-Nr.:

* Bei Forschungsarbeiten ohne Verbindung mit einer Institution Name des durchführenden Forschers. Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades außerdem Bezeichnung der Institution des Betreuers.

- 2.1 **Bearbeiter.** Vor- und Zuname, Anschrift, Tel.-Nr. (Leiter bitte unterstreichen):

- 2.2 Bei Arbeiten zur Erlangung eines akademischen Grades: Vor- und Zuname des Betreuers (Doktorvater o.ä.):

4. **Stand der Forschungsarbeit** ☐ laufend ☐ geplant ☐ abgeschlossen
☐ eingestellt ☐ sonstiges

5. **Laufzeit** von bis ungefährer Zeitpunkt der schriftlichen Fixierung des Ergebnisses
(Monat/Jahr) (Monat/Jahr)

6. **Art** (Mehrfachankreuzen möglich):

Auftragsforschung	☐	Gutachten	☐	Edition	☐
geförderte Forschung	☐	Habilitationsschrift ..	☐	Monographie	☐
Eigenprojekt von 1.	☐	Dissertation	☐	Aufsatz	☐
Eigenprojekt von 2.1	☐	Diplomarbeit	☐	Sonstiges	
Staatsexamensarbeit	☐	Magisterarbeit	☐		

7. Hat die Forschungsarbeit einen **Auftraggeber**? ja ☐ nein ☐
Wenn ja, bitte genaue Bezeichnung und Anschrift angeben:

8. Wer trägt die **Kosten** der Forschungsarbeit? (Mehrfachankreuzen möglich)

Die in Frage 1 genannte Institution	☐	andere Geldgeber ...	☐	 Bitte Bezeichnung und Anschrift
Bearbeiter	☐			
Auftraggeber	☐			
Deutsche Forschungsgemeinschaft	☐	Stipendium	☐	 Bezeichnung und ggf. Anschrift
bzw. Sonderforschungsbereich der DFG	☐			
Stiftung Volkswagenwerk	☐			

9. (Arbeits-) **Titel** der Forschungsarbeit (ggf. Untertitel):

☐ Thema geändert, neuer (Arbeits-) Titel:

10.1 ggf. **Zeitraum** (z.B. 1933 bis 1945), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

10.2 ggf. **Geographischer Raum** (z.B. Köln, Bayern, Österreich), auf den sich die Forschungsarbeit bezieht:

11.1 **Inhaltliche Ziele** (spezielle Fragestellungen, Hypothesen, Zwischenergebnisse):

12. Liegen aktuelle (Teil-) **Veröffentlichungen** der Arbeit vor (z.B. Buch, Aufsatz) oder sind sie geplant? ja ☐ nein ☐
 Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Verlag, Jahr):

13. Liegen nichtveröffentlichte (Zwischen-) **Berichte**, Manuskripte, Arbeitspapiere vor? ja ☐ nein ☐
 Wenn ja, bitte bibliographische Angaben (Verfasser, Titel, Ort, Jahr):
 (Hier auch Hochschul- und Staatsexamensarbeit, Dissertation, Habilitationsarbeit angeben)

14. **Methodische Anlage** (Vorgehensweise, Untersuchungsart, theoretischer Ansatz, Interview, schriftliche Befragung, Auswertung von Massendaten)

16. **Benutzte Unterlagen** (Quellenbasis: Archive, Archivalien, statistische Materialien, Zeitungen)

Mit der Speicherung, Weitergabe und Veröffentlichung der in dem Fragebogen enthaltenen Angaben für wissenschaftliche Zwecke bin ich einverstanden.

.....
 (Ort, Datum)

.....
 (Unterschrift)

FOTOS ERZÄHLEN GESCHICHTE



Rudolf Herz · Dirk Halbrodt

FOTOGRAFIE UND REVOLUTION München 1918/19

328 Seiten · ca. 400 Abbildungen · gebunden
Fadenheftung · Format 22,5 x 30 cm · DM 58

Die relativ machtlose revolutionäre Öffentlichkeit auf der einen Seite und die dominierende revolutionsfeindliche Presse auf der anderen Seite – dieses Bild charakterisiert einmal mehr die deutsche Revolution, die »wunderlichste aller Revolutionen«.

REVOLUTION UND FOTOGRAFIE Berlin 1918/19

Herausgegeben von der Neuen Gesellschaft
für Bildende Kunst, Berlin
304 Seiten · ca. 320 Abbildungen · gebunden
Fadenheftung · Format 22,5 x 30 cm · DM 58

Ein Lebensalter ist es her, daß die Novemberrevolution in Deutschland stattfand – nur ein Lebensalter, ist man versucht zu sagen, weil die bewußtseinsmäßige Entfernung größer zu sein scheint als die reale Distanz der in Jahren gemessenen Zeitspanne. Wer damals zehn Jahre alt war (auf manchen Bildern sind die Kinder noch zu erkennen, die da auf den Demonstrationen mitliefen), der wäre heute 80. Das wäre die Großeltern- oder Urgroßelterngeneration der heute heranwachsenden Kinder – kaum auszudenken, daß heute noch Menschen leben, die dabei gewesen sind und noch davon erzählen könnten. Zu viel ist zerstört worden in den 70 Jahren zwischen 1918 und 1988, nicht nur in den Städten, sondern auch in den Köpfen der Überlebenden.



VERLAG DIRK NISHEN

Am Tempelhofer Berg 6 · 1000 Berlin 61

Ihme-Tuchel
Beate
Friedbergstr. 23
1000 Berlin 19

Historische Kommission zu Berlin, IWK-Redaktion, Kirchweg 33, D 1000 Berlin 38

Anzeige

Dirk H. Müller

Gewerkschaftliche Versammlungsdemokratie und Arbeiterdelegierte vor 1918

Ein Beitrag zur Geschichte des Lokalismus, des Syndikalismus
und der entstehenden Rätebewegung

Großoktav, X, 374 Seiten Leinen DM 88,—
ISBN 3 7678 0650 9

Der Autor, der sein Interesse in seinem ersten Buch über die „Opposition der Jungen“ den Minoritäten am Rande und dann — kraft Parteiausschluß — bald außerhalb der Sozialdemokratie gewidmet hatte, wendet sich in der vorliegenden Studie einer Minderheit innerhalb der Gewerkschaftsbewegung zu, die nicht nur als Phänomen sui generis, sondern auch als doppelter Übergang innerhalb der historischen Kontinuität einer „Handwerker“- beziehungsweise Arbeiterbewegung gelten kann, dem Lokalismus respektive Syndikalismus. Als „Übergang“ von der zünftigen zur gewerkschaftlichen Interessenvertretung und als Basis der sich herausbildenden Rätebewegung stellt der Lokalismus insofern ein fesselndes Objekt für das Studium der Geschichte der Arbeiterbewegung dar, als offenbar gerade die Minderheiten auf neuralgische Punkte, Verwerfungen und Bruchlinien in Entwicklung und Kontinuität einer umfassenden und historisch langzeitigen Erscheinung, wie der Geschichte der Arbeiterbewegung im weitesten Sinne, aber auch auf ständig offene und theoretisch niemals endgültig lösbare, wenn auch vielfach praktisch entschiedene Probleme in Ideologie und Praxis des Sozialismus verweisen, obschon der Verfasser nicht verfehlt, die eigenen Widersprüche, an denen sich Minoritäten abarbeiten, in ein gebührendes Licht zu rücken.

Berufliche Kristallisationskerne des Lokalismus waren die Bauhandwerker und unter ihnen insbesondere die Maurer und Zimmerer sowie die Metallarbeiter, seine lokalen Zentren besonders Berlin und Halle und einige vereinzelte Industrieregionen, wie das Gebiet um Solingen. Dirk H. Müller stellt in seinem Werk ausführlich die basisdemokratischen Institutionen des sich herausbildenden Lokalismus und deren Vorläufer dar, wie den Platzdeputierten der Berliner Zimmerer, die ökonomischen Versammlungsbewegungen und die Verzahnung dieser Institutionen mit der sich gleichfalls parallel zum Lokalismus entwickelnden Zentralisierung in der deutschen Gewerkschaftsbewegung sowie die Integration dieser Institutionen in die zentralisierten Gewerkschaften. Insbesondere waren es Probleme der Organisation, der Führung und der Finanzierung von Streiks und deren Folgen, aber auch die Frage von politischen Streiks, die zur Differenzierung zwischen gewerkschaftlichem Lokalismus und Zentralismus geführt haben und diese auch aufrechterhielten, die aber nicht ausreichten, um den Lokalismus zum Verschwinden zu bringen. Der Autor zeigt auf, daß es vielmehr Linien der Weiterentwicklung zu syndikalistischen Gewerkschaftsformen und — über die Revolutionären Obleute — zur Rätebewegung gegeben hat, für deren Entstehung er die sogenannte Spontaneitätsthese, das heißt die Vermutung, es handle sich bei ihr um völlig neue Schöpfungen aus der revolutionären Situation der Zeit heraus, entschieden zurückweist. Insofern läßt sich vorhersagen, daß das Buch neben seinen sonstigen Verdiensten auch zu einer lebhaften Forschungsdiskussion führen dürfte.